

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Frauenrechtlerin & Salondame.
Die Briefe von Iduna Laube (1808-1879) an
Betty Paoli als Verhandlungen von
Subjektivität und Gesellschaft.“

Verfasserin

Alexia Kathmann

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 317

Studienrichtung lt. Studienblatt: Theater-, Film- und Medienwissenschaft

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Stefan Hulfeld

Ich danke meinen Eltern und meiner Schwester für ihre unerschütterliche Unterstützung.

Magdi Reiter, Alexandra Matsouka, Markus Kronsteiner und David Krych: Ich danke euch.

Mein Dank gilt auch jenen Lehrenden, die mit ihrer Leidenschaft für ihr Fach mein Denken und Schreiben beeinflusst haben: Dr. Georg Tscholl, Dr. Andrea Seier, Mag. Georg Vogt und Prof. Dr. Stefan Hulfeld, der diese Arbeit betreute.

INHALT

Wer ist Iduna Laube?	6
Biografische Fragmente	8
 Vorwort	 11
 Die Briefkultur des 19. Jahrhunderts.	
Zwischen Konventionalität und Intimität, Repression und Emanzipation	14
 „Wer schreibt dem Schmerz seine Grenzen vor?“	
Das moderne Subjekt zwischen rationalistisch-sozialem Entwurf und individuell-ästhetischem Selbstverständnis	24
 „Das wollen wir nicht ferner dulden!“	
Der Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Von emanzipatorischen Bestrebungen und gesellschaftlicher Anpassung	41
 „Loge im Welttheater“	
Die Wechselbeziehung zwischen der Wiener Salonkultur des 19. Jahrhunderts und dem französischen Konversationsstück als Verhandlungsort und spezifische Repräsentationsform diskursiver Weiblichkeit	64
 Nachwort.	
Vom Erscheinen und Verschwinden.	
Eine medienphilosophische Überlegung zum Verhältnis Bild/Schrift	91
 Anhang	
Briefe Iduna Laubes	98
Literaturverzeichnis	149
Abbildungsverzeichnis	161
Verzeichnis der verwendeten Siglen	163

Wer ist Iduna Laube?

Die im 19. Jahrhundert hauptsächlich in Wien und Leipzig lebende Frauenrechtlerin Iduna Laube ist in der zeitgenössischen Literatur nicht mehr als eine Randnotiz. Erwähnung findet sie am häufigsten im Zusammenhang mit ihrem Mann Heinrich Laube, der aufgrund seiner Tätigkeit als Burgtheaterdirektor von 1849-1867 einer breiten Öffentlichkeit ein Begriff ist und dessen Leben und Wirken als Theaterpraktiker und Schriftsteller in zahlreichen theatertheoretischen Schriften und Biografien seine Würdigung erfährt. Iduna Laube hingegen blieb bis heute weitgehend unbemerkt. Es gibt keine Publikationen über sie, obwohl in diversen Lexika ihr Einfluss auf die österreichische Frauenbewegung hervorgehoben wird, wie etwa im Österreichischen biographischen Lexikon von 1970:

„Laube, Iduna, geb. Budeus. Frauenrechtlerin. Altenburg (Sachsen), 13. 12. 1808; gestorb. Wien, 19. 08. 1879. [...] L. interessierte sich auch für volkswirtschaftliche Fragen, u.a. für die Vorschläge des Abg. Schrank, nach welchen die brachliegenden Frauenkräfte dem Erwerbsleben zugeführt, die Bildungsmöglichkeiten für Frauen und Mädchen vermehrt und diese Aufgabe einem Frauenver. selbst überlassen werden sollte. Im Salon von I.L. und unter ihrem Vorsitz wurden die Satzungen für den Wr. Frauen-Erwerb-Vr. entworfen und in der konstituierenden Versmlg. vom 13. 11. 1866 von L. in einem gehaltvollen Vortrag die Aufgaben des neuen Ver. dargelegt. Es war der erste große österr. Frauenver. mit wirtschaftlichen Zielen, der Beginn der österr. Frauenbewegung, nach dessen Vorbild binnen kurzen in Brünn, Prag, Salzburg, Klagenfurt etc. Frauen-Erwerb-Ver. gegründet wurden. L., ein ‚Feuergeist voll Tatkraft und Beharrlichkeit‘ konnte freilich den Wr. Ver. nur 1867/68 führen, aber bei der Intensität ihrer Arbeit auf seine Entwicklung bestimmend einwirken. Sie ging mit ihrem Gatten nach Leipzig, kehrte dann aber mit ihm wieder nach Wien zurück, welches ihnen zur zweiten Heimat geworden war. Der Vorstand des Wr. Frauen-Erwerb-Ver. widmete dem Gedenken an diese, treueste Freundin des Vereines‘ einen Freiplatz in einer seiner Schulen, die I.-L.-Stiftung.“¹

Untrennbar mit der Entstehung der österreichischen Frauenbewegung verbunden, blieb Iduna Laube jedoch als geschichtsträchtige Figur und Persönlichkeit im Diskurs über die Emanzipationsbestrebungen von Frauen in Österreich weitgehend vergessen. Diese Arbeit macht es sich deshalb zum Ziel, anhand der in der Wienbibliothek erhaltenen Briefe von Iduna Laube ihre Person sowie ihr Wirken einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Auswahl der von mir transkribierten Briefe beschränkt sich dabei auf die 20 Briefe, die Iduna Laube vermutlich im Zeitraum von 1844 bis 1879² an die Literatin Betty Paoli und ebenfalls Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins³ schrieb, sowie einen Brief aus dem Jahr 1869 an

¹ Meißner, H. (1970): „Laube, Iduna“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 46. Zugriff am 02. Oktober 2012 unter ÖBL-Österreichisches biographisches Lexikon <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

² Einige der Briefe erhalten keine Jahresangabe; es handelt sich bei diesem Zeitraum also um eine Schätzung.

³ Vgl. RB 1868, S. 28. Die Briefe von Betty Paoli sind nicht erhalten.

die Schriftstellerin und ebenso Mitglied des Vereins Auguste von Littrow-Bischoff⁴, da sich dieser bezüglich Iduna Laubes Haltung zur sogenannten Frauenfrage als besonders aufschlussreich erweist.⁵ Die in der Wienbibliothek ebenfalls erhaltenen Briefe Iduna Laubes an Marie von Ebner Eschenbach und Rudolf Seeliger, weitere Briefe an Auguste von Littrow-Bischoff sowie die im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig erhaltenen Briefe von Iduna Laube konnten aufgrund des Umfangs dieser Arbeit nicht berücksichtigt werden.

Die Briefe Iduna Laubes dienen im Folgenden als Grundlage und Ausgangspunkt, ihr Leben und Wirken in einen kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen; die Themenschwerpunkte dieser Arbeit ergaben sich während der Transkription und versuchen den vielfältigen Inhalten gerecht zu werden, indem unterschiedliche Aspekte im Schreiben und Schaffen Iduna Laubes beleuchtet und zur Diskussion gestellt werden.

⁴ Vgl. RB 1868, S. 33

⁵ Die transkribierten Briefe wurden im Anhang dieser Arbeit chronologisch angeordnet. In einigen Briefen ist das Entstehungsjahr nicht vermerkt, konnte jedoch aufgrund des Inhalts ermittelt werden und wurde von mir nachträglich hinzugefügt. Jene Briefe, die zeitlich nicht zugeordnet werden konnten, befinden sich am Ende des Brief-Anhangs sowie auch der Brief an Auguste Littrow-Bischoff.

Biografische Fragmente

Die nun folgende Biografie Iduna Laubes beruht auf dem Nachruf der Schriftstellerin und Salonière Florentine Galliny, in welchem sich die wohl ausführlichsten biographischen Angaben zu dem Leben der Frauenrechtlerin finden lassen.⁶

Iduna Buddeus kam in Altenburg, Sachsen zur Welt. Galliny gibt, anders als das Österreichische biographische Lexikon, das Geburtsjahr der Frauenrechtlerin mit 1809 an. Idunas Vater, Dr. Buddeus, der seine Stellung als Advokat aufgab, um in den Rat der preußischen Regierung zu treten und zudem als Generalbevollmächtigter der Herzoginwitwe von Kurland fungierte, brachte, so Galliny, „die Familie in freundschaftliche Berührung mit dem Adel des Landes.“⁷ Die Salonière beschreibt die Atmosphäre des elterlichen Hauses als „reggeistig“⁸ und hebt die „für jene Zeit ganz ungewöhnlich umfassende Bildung“⁹ beider Eltern hervor. Iduna profitierte von dem familiären Umgang mit dem Adel und lernte auf diese Weise schon früh „verschiedenartige Menschen und Verhältnisse kennen“¹⁰. Galliny unterstreicht, dass es der Mutter Idunas außerordentlich wichtig war, dass ihre Tochter eine „freie Entwicklung des Charakters und damit selbstständige Haltung“¹¹ erlernt. Idunas Bildung in jungen Jahren formte der aus Altenburg stammende Hofprediger Flügel, der das junge Mädchen aufgrund des Umzuges ihrer Eltern nach Reuß-Gera bis zu ihrem 16. Lebensjahr in Obhut nahm. Zurück im Elternhaus, besuchte Iduna akademische Vorträge eines Professors, der diese in „einem Kreise junger Damen in allen Fächern höherer Allgemeinbildung“¹² hielt.

Im Hause Brockhaus in Leipzig lernte sie den Mediziner Prof. Dr. Albert Haenel kennen; die nun Zwanzigjährige heiratete den „intellektuell bedeutenden, angesehenen“¹³ Professor, der, so Galliny, eine „leidenschaftliche Liebe“¹⁴ für das junge Mädchen empfand. Die beiden bekamen eine Tochter, Elly, sowie einen Sohn, Albert, dessen Geburt der Vater nicht mehr miterleben konnte, da er aufgrund einer Verletzung in Folge eines Steinwurfs, die er sich bei dem Versuch der Unterdrückung eines Volksaufstandes zuzog, verstarb. Kurz nach dem Tod ihres Mannes verstarb auch ihre Tochter Elly. 1833 war Iduna Witwe und alleinerziehende Mutter des „kränkenden“¹⁵ Sohnes Albert. Die Beziehung zu ihrem Bruder Arthur schien sie jedoch, laut

⁶ Galliny, Florentine (o. A.) [um 1880]: „Iduna Laube. [Nachruf]“. Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha. Signatur: Biogr 8° 00750/06 (01)

⁷ Ebd., S. 1 f.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd., S. 2

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd., S. 3

Galliny, von ihrem Schmerz abzulenken. Gemeinsam studierten die Geschwister moderne Sprachen und Literatur. Idunas Vorliebe bildeten dabei „englische Schriftwerke, die zuerst Culturgeschichte und Naturphilosophie in wissenschaftlich-populärer Form“¹⁶ boten; auch der Bildenden Kunst war sie zugeneigt. Das Wissen, das Iduna dabei erlangte, unterschied sie, so Galliny, von „anderen Frauen“¹⁷.

Iduna traf schließlich Heinrich Laube, für den sie eine „mächtige Leidenschaft“¹⁸ empfand und dessen Antrag sie schon nach dem dritten Treffen annahm. 1836 heirateten die beiden. Das junge Paar zog daraufhin nach Berlin, wo sie u.a. im Salon der Rahel Varnhagen verkehrten. Dabei schien die Ehe der Laubes überschattet; Iduna litt, so Galliny, unter den öffentlichen Anfeindungen ihres Mannes, die aus den Veröffentlichungen seiner Schriften resultierten. Auch besaß Heinrich Laube wohl eine gewisse Dominanz und Autorität, der sie sich nun fügen musste, obwohl sie es bisher gewohnt war aufgrund ihrer Bedeutung in diversen geselligen Kreisen „eine Leitende“¹⁹ zu sein. Im Jahr 1836/37 wurde Heinrich Laube aufgrund seiner Burschenschaftsbeteiligung auf anderthalb Jahre Festungshaft verurteilt. Die Strafe verbüßte er im Schloß Muskau; diese Zeit war für Iduna, so Galliny, eine „ungemein glückliche“²⁰, da sie dort am regen Geistesleben teilnehmen konnte und hier auch ihren Sohn Hans zur Welt brachte. Nach dem Absitzen der Strafe zogen die Laubes nach Leipzig, wo sie zehn Jahre, nur unterbrochen von großen Reisen, bleiben sollten. Das Paar nahm eine Pflegetochter auf, Nelly, zu der Iduna bis zu ihrem Tod ein inniges Verhältnis pflegte. Im Jahr 1848 ermutigte Iduna Laube Heinrich für das deutsche Parlament zu kandidieren; nach seinem Wahlsieg arbeitete Heinrich bis 1849 als Berichterstatter des Vorparlaments. 1849 übernahm Heinrich dann die Direktion des Burgtheaters und die Familie übersiedelte nach Wien. Dort etablierte Iduna ihren Salon, der „in jener achtzehnjährigen Periode als der Sammelpunkt der, ideell genommen, besten Gesellschaft der Stadt“²¹ galt. Iduna Laubes Einfluss, so Galliny, war zu jener Zeit außerordentlich groß: Nicht nur durch ihren Salon sondern auch als Mitbegründerin des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins formte sie maßgeblich die Wiener Gesellschaft. Im Jahr 1866 als Verein zur Förderung der Erwerbstätigkeit von Frauen gegründet, dauerte sein Bestehen 72 Jahre und wurde schließlich im Zuge der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahre 1938 verboten.²²

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Vgl. ebd., S.4

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd., S. 6

²² Vgl. Liebhart, Heidemarie (1995): „Das Mädchen-Lyzeum am Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Ein Schultypus zur höheren Mädchenbildung in Österreich um die Jahrhundertwende“. Dipl.-Arb. Universität Wien, S. 9

Iduna beeinflusste, wie die folgende Anekdote zeigt, auch das künstlerische Geschick ihres Mannes: In der Zeit als Theaterleiter des Stadttheaters Wien kam es zu einem Eklat zwischen Heinrich Laube und dem Schriftsteller Paul Lindau. Heinrich Laube ließ eine Szene aus dessen Stück *Maria und Magdalena* streichen, woraufhin Lindau das Stück zurückzog. Noch am selben Tag erhielt Lindau ein Brief Idunas mit folgendem Inhalt:²³

„Lieber Freund!

Seien Sie doch vernünftig! Sie sind ja doch der viel Jüngere und in Theatersachen auch wohl der weniger Erfahrene. Sie wissen, wie herzlich gut es der alte Brummbär mit Ihnen meint. Er hat mir Ihren Zank erzählt, und ich kann Ihnen sagen: der Auftritt hat mich sehr betrübt. Kommen Sie heute nachmittag wie alle nachmittage, und ebenso freundlich wie gewöhnlich zum Kaffee, drücken Sie dem Alten die Hand, und die Sache ist abgetan. Morgen auf der Probe werden Sie Ihre gestrichene Szene sehen und hören.“²⁴

Die Aufführung von *Maria und Magdalena* wurde, inklusive der einst gestrichenen Szene, ein voller Erfolg.²⁵

1863 starb Hans, der Sohn des Ehepaares, an einem Lungenleiden. Sein Tod stellte einen Schicksalsschlag dar, den, so bezeugen es die Briefe Idunas, sie nie ganz verwunden sollte. Galliny entdeckte alsdann einen neuen Wesenszug an Iduna, den sie als „Gefühlserstarrung“²⁶ beschreibt, eine gewisse „Ungeduld“²⁷ und „Intoleranz“²⁸ schlug sich im Gemüt Idunas nieder.

Der Umzug nach Leipzig aufgrund der Anstellung Heinrichs als Leiter des Stadttheaters bedeutete einen weiteren Einschnitt in Idunas Leben. Sie musste die Arbeit am Verein sowie ihre Freunde zurücklassen. In Leipzig führte Iduna Laube schließlich die „complicirte Buchführung für die Administration des Leipziger Theaters.“²⁹

1872 kehrten die Laubes sowie die Mutter Idunas, Frau Buddeus, nach Wien zurück, wo Heinrich Direktor des Stadttheaters wurde. Iduna Laubes Salon hatte nun, laut Galliny, einen weit weniger einheitlichen Charakter als in den Jahren zuvor. Der Tod ihrer Mutter traf Iduna schließlich schwer, auch aufgrund des engen und innigen Zusammenlebens mit ihr. Die letzten Jahre Iduna Laubes waren überschattet von einem Nervenleiden, welches sich auch, wie sich zeigen wird, in ihren Briefen niederschlägt. Am 19.08.1879 starb Iduna Laube in Wien.

²³ Vgl. Lindau, Paul (1917): *Nur Erinnerungen*. 2. Bd. 2. u. 3. Aufl. Stuttgart/Berlin: Cotta'sche Buchhandlung, S. 225 f.

²⁴ Ebd., S. 226

²⁵ Ebd., S. 228

²⁶ Galliny o. A. : 7

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd.

Vorwort

Die wissenschaftliche Bearbeitung, Auswertung und Interpretation von „kulturgeschichtlichen Präsenzen und Präsentationen des Weiblichen“³⁰ führt allzu oft in ein Dilemma. Die Bestimmung des Weiblichen scheint logisch am Beginn oder am Ende einer jeden Beschäftigung mit eben dem Weiblichen zu stehen. Der Drang der Festschreibung einer allgemeingültigen und somit unbestreitbaren, unantastbaren weiblichen Identität, mag auch darin liegen, dass ‚objektive‘ Parameter eine wissenschaftliche Untersuchung nicht nur erleichtern, sondern diese erst zu legitimieren scheinen.

Wenn Hélène Cixous 1975 in ihrem Essay *The Laugh of Medusa* für einen weiblichen Sprachgebrauch plädiert,³¹ so geschieht dies, indem sie die Frau als Gegenmodell zum Mann entwirft: „When I say »woman«, I'm speaking of woman in her inevitable struggle against conventional man; and of a universal woman subject who must bring women to their senses and to their meaning in history.“³² Jene Vorstellung der weiblichen Identität, welche different zu der des Mannes sein soll, wird vom postmodernen Feminismus stark kritisiert; bedeutet dies doch die kontinuierliche Festschreibung der Frau in ihrer sozialen Konstruktion des androzentrischen Humanismus:

„Die Bereiche der politischen und sprachlichen »Repräsentation« legen nämlich vorab die Kriterien fest, nach denen die Subjekte selbst gebildet werden, so daß [sic!] nur das repräsentiert werden kann, was als Subjekt gelten kann. [...] Das feministische Subjekt erweist sich als genau durch dasjenige politische System diskursiv konstituiert, das seine Emanzipation ermöglichen soll.“³³

Das Festschreiben weibliche Identität beruht wiederum auf Normativität: Das Definieren des Weiblichen bedeutet auch die Definition des ‚Nicht-Weiblichen‘. Die Frau als Gegenentwurf zum Mann zu formulieren, macht sie immer zu dem ‚Anderen‘, die Beziehung zu jenem wird gleichsam Grundlage weiblicher Identität³⁴: „Weibliche Tugend oder Untugend ist von der männlichen sowohl der Art als auch der Triebfeder nach sehr unterschieden. [...] Sie ist

³⁰ Bovenschen, Silvia (1979): *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 9

³¹ „Woman must write her self: must write about women and bring women to writing, from which they have been driven away as violently as from their bodies-for the same reasons, by the same law, with the same fatal goal. Woman must put herself into the text-as into the world and into history-by her own movement.“ In: Cixous, Hélène (1976): „The Laugh of the Medusa“, in: *Signs*, Vol. 1, No. 4. Translated by Keith Cohen and Paula Cohen, S. 875-893, hier: S. 875

³² Cixous 1976: 875 f.

³³ Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 16 f.

³⁴ Butler geht in „Das Unbehagen der Geschlechter“ auf Monique Wittigs These ein, dass „eine Frau [...] nur als Term [existiert], der eine Binarität und gegensätzliche Beziehung zu einem Mann stabilisiert und festigt.“ (Butler 1991: 168)

empfindlich, er *empfindsam*³⁵, heißt es in Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. So sieht auch Catherine Newmark die Verknüpfung von Weiblichkeit und Emotionalität „eher als eine *Abrede* von Rationalität [...], denn als eine *Zusprechung* von Emotionalität“.³⁶ Die in der von Cixous formulierten Forderung nach einem weiblichen Sprachgebrauch immanenten Definition der Frau als ‚das Andere‘ des Mannes und somit als ‚das Andere‘ der Vernunft³⁷ würde für die vorliegende Arbeit bedeuten, gerade nach dem Irrationalen Ausschau zu halten; also nach jener Kategorie, die im Fahrwasser androzentrischer Weltansicht als eine für die Frau ‚natürliche‘ festgeschrieben wurde. Dabei trifft es durchaus zu, dass die verdrängten Potentiale der Aufklärung, wie Irrationalität und übersteigerte Emotionalität, als weibliche qualifiziert, diskreditiert und folglich disqualifiziert wurden und eine Kritik des Logozentrismus sich demnach genau in ihrer Sichtbarmachung artikulieren kann.³⁸ Von einer explizit weiblichen Praxis der ‚Entschleierung‘ zu sprechen bzw. weiblichen Sprachgebrauch als subversives Vermögen ausschließlich in irrationalen Kontexten zu suchen, zu identifizieren und schlussendlich zu definieren, kann dahingehend nicht zielführend sein, als das konstituierende Moment geschlechtsspezifischer Konstruktionen innerhalb kultureller (Re)Präsentationen des Weiblichen auf diese Weise nicht nur nicht hinterfragt, sondern auch reproduziert wird. Es gilt jedoch, besonders die soziokulturelle Konstruktion einer ‚Natur‘ der Frau als diskursive Festschreibung des Weiblichen in ihrer Ambivalenz zu erfassen und sichtbar zu machen. In einer patriarchalen Kultur der ‚Fremdbeobachtung‘ führten negativ konnotierte ‚weibliche‘ Eigenschaften, wie jene der übersteigerten Emotionalität und Irrationalität, in der Lebensrealität der Frauen des 19. Jahrhunderts ebenso zu dem Zwang, diese zu verdrängen, wie das generelle Absprechen weiblicher Vernunft gleichsam ein Instrument ihrer Unterdrückung darstellte. Für die folgende Untersuchung und Interpretation der Briefe von Iduna Laube bedeutet dies, nach jenen Elementen Ausschau zu halten, die eine Transgression markieren im Sinne der für die Frau vorgeschriebenen und vorgesehenen ‚natürlichen‘ Wirkungsräume.

Die im nun folgenden Kapitel beschriebene Ambivalenz der Briefkultur im 19. Jahrhundert, Spiegel der Selbstfindung einer bürgerlichen Gesellschaft im Um- und Aufbruch, dient dabei vor allem bezüglich ihrer Prägnanz hinsichtlich der sozialen Stellung von Frauen im 19. Jahrhundert als Grundlage für weitere Überlegungen. Konkrete Aspekte im Schreiben und Wirken Iduna Laubes können so in einen größeren Zusammenhang gestellt werden, wie das

³⁵ Kant zit. nach Bovenschen 1979: 161

³⁶ Newmark, Catherine (2008, Mai): „Weibliches Leiden – männliche Leidenschaften. Zum Geschlecht in älteren Affektlehren“, in: *Feministische Studien.de*, 1, S. 17. Zugriff am 10. Januar 2013 unter http://www.feministische-studien.de/index.php?id=25&no_cache=1&paper=37

³⁷ „Her speech, even when »theoretical« or political, is never simple or linear or »objectified,« [sic!] generalized: she draws her story into history.“ (Cixous 1975: 881)

³⁸ Das folgende Kapitel wird sich genauer mit dieser Möglichkeit der Kritik am Logozentrismus auseinandersetzen.

darauffolgende Kapitel „»Wer schreibt dem Schmerz seine Grenzen vor?« Das moderne Subjekt zwischen rationalistisch-sozialem Entwurf und individuell-ästhetischem Selbstverständnis“ versuchen wird zu zeigen. Iduna Laubes außerordentliches Schaffen als Frauenrechtlerin wird anschließend über den Wiener Frauen-Erwerb-Verein behandelt, wobei auch die schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen sichtbar gemacht werden, mit denen die Gründerinnen und Mitglieder des Frauenvereins zu kämpfen hatten und durch deren Abhängigkeit sie in ihren gesetzten Zielen zunehmend eingeschränkt wurden. Im letzten Kapitel wird schließlich Iduna Laube als Salonière in Erscheinung treten; dabei stütze ich mich hauptsächlich auf Zitate *über* Iduna Laube, welche als Spiegel des im 19. Jahrhundert herrschenden Idealbildes der Frau gelesen werden können. Im Zuge einer von mir vorgenommenen kulturgeschichtlichen Kontextualisierung soll zudem die Wechselbeziehung zwischen der Wiener Salonkultur im 19. Jahrhundert und des französischen Konversationsstücks als Verhandlungsort und spezifische Repräsentationsform diskursiver Weiblichkeit deutlich werden.

Die Briefkultur im 19. Jahrhundert.

Zwischen Konventionalität und Intimität, Repression und Emanzipation

„Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.“³⁹

Christian F. Gellert. *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (1751)

Briefsteller wie jener von Gellert, erschienen im Jahr 1751, spiegeln den gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Wandel der Aufklärung wider, als sie diesen – in ihrer primär sozialpädagogischen Funktion – mitprägten. Gellerts Forderung nach dem „Leichten“ und „Natürlichen“ steht im Kontrast zu dem bis dato „kanzlistischen, umständlich-zeremoniellen Brief[.]“⁴⁰, den es gerade in seiner Abbildungsfunktion des feudalherrschaftlichen Ständesystems abzuschaffen galt.⁴¹ So steht die Gellert'sche Briefreform⁴² in signifikanter Weise für das Selbstbewusstsein einer bürgerlichen Öffentlichkeit, innerhalb derer sich das bürgerliche Subjekt auch hinsichtlich seiner Kommunikationsvorgänge und Modelle neu definieren wollte und musste. Gleichzeitig war durch die Ablösung des restriktiven Ständesystems gesellschaftlicher Status nicht mehr *per se* determiniert durch die Geburt; sozialer Aufstieg war, auch durch das Streben nach materiellem Besitz, möglich. Das Verhältnis zur Materialität, sprich zum ‚Außen‘, bedingte das neue Bürgertum maßgeblich: Soziokulturelle Praktiken wie Mode oder Konversation referierten nicht mehr zwangsläufig auf die soziale Herkunft.⁴³ Die vermeintliche

³⁹ Gellert, Christian F. (1763): *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Leipzig: Wendler, S. 12

⁴⁰ Arto-Haumacher, Rafael (1995): *Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, S. 15

⁴¹ Vgl. ebd.

⁴² Vgl. ebd. Die Bedeutung und der Einfluss der Gellertschen Briefreform geht weit über das 18. Jahrhundert hinaus: „Man kann sagen, daß [sic!] Gellert [...] der letzte originelle Briefsteller des achtzehnten Jahrhunderts ist. Alle folgenden sind entweder direkt von ihm (und Stockhausen) abhängig oder setzen doch seinen reformierenden Einfluß [sic!] voraus“. (Eiermann zit. nach Nickisch, Reinhard M. G. (1969): *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 190) Arto-Haumacher konstatiert ferner, dass „Gellerts Weiterwirken in stilistischer Hinsicht [...] bis ins 20. Jahrhundert hinein [reicht, A. K.]: Sogar heute noch lassen sich in den Trivialbriefstellern »zum Teil wörtlich die Gellertschen Regeln« finden.“ (Arto-Haumacher 1995: 16)

⁴³ „[...] die Forderungen des täglichen Lebens ließen den geselligen Verkehr nicht mehr als Daseinszweck erscheinen, sondern nur mehr als Schmuck oder als Plage. Deshalb vereinfachten sich Regeln und Forderungen an den äußeren Menschen zu einer stereotypen, einmal angenommenen Form in bezug [sic!] auf Besuche, Kleidung, Tageseinteilung, Vergnügen, die als Ideal höchster Kultur eigentlich das Ideal höchster Langweile enthält. Aber diese uniformierte Gleichmäßigkeit wurde von dem Augenblicke notwendig, in dem neue Elemente den Bann der alten Gesellschaftsordnung durchbrachen und die

Auflösung der Korrespondenz von Zeichen und Ursprung (der sozialen Herkunft, des Geschlechts) bedeutete jenen emanzipatorischen Effekt, der es dem bürgerlichen Subjekt⁴⁴ erlaubte, eine bis zu diesem Zeitpunkt einzigartige Autonomie zu erlangen.

Die Ziele der Aufklärung, sprich

„die wissenschaftlich-rationale Durchdringung der natürlichen Welt, die naturrechtliche Idee eines auf freie Selbstbestimmung angelegten Individuums, die Legitimierung politischer Herrschaft aus der Vernunft, die tendenzielle Auflösung ständischer Formen der Vergemeinschaftung und die statusbegründende Macht individueller Leistung“⁴⁵

verweisen dabei auf einen neuzeitlichen Rationalismus, der sich vor allem in der geisteswissenschaftlichen Vorstellung des modernen Subjekts artikuliert. Immanuel Kant beschreibt in seinem Aufsatz „Was ist Aufklärung?“ dieselbige als den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“,⁴⁶ wobei Unmündigkeit, von Kant definiert als „das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“,⁴⁷ einerseits auf das herrschaftliche Ständesystem hindeutet sowie der Gebrauch des „Verstandes“ eines auf Selbstbestimmung ausgerichteten (bürgerlichen) Individuums jenes Mittel seiner Auflösung bedeutet. Die Gewichtung rationalistischer Tendenzen wird in Kants Idee der Aufklärung evident; einer eben in diesem Sinne sich selbst aufklärenden Gesellschaft, die Kants Subjektentwurf des Menschen als vernunftbegabtes und infolgedessen als freiheitsbegabtes Wesen Rechnung trägt.

Nun ist jedoch laut Kant Vernunft und somit auch die Freiheit des Willens „naturgegeben“,⁴⁸ d.h. *von der Natur abhängig*, was in weiterer Folge zu normativen Deutungen dessen führt, was Natur sei, als auch der Terminus ‚Natur‘ mit seinem ihm inhärenten Verweis auf das ‚Ursprüngliche‘ die Metaphorik von Innen und Außen, Ursprung und Zeichen wiederbelebt:

pedantisch gute Form weiteren Kreisen Lebensbedingung wurde.“ In: Gleichen-Russwurm, Alexander v. (1909): *Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789-1900*, Stuttgart: Julius Hoffmann, S. 375

⁴⁴ Wenn hier vom „bürgerlichen Subjekt“ die Rede ist, so geschieht dies im Kontext der durch die Aufklärung angestregten Vorstellung eines universalistischen Ideals und keinesfalls im Sinne einer von mir angenommenen homogenen bürgerlichen Öffentlichkeit. Das Bürgertum zeichnete sich genauso durch seine Heterogenität aus, wie die emanzipatorischen Effekte der Aufklärung „auch die Juden, dann in der zweiten Hälfte vor allem die Arbeiterschaft, zuletzt die Frauen“ (Bauer, Franz J. (2010): *Das ›lange‹ 19. Jahrhundert*. 3. Aufl. Stuttgart: Reclam, S. 54) betraf.

⁴⁵ Bauer 2010: 74

⁴⁶ Kant, Immanuel (1999): *Was ist Aufklärung? Ausgewählte kleine Schriften*. Hg. Horst D. Brandt. Hamburg: Meiner, S. 20

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ „Da sie [d.i. die Natur] dem Menschen Vernunft und darauf sich gründende Freiheit des Willens gab, so war das schon eine klare Anzeige ihrer Absicht in Ansehung seiner Ausstattung.“ (Kant 1999: 6)

„Aufklärung vollendet sich und hebt sich auf, wenn die nächsten praktischen Zwecke als das erlangte Fernste sich enthüllen, und die Länder, »von denen ihre Kundschafter und Zuträger keine Nachricht bringen«, nämlich die von der herrschaftlichen Wissenschaft verkannte Natur, als die des Ursprung erinnert wird.“⁴⁹

Die Kongruenz von Innen und Außen, die Identität von Geist und Materie postuliert nun der Deutsche Idealismus, als er das Subjekt als Einheit zu definieren versucht:

„Die Mitte zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem Fürsichsein und dem Ansichsein, der Innerlichkeit und der Äußerlichkeit zu finden und zu begründen, war von Hegels erstem Systemfragment an bis zur Logik und Encyclopädie der eigentliche Beweggrund seiner Philosophie der Vermittlung, durch welche die Substanz zum Subjekt und das Subjekt substantiell werden sollte.“⁵⁰

Es ist die Rekonstruktion einer im Rahmen eines idealistischen Gedankenexperiments formulierten künstlichen Verbindung von Ursprung und Zeichen: Das bürgerliche Subjekt, zurückgeworfen auf (s)eine ‚Natur‘, steht nun unter dem Zwang, diese mittels sichtbarer Praktiken, sprich der Zeichenhaftigkeit seines Körpers, zu bestätigen. Der potentiell emanzipatorische Effekt von Praktiken der Selbstinszenierung verliert sich in dem Moment, in dem diese ihren rein funktionalen Charakter einbüßen:

„Die Irrationalität, die sich im Prozeß der Rationalisierung einstellt, entsteht durch die Verkehrung des grundlegenden Verhältnisses von Mittel und Zweck. Was ursprünglich bloßes Mittel zur Erreichung eines autonomen Zwecks war, wird im Handlungsvollzug selbst zum Zweck und verliert damit seinen ursprünglich rein funktionalen Sinn in einer an den Bedürfnissen orientierten Zweckrationalität.“⁵¹

Anders als es das Zitat von Franz J. Bauer suggeriert, ist der repressive Effekt jedoch keine Folge des einheitlichen Subjektentwurfs, sondern inhärent in der Formulierung eines idealistischen bzw. universalistischen Prinzips. Dem Modus des Sollens ist stets ein normatives Zwangssystem immanent, welches dort zum Ausdruck kommt, wo idealistische Konzepte auf ihre Realisierung stoßen.

*

Die Ambivalenz körperlicher Inszenierungspraktiken zeigt sich besonders eindrucksvoll in der 1788 veröffentlichten Schrift Knigges *Über den Umgang mit Menschen*. Gedacht als Regelwerk

⁴⁹ Horkheimer, M./Adorno, T.W. (1981): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 60

⁵⁰ Löwith, Karl (1949): *Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts*. 2. Aufl. Zürich/Wien: Europa-Verlag, S. 20

⁵¹ Bauer 2010: 45

und Anleitung dem bürgerlichen Subjekt zu besserem Ansehen zu verhelfen,⁵² zeigt sich, dass die Mittel zur Erreichung dieses Ziels in hohem Grade mit Disziplinierungsstrategien verbunden sind. So heißt es in der Regel 49:

„Dabei muß ein guter Gesellschafter sein Aeusseres studieren und besonders sein Mienenspiel in seiner Gewalt haben, sich vor Verzerrungen zu hüten, und sein Lachen zu mäßigen wissen. Der Anstand und die Gebärdensprache sollen edel sein: man soll nicht bei unbedeutenden, affectlosen Unterredungen, wie Personen aus der niedrigsten Volksklasse, mit Kopf, Armen und anderen Gliedern herumfahren und sich schlagen; man soll den Leuten gerade, aber bescheiden und sanft, ins Gesicht sehen, sie nicht bei Ärmeln, Knöpfen und dergleichen zupfen.“⁵³

Veräußerlichungen des Körpers erscheinen hier abgekoppelt von jedweder Innerlichkeit. Allerdings – und hier zeigt sich das Paradoxon – wird jene theoretisch obsolete Identität von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ nichtsdestotrotz von Knigge eingefordert: „Sey, was du bist, immer ganz, und immer derselbe!“⁵⁴ heißt es in der Regel 21 und weiter in der 49. Regel: „[...] und es ist wichtig, sich in solchen Dingen nicht nachzusehn, sondern jede kleine Regel des Wohlstands, selbst in dem Zirkel seiner Familie, zu beobachten, um sich das zu andern Natur zu machen [...]“.⁵⁵ Permanente Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle als Affektregulierung paart sich hier mit dem Postulat des ‚Natürlichen‘; das Subjekt soll gerade nicht die Konstruiertheit respektive Künstlichkeit ausstellen, sondern „so tun, als ob“⁵⁶, wobei es die Inszenierungsstrategien zu verbergen gilt⁵⁷. Die Aufrechterhaltung der Illusion des ‚Natürlichen‘, der Kongruenz von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ gerät in einer Kultur der „Fremdbeobachtung“⁵⁸ zu einem normativen Zwangssystem basierend auf Ausgrenzungsmechanismen; das bürgerliche Subjekt steht in der Beweisschuld, dass es tatsächlich ist *und schon immer war*, was es ‚nur‘ vorgibt zu sein. Gestus, Sprache und äußerliche Erscheinung sind im Handlungsvollzug somit nicht mehr nur Mittel zur

⁵² Vgl. Kreuder, Friedemann (2010): *Spielräume der Identität in Theaterformen des 18. Jahrhunderts*. Tübingen: Francke, S. 40

⁵³ Knigge, Adolph F. v. (1817): *Ueber den Umgang mit Menschen*. Hannover: [s.n.], S. 101 ff.

⁵⁴ Knigge 1817: 69

⁵⁵ Ebd., S. 102

⁵⁶ Das „so tun, als ob“, verstanden als Rollenmetapher, verweist auf das Theatralitätsgefüge von Münz, welches das „Lebenstheater“ als „ein bestimmtes Verhalten des /der Menschen im außerkünstlerischen Bereich: Selbstdarstellung im Alltag (Gebaren, Kleidung, Schminken, usw.), soziales Rollenspiel, [...] Elemente der Alltagsunterhaltung“ (Münz, Rudolf (1998): *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf, S. 69; sowie in Hulfeld, Stefan (2000): *Zähmung der Masken, Wahrung der Gesichter. Theatralität und Theater in Solothurn 1700-1798*. Zürich: Chronos, S. 400) beschreibt. Die Disziplinierungsstrategien im „Lebenstheater“, hier sichtbar am Beispiel von Knigge, zeigen sich ebenfalls im Bereich des „Kunsttheaters“ und bezeugen das enge Zusammenspiel jener Bereiche. (Siehe hierzu Goethe, Johann Wolfgang v. (1833): *Regeln für Schauspieler*, in: Goethe, Johann Wolfgang v., *Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. 44. Band*. Stuttgart/Tübingen: Cotta'sche Buchhandlung, S. 286-315)

⁵⁷ Das Misstrauen gegenüber jedweder Scheinhaftigkeit äußert sich somit in der nachträglichen Negation ihrer Zeichenhaftigkeit.

⁵⁸ Kreuder 2010: 42

Erreichung eines Zwecks (Autonomie des bürgerlichen Subjekts), sondern werden selbst zum Zweck:

„Der historische Augenblick der Disziplinen ist der Augenblick, in dem eine Kunst des menschlichen Körpers das Licht der Welt erblickt, die nicht nur die Vermehrung seiner Fähigkeiten und auch nicht bloß die Vertiefung seiner Unterwerfung im Auge hat, sondern die Schaffung eines Verhältnisses, das in einem einzigen Mechanismus den Körper um so gefügiger macht, je nützlicher er ist, und umgekehrt. So formiert sich eine Politik der Zwänge, die am Körper arbeiten, seine Elemente, seine Gesten, seine Verhaltensweisen kalkulieren und manipulieren. [...]. Die Disziplin fabriziert auf diese Weise unterworfenen und geübten Körper, fugsamen und gelehrten Körper.“⁵⁹

Die Zeichenhaftigkeit des Körpers, so wie sie Knigge beschreibt, entfernt sich von dem potentiell emanzipatorischen Effekt soziokultureller Praktiken in dem Sinne, als die postulierten Inszenierungsstrategien eben doch auf etwas ‚Anderes‘, ‚Verborgenes‘ verweisen sollen; jene ‚andere Natur‘, welche zwar diskursiv konstruiert, jedoch mit dem gesetzten Prädikat des ‚Natürlichen‘ den Schein des Ontologischen wiedererlangt. Diskursive Strategien der Verkoppelung von Innerlichkeit und Äußerlichkeit zeigen sich besonders deutlich in der Festschreibung Knigges der ‚Natur‘ der Frau:

„Auch die edelsten Weiber haben mehr abwechselnde Launen, sind weniger gleichgestimmt zu allen Zeiten, als wir Männer. Reizbarere Nerven, die leichter zu allerlei Gemüthbewegungen in Schwingung zu bringen sind, und ein schwächerer Körperbau, der manchen unbehaglichen Gefühlen ausgesetzt ist, die wir gar nicht kennen, sind schuld daran.“⁶⁰

Der Terminus Natur mit seinem Verweis auf das ‚Innere‘ und ‚Ursprüngliche‘ wird zu einer Projektionsfläche diskursiver Strategien der Vergeschlechtlichung, die mit einer Abwertung dessen einhergehen, was erst im Diskurs als spezifisch weiblicher Geschlechtscharakter konstituiert wird. So spricht auch Friedmann Kreuder in „Identitäts-Diskurs in der Sittenehre“, mit Verweis auf Judith Butler, dass „ein wesentlicher Grundzug solcher diskursiven Systeme“⁶¹ darin bestehe, „die eigenen Begriffe von Geschlechtsidentität und Geschlecht durch wiederum diskursive/kulturelle Mittel »in ein vordiskursives Feld abzuschieben«– zum Beispiel das des »Natürlichen«, um ihre Konstruiertheit sowie die ihr zugrundeliegenden Machtinteressen systematisch zu verschleiern.“ Während im feudalen Herrschaftssystem die Geburt die Standeszugehörigkeit definierte, wird dieses Bezugssystem nach dessen Auflösung ersetzt durch das Setzen und Besetzen der menschlichen ‚Natur‘ als spezifische (geschlechtsdifferente) Charakterdefinition.

⁵⁹ Foucault, Michel (2008): *Überwachen und Strafen*, in: Foucault, Michel, *Die Hauptwerke*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 701-1021, hier: S. 840

⁶⁰ Knigge 1818: 96

⁶¹ Kreuder 2010: 53

Nur moralisch.



Abb. 1.: Karikatur aus dem *Kikeriki! Humoristisches Volksblatt*, 05. Dezember 1861, Wien

Die Utopie des deutschen Idealismus in seiner Vorstellung des mit sich selbst identischen Subjekts, zeigt sich in seiner Realisierung nicht nur als Folie für Affektökonomie sowie Disziplinierungsstrategien, die aufgrund ihres Normalisierungscharakters eventuelle Devianzpotentiale erst qualifizieren, um sie dann zu disqualifizieren; in dem Zwang, das bürgerliche Subjekt sowie dessen Geschlechterverhältnis neu zu formulieren, manifestieren sich diskursive Strategien der Vergeschlechtlichung, deren repressive Effekte sich vor allem in der Lebensrealität der Frauen äußern.

*

Wenn Gellert in seinem Briefsteller *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* das Postulat des „Natürlichen“ als neues Stilprinzip erklärt,⁶² so entwirft er zugleich die Frau aufgrund ihrer ‚Natur‘ als prädestinierte Briefeschreiberin:

„Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen. Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. [...] [W]eil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben [...].“⁶³

Die Vorstellung von ‚empfindsamer‘ Weiblichkeit, die Gellert als „zart“ und „lebhaft“ beschreibt, bezeugt anschaulich, dass das Gellert’sche Stilprinzip sich nicht auf äußere Formalien des Briefeschreibens beschränkt, sondern überdies eine spezifische im Brief zum Ausdruck kommende ‚Natur‘ zum Vorbild erklärt, welche sich jedoch als diskursiv konstruiert erweist. Das Ideal der ‚weiblichen Empfindsamkeit‘ kann dabei als Beispiel für das eigentliche Ziel Gellerts gelten, mithilfe des von ihm aufgestellten Regelwerkes den Briefeschreiber bzw. die Briefeschreiberin im Sinne eines bürgerlichen Bildungsideals zu erziehen:

„Brieflehre wie Briefpraxis sind einzubinden in die Zielsetzung des gesamten Gellertschen Werkes: Zwar geht es vordergründig darum, den Zeitgenossen den »natürlichen«, »geschmackvollen« Briefstil beizubringen, doch hat Gellert dabei unterschwellig viel mehr im Sinn: Es geht um die moralische Formierung des Menschen, um seine Bildung zum Geschmack und zur Tugend, eine Bildung, als deren Teil die Anleitung zum Briefeschreiben erscheint.“⁶⁴

Auch in Gellerts Briefsteller zeigt sich dabei der Widerspruch von geforderter ‚Natürlichkeit‘ mit gleichzeitig angestrebter Regelhaftigkeit, die es jedoch zu verbergen gilt: „Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt“⁶⁵. Indem Gellert den Brief als frauenspezifisches Medium definiert, zielen

⁶² Vgl. Gellert 1763: 12

⁶³ Gellert 1763: 63 f.

⁶⁴ Arto-Haumacher 1995: 31

⁶⁵ Vgl. Gellert 1763: 12

die vor dem Hintergrund der ‚natürlichen‘ Korrespondenz von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ konzipierten Disziplinierungsstrategien vor allem auf die Frau als Briefeschreiberin. Sowohl Form als auch Inhalt des Briefes unterliegen dabei dem Diktat spezifischer Konventionen. So beschreibt Reinhard M. G. Nickisch das durch die Briefreform ausgelöste neue Stilideal als „eine Natürlichkeit ohne alles Ur- und Wildwüchsige, ohne alles Derbe, Grobe, Anstößige und auch ohne alles Falsche in sprachlich-formaler Hinsicht, [...] eine gereinigte, geglättete – eine schöne Natürlichkeit [...]“. ⁶⁶ Jene regelgebundene „Natürlichkeit“ hatte folglich auch den Zweck, unberechenbare Individualität von vornherein auszuschließen. ⁶⁷ Die, wie Nickisch es formuliert, „schöne Natürlichkeit“ spiegelt sich auch in der von Gellert angestrebten Darstellungsform des brieflichen Inhalts wieder:

„[...] habe ich den Inhalt schon, und ich bin nicht so wohl bekümmert, was ich dem andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung besteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schliessen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefs.“ ⁶⁸

Rainer Baasner schreibt diesbezüglich von „Elemente[n] der Etikette“ ⁶⁹, „die sich von rituellen Anfangs- und Schlußsequenzen über die zeitliche Strukturierung bis hin zu technischen Elementen [...] wie der Papierqualität und -größe, Umfang des Textes, Versandform [...]“ ⁷⁰ erstrecken. So gehört es laut Baasner u.a. zum guten Ton, den Briefkorrespondenten bzw. die Briefkorrespondentin nicht allzu lange warten zu lassen. ⁷¹ Werfen wir nun einen ersten Blick auf Iduna Laubes Briefe an Betty Paoli, so bestätigt sich hier der Zwang der Konventionen:

„Theure Betty, nicht allein auf ihre Mahnung um eine baldige Antwort, sondern vielmehr in der Freude meines Herzens endlich einen Zeitpunkt für ihren lieben Besuch zu haben antworte ich sogleich: Seien Sie uns Tausendmal Willkommen!“ ⁷²

schreibt Laube aus Leipzig am 5. Mai 1870 der auf Antwort wartenden Paoli. Das schlechte Gewissen aufgrund einer verzögerten Antwort formuliert sich auch im folgenden Brief vom 22. Februar 1869:

„[...] doch finde ich erst heute die richtige Stunde Ihnen für Ihre treue Erinnerung zu danken. Gerade weil ich in Schreibschuld gegen Sie war, habe ich Ihnen vielleicht noch öfter als sonst meine Gedanken voll Liebesgrüße u. voll Mittheilungen adressiert [...]“ ⁷³

⁶⁶ Nickisch 1969: 218

⁶⁷ Vgl. ebd., S. 222

⁶⁸ Gellert 1763: 38 f.

⁶⁹ Baasner, Rainer (1999): „Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis“, in: Baasner, R. (Hg.), *Briefkultur im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, S. 1-37, hier: S. 16

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Vgl. ebd., S. 17

⁷² IdunL 2

Offenbar will Laube ihr schlechtes Gewissen zumindest teilweise durch die Betonung ihrer außerordentlichen Zuneigung relativieren. Diese Vorgehensweise bestätigt Baasner als typisch für den Briefwechsel zwischen Freunden: „Bei besagten guten Freunden oder Familienmitgliedern darf eine Frist gelegentlich verzögert werden – allerdings muß im Gegenzug die Tiefe der Freundschaft [...] als Rechtfertigungsgrund recht heiß beschworen werden.“⁷⁴ Überhaupt scheint der Anfang eines Briefes primär zur Beteuerung und Vergewisserung der Freundschaft da zu sein: „Wie ein gutes Omen [...] begrüßt mich Ihr lieber Brief auf meinem Schreibtisch [...]. Sein Sie bedankt für Ihre freundliche Erinnerung und sein Sie versichert, dass ich in wärmster Freundschaft Ihre Gesinnungen erwidere.“⁷⁵, schreibt Laube an Paoli am 16. August 1867. Die „freundliche Erinnerung“ von Paoli lässt sich leicht als die von ihrer Seite artikulierte Zuneigung zu Laube lesen. Im Brief vom 9. Juli 1876 schreibt sie an Paoli: „Liebe, theure Freundin, am meisten drängt es mich, Ihnen, ohne jede Festmahnung, zuerst zu wiederholen, wie sehr werth und lieb Sie mir sind [...]“.“⁷⁶

Freilich sind diese in ihrer auffälligen Wiederholung und Gleichförmigkeit formulierten Gefühlsbekundungen nicht als leere Floskeln zu lesen. Die innige Freundschaft der beiden Frauen steht, ob der Inhalte der Briefe, außer Frage. Dass sich hier jedoch Intimität und Konventionalität auf eigentümliche Weise vermischen, bzw. zu bedingen scheinen, ist gerade im Hinblick auf eine regelgebundene Briefkultur bezeichnend. So wirkt der euphorische Ausruf der Philologin Dr. Gertrud Herzog-Hauser, dass sich in den Frauenbriefen „die Frauenseele in ihrem ganzen Reichtum an Gefühls- und auch Formgewalt stets ungehindert ausleben“⁷⁷ durfte, aus heutiger Sicht eher romantisierend, als dass er der tatsächlichen Lebensrealität der schreibenden Frau im 18. und 19. Jahrhundert gerecht würde.

*

Die ‚Entdeckung‘ der Frau als Briefeschreiberin im 18. und 19. Jahrhundert oszillierte zwischen restriktiver Wirkung einer von Männern definierten Schreibkultur, welche – im Sinne eines bürgerlichen Bildungsideals – die Frau nach ihren Vorstellungen zu formen versuchte, als der Brief als kommunikatives Medium der Möglichkeit weiblicher Beteiligung am öffentlichen

⁷³ IdunL 5

⁷⁴ Ebd., S. 18

⁷⁵ IdunL 11

⁷⁶ Idun L 14

⁷⁷ Herzog-Hauser, Gertrud (1930): „Die Schriftstellerin“, in: Braun, M. S. (Hg.), *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich*. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine, S. 327-333, hier: S. 329 f.

Diskurs den Grundstein legte.⁷⁸ Allerdings war dieser ‚unberechenbare‘ Effekt von Gellert in seinem Bestreben, den Brief zu reformieren, nicht vorgesehen.⁷⁹ Dass der Brief als Kommunikationsform das Eintreten der Frauen des Bildungs- und Besitzbürgertums des 18. und 19. Jahrhundert in den öffentlichen Diskurs bedeutete, zeigt sich auch durch die Umstrukturierung des literarischen Marktes, der die bürgerliche Frau nun auch als Zielgruppe entdeckte. Jedoch begnügte sich die Frau nicht mit ihrem passiven Status der Rezipientin von Literatur; bald drängte sie – zunächst noch anonym – als Produzentin auf den vormalig männerdominierten literarischen Markt.⁸⁰ Dieser emanzipatorische Effekt der Briefkultur korrelierte jedoch gleichzeitig mit der sozialen Konstruktion des ‚idealen‘ Frauenbildes: Der Eintritt der Frau in den öffentlichen Diskurs, sprich von der ihr ‚vorherbestimmten‘ Sphäre des Häuslich-Privaten in die sichtbare Öffentlichkeit erhöhte im Fall eventueller Devianzpotentiale auch die Gefahr von Ausgrenzungsmechanismen gegenüber Frauen. Die Dialektik des Eintritts der Frau in die sichtbare und immer noch von Männern dominierte Sphäre der Öffentlichkeit zeigt sich in einem erweiterten Handlungsraum, welcher gleichzeitig durch eine Kultur der Fremdbeobachtung und dem (Zwangs)Ideal der Verhaltensregulierung im Sinne des ‚Natürlichen‘ repressiv wirkte.⁸¹

Wenn also die bürgerliche Frau des 18. und 19. Jahrhunderts das primäre Ziel der Briefreform darstellte und sie aufgrund ihres Einschlusses in die Sphäre des Häuslichen am stärksten von dieser Kommunikationsform profitierte, so kann davon ausgegangen werden, dass ihre soziale Stellung innerhalb der Gesellschaft zwischen dem Wahrnehmen und behutsamen Ausweiten von emanzipatorischen Effekten soziokultureller Praktiken oszillierte, als diese gleichsam das Instrument einer repressiv androzentrischen Machtpolitik bildeten.

⁷⁸ Dabei spielte auch die Salonkultur keine geringe Rolle, da es dort durchaus üblich war, ‚private‘ Briefe vorzulesen, sprich öffentlich zu machen. Vgl. Becker-Cantarino, Barbara (1989): „Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts“, in: Gnüg, H./Möhrmann, R. [Hg.], *Frauen –Literatur - Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 83-104, hier: S. 85

⁷⁹ Vgl. Ebd. Gellerts Vorstellung der Frau als tugendhaft und empfindsam, verdrängt jene ihrer Gelehrsamkeit bei weitem. (Vgl. hierzu Arto-Haumacher 1995: 81)

⁸⁰ Vgl. Arto-Haumacher 1995: 230

⁸¹ „An die Stelle der Male, die Standeszugehörigkeiten und Privilegien sichtbar machten, tritt mehr und mehr ein System von Normalitätsgraden, welche die Zugehörigkeit zu einem homogenen Gesellschaftskörper anzeigen, dabei jedoch klassifizierend, hierarchisierend und rangordnend wirken. Einerseits zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände mißt [sic!], Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt. Die Macht der Norm hat innerhalb eines Systems der formellen Gleichheit so leichtes Spiel, da sie in die Homogenität, welche die Regel ist, als nützlichen Imperativ und als präzises Meßergebnis [sic!] die gesamte Abstufung der individuellen Unterschiede einbringen kann.“ Foucault 2008: 889 f.

„Wer schreibt dem Schmerz seine Grenzen vor?“

Das moderne Subjekt zwischen rationalistisch-sozialem Entwurf und individuell-ästhetischem Selbstverständnis

„Seit langem habe ich das herzlichste Bedürfnis zu Ihnen zu sprechen und doch bin ich seit Wochen in einer inneren Öde verfallen, dass ich eigentlich nichts zu sagen habe. [...] Die Verzweiflung sollte ich in Franzensbad ausgerungen haben, aber wer schreibt dem Schmerz seine Grenzen vor? Und es giebt eine Verzweiflung in der Sehnsucht nach dem Geliebten, die aller Fassung spottet. Das Weiterleben ist gar so schwer u. doch stirbt man nicht leicht vor Kummer, so gern man wollte.“⁸²

Iduna Laube an Betty Paoli über den Tod ihres Sohnes Hans, Wien, 28. August 1863

Das Postulat der Kongruenz von Innen und Außen, das Ideal des mit sich selbst identischen autonomen Subjekts im Sinne des ‚Natürlichen‘, wird im Zuge der Aufklärung als Absolutes gesetzt und mündet nach Adorno und Horkheimer in einem „Fetisch der Gleichheit“⁸³: „Als Sein und Geschehen wird von der Aufklärung vorweg nur anerkannt, was durch Einheit sich erfassen läßt; ihr Ideal ist das System, aus dem alles und jedes folgt.“⁸⁴ Dass das Setzen der Einheit bzw. der Gleichheit als Paradigma in der Lebensrealität eher einer Vereinheitlichung gleichkommt und in diesem Sinne Heterogenität ausgrenzt, zeigt sich gerade in jenen widerspenstigen Erscheinungen, die sich trotz oder gerade wegen der Gesetze der Aufklärung in medialen Repräsentationsformen manifestierten.⁸⁵ Dabei bezeugt gerade der Brief nach 1800⁸⁶, „wie die ästhetische Dominante – das ist die Ablösung des ästhetischen Subjekts vom sozialen und philosophischen – ein Prozeß ist, der in der Selbstreflexion des romantischen Briefs und seinem ästhetischen Status [...] stattfindet.“⁸⁷ Karl Heinz Bohrer untersucht dieses Phänomen als Gegensatz zu dem von der Aufklärung postulierten homogenen Subjektentwurf in seiner Abhandlung *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. Dabei zeigt seine

„Lektüre des romantischen Briefkorpus zwischen 1790 und 1810 [...] einen Gegensatz zwischen der durch Aufklärungsvernunft und Fichtescher Ich-Philosophie vermittelten neuen Autonomie des Subjekts einerseits und einer Subjektivität andererseits, die sich nicht über die

⁸² IdunL 6

⁸³ Vgl. Horkheimer/Adorno 1981: 33

⁸⁴ Ebd., S. 23

⁸⁵ Etwas pathetisch konstatiert diesbezüglich Geyer: „Und wenn die Aufklärung versucht, ihre eigenen Nachtseiten zu verdrängen, schlagen diese umso heftiger zurück“. In: Geyer, Paul (1997): *Die Entstehung des Modernen Subjekts. Anthropologie von Descartes bis Rousseau*. Tübingen.: Niemeyer, S. 1

⁸⁶ Vgl. Bohrer, Karl Heinz (1987): *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München/Wien.: Hander, S. 8

⁸⁷ Ebd.

Vernunfttradition, sondern über imaginativ-ästhetische Kategorien bestimmen läßt und als der eigentliche Ursprung der modernen Subjeklitteratur angesehen werden muß.⁸⁸

Laut Bohrer wird in den Briefen eine „Opposition zwischen ästhetischer und sozialer Moderne“⁸⁹ sichtbar; das ästhetische Subjekt (emp) findet sich hier im Widerspruch zu seinem sozialen Entwurf, welcher scheinbar an Erwartungen und Bedingungen geknüpft ist, die das Subjekt so nicht (länger) erfüllen kann oder will.

Die Ablehnung eines solch individuellen Subjekts, welches die Vorstellung des modernen Subjekts unterläuft, zeigt sich anschaulich in Jean-Jacques Rousseaus Brief an d'Alembert aus dem Jahr 1758, wenn er verkündet, dass „der boshafte Mensch“⁹⁰ jener sei, „der sich am meisten von den anderen absondert, der sein Herz am meisten in sich selbst verschließt.“ Im gleichen Zuge formuliert er auch den positiven Gegenentwurf: „[D]er beste aber ist der, der seine Zuneigung gleichmäßig an alle seine Mitmenschen verteilt.“⁹¹ Individualität, verstanden als das *Unteilbare*, kommt hiernach eine negative Konnotation zu, da diese notwendig auf dem Scheitern des sozialen Subjekts beruht.⁹² Dabei bedeutet Rückzug aus der Gemeinschaft, sprich, der sichtbaren Öffentlichkeit gerade deren Bedrohung, entzieht sich doch in einer Kultur der Fremdbeobachtung das isolierte Subjekt der Kontrolle.⁹³

Auch die durch die Briefsteller beeinflusste Briefkultur kann in ihrer Konventionalität und in ihrem Bestreben gerade die Frau als Briefeschreiberin zu gewinnen, als Vereinnahmung bzw. zielgerichtete kontrollierende Veröffentlichung des privaten Raums gedeutet werden:

„Die Menschen wurden nach ihren Briefen beurteilt, wer einen Brief aus der Hand gab, mußte damit rechnen, daß er herumgereicht oder gar veröffentlicht wurde. Die Öffentlichkeit des Briefes hatte also durchaus auch eine bedrohliche Dimension für den Einzelnen, die sicher zu einer Vereinheitlichung dessen führte, was brieflich geäußert wurde.“⁹⁴

⁸⁸ Ebd., S. 7

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 8

⁹⁰ Rousseau, Jean-Jacques (1979): „Brief an d'Alembert über die Schauspiele“, in: Petermann, R./Springborn, P.-V. (Hg.), *Theater und Aufklärung. Dokumentation zur Ästhetik des französischen Theaters im 18. Jahrhundert*. Berlin: Henschel, S. 325-338 und S. 416-437, hier: S. 419

⁹¹ Ebd.

⁹² Ähnlich drückt es auch Robert Kurz in seiner polemischen Schrift „Blutige Vernunft“ aus, wenn er schreibt, dass „Individualität nichts anderes als die Spannung zwischen den realen, sinnlichen einzelnen Menschen und der in sie eingebrannten gesellschaftlichen Form, als die leidvoll gelebte »Lücke«, das Nicht-Aufgehen der Bedürfnisse und Empfindungen in dieser Zwangshülle“ (Kurz, Robert (2004): *Blutige Vernunft. Essays zur emanzipatorischen Kritik der kapitalistischen Moderne und ihrer westlichen Werte*. Bad Honnef: Horlemann, S. 58) bedeute.

⁹³ Den Versuch den nicht einsehbaren privaten Raum zu vereinnahmen und ihn sprichwörtlich zu „veröffentlichen“, unternimmt auch Goethe in seinen „Regeln für Schauspieler“, wenn er dem Schauspieler empfiehlt, die für die Bühne gedachten Regeln ebenso im Alltag zu üben und anzuwenden. Vgl. Goethe 1833: 311, §78

⁹⁴ Sträter, Karin (1991): *Frauenbriefe als Medium bürgerlicher Öffentlichkeit. Eine Untersuchung anhand von Quellen aus dem Hamburger Raum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 13

Die Frau, in die Sphäre des Häuslichen verbannt, kann ihrer Isolation durch das Briefeschreiben enttrinnen, freilich soll dies jedoch nur mit den Mitteln geschehen, welche die Briefsteller als die für sie angemessenen erklären.

Iduna Laube schreibt am 28. Juni (Jahr unbekannt) aus Franzensbad an Betty Paoli: „Liebe theure Betty, haben Sie den innigsten Dank für ihren freundlichen Gruß, der mich unendlich erfreute in meiner Einsamkeit hier.“⁹⁵ Sie geht in diesem Brief nicht weiter auf die Gründe ihrer Einsamkeit während ihrer Kur in Franzensbad ein; vielleicht mangelt es ihr tatsächlich nur an Bekanntschaften und Gesprächen; vielleicht fühlt sie sich trotz Bekanntschaften – also ohne offensichtlichen Grund – einsam. Das Thematisieren von negativen Gefühlen als auch ästhetisch-subjektiver Erfahrung von Zeit und Raum ist aufgrund der Konventionalität der Briefkultur heikel. Gerade die Praxis des Weiterreichens von Briefen impliziert, dass sich das darstellende Subjekt nie gänzlich in Subjektivität auflösen und folglich von seiner Umwelt ablösen kann; der bzw. die mitlesende Dritte muss stets bedacht werden:

„Man kann generell sagen, dass das ungewöhnliche Anwachsen der Briefliteratur des 18. Jahrhunderts [...] in der Selbstdarstellung immer auch die Darstellung des »Anderen«, des Menschen überhaupt betreibt. [...] Das Ich ist – und hierin gerade wird der romantische Brief nicht folgen – verallgemeinerbar.“⁹⁶

Das Erleben der Einsamkeit, das immer eine Isolierung des Einzelnen von der Welt bedeutet, entspricht nicht der Vorstellung des modern sozialen Subjekts, welches sich, wie Rousseau es beschreibt, eben nicht „absondert“, sondern teilnimmt, partizipiert, sich integriert. Doch Laube sucht ab einem gewissen Punkt die Einsamkeit: Am 4. November 1863 schreibt sie aus Wien: „Ich bin eben alt u. weniger ergiebig, mich täuscht die Zerstreuung nur über den Augenblick aber sie erfüllt mich nicht mehr und die Erinnerung bringt all mein Glück u. sucht die Einsamkeit u. das Schweigen und die stummen Thräume.“⁹⁷ Hier deutet sich schon die zwitterhafte Stellung an, die dem Brief zukommt: Gedacht als Kommunikationsmittel, welches dem einsamen Subjekt in seiner Isolation Abhilfe beschaffen soll, ist der Brief auch jenes Mittel, das die Einsamkeit erst zum Ausdruck bringt. Auch in den Briefen des deutschen Schriftsellers Clemens Brentano, die Bohrer in seiner Analyse des romantischen Briefs untersucht, zeigt sich jene erst durch den Brief vermittelte Weltentfremdung: „[...] [W]ie soll ich die ewige Einsamkeit der Welt bevölkern, [...] wie soll ich ohne Schmerzen leben können, wie soll ich sein, den fast keiner liebt, der alles liebt, der sich selbst in der Brust erdrückt, weil er keinen andern umarmen kann“⁹⁸, schreibt Brentano an Friedrich Carl von Savigny. Bohrer dazu: „Die

⁹⁵ IdunL 12

⁹⁶ Bohrer 1987: 25

⁹⁷ IdunL 8

⁹⁸ Zit. nach Bohrer 1987: 65

Wien d. 16. Aug.

Meine theure liebe Joh. Lutz,

meinem guten Omen: & dasselbe bedarf ich jetzt
begründen. Ich liebe dich auf meine
Friedlichkeit, zürst bei meinem Verstand und Lese-
gust. Die die bedacht für das geistliche
Leben und sein die menschlich, das ist in
unserer Gesellschaft das geistliche und
moralische. Die unser Geist so vernünftig werden
müssen, fürst es nicht nur auf körperliche
Ansehen und dann unser Geist in der Welt
und dieser Welt vernünftig und obendrein zu
fassen unsere Umstände, die nicht bei jetzt
nicht und geistlich sind. Die haben schon von
dem geistlichen der geistlichen Welt und geistlich
zur Erhaltung und geistlich und wissen also, das

Abb. 2.: Brief vom 16. August, [1867], Auszug

Ahnung, daß der extremen Subjektivität nichts in der Gesellschaft, ja nichts in der Welt objektiv entspräche, und diese somit auf sich selbst zurückgewiesen sei, ist kein Reflex der Fichteschen Ich-Philosophie.“⁹⁹ Die derart erlebte Subjektivität hat keine logische Relation mehr in der äußeren Welt. Das Ich entdeckt sich hier als uneins mit dem, was außerhalb seiner selbst liegt. Das eigene Empfinden wird so nicht nur als Widerspruch erfahrbar, sondern als unerlaubte Sensation im Sinne einer Grenzüberschreitung erkannt: „Mit meiner Gesundheit geht es nur leidlich u. wie die Stimmung Ihre Briefes, lastet auch auf mir eine Art Niedergeschlagenheit zu der ich nicht berechtigt bin u. die mir alles so schwer erscheinen lässt“¹⁰⁰, schreibt Laube am 16. August 1867 aus Wien. Hier wird deutlich, dass Laube ihren Subjektivismus als unzulässig empfindet, da dieser den Rahmen dessen sprengt, was ihr ‚objektiv‘ zustünde. Die Existenz eines gesellschaftlich-rational begründeten Subjektentwurfs und dessen Unvereinbarkeit, sogar Unverträglichkeit mit der eigenen Individualität scheint ihr durchaus gewahr zu sein. Vielleicht ist es jene Ahnung der Grenzüberschreitung, die sie daran hindert ausführlicher über ihre Stimmung zu schreiben; das Wissen darüber, dass im radikalen Subjektivismus das Ich nicht mehr verallgemeinerbar ist und dem Gegenüber somit eine Identifikation mit dem Gesagten erschwert, wenn nicht gar verhindert. Im selben Brief beschreibt Laube einen Augenblick während ihres Aufenthaltes in Paris; das hier erinnerte Ereignis des Verlorenseins in der Welt unterscheidet sich auffallend von den sonstigen Einsamkeitsbekundungen:

„Der Moment war dort so betäubend geräuschvoll u. überwältigend in den massenhaften Details, dass man es nicht zu einem gesammelten Eindruck brachte. Man ging sich in dem Trubel selbst verloren u. starrte so gewiss gedankenlos in die immer neu treibende Bewegung, wie man auf die sturmbrütende Brandung des Meeres blickt, ohne sich eigentlicher Gedanken bewusst zu werden.“¹⁰¹

Das Gefühl der Ich-Entgrenzung entbehrt hier einer rein negativen Konnotation, vielmehr zeigt sich ein ästhetisches Bewusstsein in dem Willen den vergangenen Moment mit sprachlichen Mitteln aufs Neue erzeugen zu wollen. Ein ähnliches Erlebnis beschreibt der späte Rousseau in seinem autobiografischen Projekt *Die Bekenntnisse*, das in seiner extremen Subjektivität ein nun völlig gewandeltes Subjektverständnis des Autors offenbart:

„Der Zustand, in dem ich mich in diesem Augenblick befand, ist zu sonderbar, als daß ich ihn hier nicht beschreiben sollte. Die Nacht schritt voran. Ich nahm den Himmel wahr, einige Sterne und ein wenig Grün. Diese erste Empfindung war ein köstlicher Augenblick. Ich empfand mein Dasein einzig durch sie. [...] Ganz dem gegenwärtigen Augenblick gehörig, erinnerte ich mich an gar nichts, ich hatte keinen deutlichen Begriff von meinem Individuum, nicht die mindeste Vorstellung dessen, was mir begegnet war, ich wußte weder wer, noch wo ich

⁹⁹ Ebd.

¹⁰⁰ IdunL 11

¹⁰¹ IdunL 11

war, fühlte weder Weh noch Furcht, noch Unruhe. Mein Blut sah ich fließen, ganz wie ich einen Bach hätte fließen sehen, ohne es mir nur einfallen zu lassen, daß dieses Blut mir gehöre.“¹⁰²

Bohrer sieht in jenen Zeilen sowohl Rousseaus Verlust seines Bewusstseins von Zeit als auch von seiner eigenen Person:¹⁰³ „[...] er hat »keinen deutlichen Begriff von (seinem) Individuum«, er weiß nicht, *wer* er war. Er ist definiert von dem körperlichen Modus eines »Jetzt«, in dem er sich befindet [...].“¹⁰⁴

Die Faszination für den entrückten und entrückenden Augenblick relativiert Laube, wenn sie weiter schreibt: „Interessant ist das moderne Leben u. in Paris schießt dies moderne Leben in die höchsten Spitzen auf, aber die erfüllende Vertiefung einer beschaulichen Individualität kommt nicht auf.“¹⁰⁵ Der empfundene Rausch des eigenen Verlorenseins in der Welt bleibt auch bei ihr notwendig im Moment verhaftet; die Erfahrung der Ich-Entgrenzung verliert ihre erregende Intensität, wenn diese die Grenzen des Augenblicks zu überschreiten droht. Isolation und Einsamkeit sind jene dauerhaften Parameter, die für Laube aus der Anonymität des Großstadtturbels resultieren und die „erfüllende Vertiefung einer beschaulichen Individualität“ verunmöglichen. Doch auch das Leben in Leipzig ist nicht immer von der gewünschten „beschaulichen Individualität“ geprägt:

„Ich bin hier im manichfachsten Gedränge von Menschen, von Geschäften u. von Ereignissen doch sehr einsam geworden. Die Menschen sind mir noch fremd u. ich fürchte die meisten werden mir auch fremd bleiben, wir sind aus einem andern Kirchspiel!“¹⁰⁶

klagt sie am 22. Februar 1869 aus Leipzig, wo die Laubes nun aufgrund der Anstellung Heinrichs als Leiter des Leipziger Stadttheaters leben. Wenig hoffnungsvoll klingt Laube, wenn sie schreibt, dass ihr die Menschen wohl fremd bleiben werden; mit dem Verweis, dass „wir aus einem andern Kirchspiel“ sind, könnte sie sowohl ihren Mann Heinrich als auch Betty Paoli meinen.¹⁰⁷ Doch Paoli ist nicht in Leipzig und Heinrich „ist sehr [**Herv. i. Orig.**] beschäftigt u. hat faktisch keine Zeit zu grübelnden Vergleichen“¹⁰⁸, konstatiert sie im Brief vom 2. November 1870 aus Leipzig; Laubes Einsamkeit können wohl beide nicht zur Gänze lindern. Sie empfindet die Menschen als fremd und sich als ‚Anders‘, was für sie Grund genug für düstere Aussichten bietet, sie erklärt aber nicht, worin dieses gefühlte ‚Anders‘-Sein besteht. Jene scheinbar rätselhafte Entfremdung des Menschen von sich selbst, aber vor allem vom Anderen, erklärt

¹⁰² Zit. nach Bohrer 1987: 34 f.

¹⁰³ Vgl. Ebd., S.35

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ IdunL 11

¹⁰⁶ IdunL 5

¹⁰⁷ Mit dem Begriff „Kirchspiel“ verwendet Laube ein Sprichwort, das auf eine religiöse Gemeinschaft verweist, aber auch in einem weiteren Sinne den sozialen Aspekt einer Gemeinschaft betont. Vgl. Grimm, J./Grimm, W. (1854): *Deutsches Wörterbuch. Band 11*. Leipzig: Hirzel, Sp. 811

¹⁰⁸ IdunL 4

Norbert Elias in *Über den Prozess der Zivilisation* als Phänomen, welches sich erstmals in der Neuzeit manifestiert:

„Die Vorstellung des einzelnen Menschen, daß er ein homo clausus ist, eine kleine Welt für sich, die letzten Endes ganz unabhängig von der großen Welt außerhalb seiner existiert, bestimmt [in der Neuzeit, A.K.] das Bild vom Menschen überhaupt. Jeder andere Mensch erscheint ebenfalls als ein homo clausus; sein Kern, sein Wesen, sein eigentliches Selbst erscheint ebenfalls als etwas, das in seinem Innern durch eine unsichtbare Mauer, von allem was draußen ist, auch von allen andern Menschen, abgeschlossen ist. Aber die Natur der Mauer selbst wird kaum je erwogen und nie recht erklärt. [...]. Was ist am Menschen Kapsel und was das Verkapselte?“¹⁰⁹

Die Natur der „unsichtbaren Mauer“ des Elias'schen „homo clausus“ muss freilich eine rätselhafte bleiben, in dem Sinne, dass er hier von einem verallgemeinerbaren Typus Mensch spricht. In einer Kultur der Einheit, wie sie Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* ausgemacht haben, wird jedoch gerade das, was den einzelnen Menschen in sich selbst verschließt und folglich von der äußeren Welt trennt, als unberechenbare Individualität erkannt. So kann nur der Blick auf das konkrete Individuum Aufschluss geben über jene obskure Art der „unsichtbaren Mauer“, die dem neuzeitlichen „homo clausus“ laut Elias eigen ist.

*

Wie im Eingangszitat schon ersichtlich wurde, ist der Tod ihres Sohnes Hans im Jahr 1863 der wohl am schwerwiegendste Grund für Laubes düstere Stimmungen, ihrer empfundenen Einsamkeit und Isolation:

„Seit dem 9 August sind wir zurück in das Haus u. seit der Zeit krame und richte und fege ich Tag für Tag um in der äußeren Einrichtung die Lücken zuzudecken, wo im Tagesverkehr unser Hans fehlt und dabei ist mir, wie wenn ich ihn darin erst eigentlich hoffnungslos verlöre, auch das Fehlen ist ein weiteres Zusammenleben“¹¹⁰

schreibt sie Betty Paoli am 28. August 1863 aus Wien. Laube scheint den Tod ihres Sohnes nicht verwinden zu können; immer wieder klingt die Trauer über den Verlust in ihren Briefen durch, wie im Brief vom 27. August 1868:

„Ich bin martervoll getheilten Herzens bei der neuen Wendung unseres Geschicks, ich muss ein Gelingen der Unterhandlungen wünschen u. wünsche es aufrichtig, denn für Laube liegt alles Heil in erneuter Anspannung seiner realen Thatkraft, in Auffrischung seiner idealen Ziele. In der hier für ihn vergifteten Atmosphäre verkäme er in Groll u. verwickelte er sich in falsche Pläne. Er

¹⁰⁹ Elias, Norbert (1976): *Über den Prozess der Zivilisation I*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. II f.

¹¹⁰ IdunL 6

ist schon jetzt wieder ganz anders heiter u. muthig. Aber ich klebe mehr an der Scholle u. hänge sehr fest an denen u. an dem, was sie für mich trägt – u. dazu gehört ein unendlich theures Grab, wo auch ich auszuruhen hoffte.“¹¹¹

Der hier erwähnte bevorstehende Umzug nach Leipzig bedeutet für Laubes Mann Heinrich eine neue Aufgabe. Das Aufgehen in seiner Arbeit scheint ihn vor Grübeleien zu bewahren, während Laube nicht nur das ihr so teure Grab ihres Sohnes zurücklassen muss, sondern auch die Arbeit – und die Ablenkung – durch den Wiener Frauen-Erwerb-Verein.

In welcher tiefen Verzweiflung sie der Tod des Sohnes stürzte, zeigt sich in der Todessehnsucht Laubes, die sie in dem Brief vom 28. August 1863 deutlich formulierte: „Das Weiterleben ist gar so schwer u. doch stirbt man nicht leicht vor Kummer, so gern man wollte.“¹¹² Interessant ist hier sicherlich die Beobachtung Bohrs, dass „der Todeswunsch, die sprachliche Fassung eines solchen Wunsches [eintritt, A.K.], wenn Identität immer wieder über die Vorstellung von Liebesgemeinschaft formuliert wird.“¹¹³ Auch Laube scheint den Verlust des ‚Geliebten‘ kompensieren zu müssen; ihre Sehnsucht und ihr Begehren richten sich nun auf Betty Paoli:

„Aber die Erinnerung an ihre theure Freundschaft, die theilnehmend u. tröstend ausharrte in den dunkelsten Tagen unserer schweren Leidenszeit erquickte mein Herz mit inniger Dankbarkeit und drängt mich, Ihnen ein Mal auszusprechen wie treu ich dafür Sie liebe.[...] Auch jetzt sehne ich mich nach Ihnen, ich brauche so sehr den Trost der Liebe.“¹¹⁴

Auf die Gefahr des Liebesentzuges reagiert Laube so dann recht ungehalten, fast schon befehlend schreibt sie am 27. August 1868: „Sie werden mir nicht entziehen, was Sie der Fürstin u. der Sahr gewähren und in ihre treue Freundesbrust werde ich mein Sehnen u. Bangen ausschütten und wiederum werden Sie unsere neu zu gewinnenden Interessen folgen.“¹¹⁵ Der Verlust des begehrenden Objektes kommt einem Identitätsverlust gleich; die Wiederherstellung der eigenen Identität soll der Liebesbeweis des (neuen) Gegenübers garantieren:

„Hier spricht [...] keine eindeutig faßbare Figur, sondern eine, die in jeweils anderer Liebesrede das emotionelle Medium von Identitätsherstellung sucht. Und dieser transitorische, andauernde Zustand zwischen Zuständen macht den Autor dieser Zustände besonders geeignet für das Todesmotiv.“¹¹⁶

Der artikulierte Todeswunsch kollidiert zudem mit jedwedem Glauben an ein stets zu bejahendes teleologisches Prinzip, welches Laube im Moment der ausgesprochenen Todessehnsucht negiert. Die Verneinung des Lebens bedeutet die Verneinung aller

¹¹¹ IdunL 10

¹¹² IdunL 6

¹¹³ Bohrer 1987: 165

¹¹⁴ IdunL 6

¹¹⁵ Idun L 10

¹¹⁶ Bohrer 1987: 166

Sinnangebote und Wertvorstellungen; eine Art von Nihilismus, den der Psychiater und Philosoph Karl Jaspers in seinem Versuch psychologische Grenzsituationen als Ursprung spezifischer Weltanschauungen zu beschreiben, als in psychotischen Zuständen inhärent ausmacht.¹¹⁷

„Es gibt melancholische Zustände [...], in denen der Mensch in wahrhafter, hoffnungsloser Verzweiflung dasteht. Alles ist nicht mehr vorhanden, ist bloße Täuschung, bloß vorgemacht. Alle Menschen sind tot. Die Welt ist nicht mehr. Was an Ärzten und Angehörigen herantritt, das sind bloße »Figuranten«. Der Kranke allein muß existieren. [...] Aber er existiert nicht wirklich. Auch er ist bloße Scheinexistenz. Nichts hat irgendeinen Wert. Kein Gefühl kann der Kranke haben, wie er sagt, und dabei hat er die maßlosesten Affekte der Verzweiflung.“¹¹⁸

Das paradoxe Nichts-Fühlen, gepaart mit empfundener Verzweiflung entdeckt auch Laube in ihrer Trauer:

„Der Besuch unserer Kinder wird wenigstens meine Dumpfheit beleben, freuen kann ich mich noch nicht, so gern ich möchte ich fühle es eben nicht. Ich fühle überhaupt gar nichts als den unbändigen Egoismus eines ungeheuren Schmerzes. Ihre gute Meinung stellte meine äußere Fassung zu hoch, ich bin tief zerstört u. bin meinem Schicksal gar nicht überlegen, Gedankenlosigkeit ist noch meine einzige Haltung.“¹¹⁹

Hier zeigt sich einmal mehr Laubes Ahnung, dass ihr subjektives Empfinden weit über das hinausgeht, was nach ‚objektiven‘ Maßstäben vertretbar und demzufolge für ihre Umwelt verstehbar wäre. Ihre Selbstbezüglichkeit des „Egoismus“ resultiert aus einem Schmerz, der sich als individuelles, sprich unteilbares Bewusstsein dem sozialen Subjektentwurf entzieht und somit eine Grenzüberschreitung darstellt. Es ist jene radikale Subjektivität, die sie sprichwörtlich verkapselt, in sich selbst und nach Außen hin verschließt. So ziehen sich Laubes Verstimmungen wie ein roter Faden durch ihre Briefe: „Immer wieder muss ich mich bei der guten Ida entschuldigen lassen, dass ich noch nicht schrieb – aber ich habe gar so vielerlei zu besorgen u. ich bin jetzt oft matt u. verödet“¹²⁰, schreibt sie schon im Brief vom 28. Dezember 1844 und am 4. November 1863 aus Wien klagt sie: „Warum sind sie doch so lange fortgegangen? Ich sehne recht herzlich nach Ihnen, mir fehlt Ihr treues, liches Auge in den traulichen Abendstunden, die über die Öde draußen täuschen sollen.“¹²¹ Wie sehr der Tod ihres Sohnes ihr gesamtes Wesen verändert hat, zeigt sich in folgender Textstelle aus dem Brief vom 2. November 1870:

¹¹⁷ Vgl. Jaspers, Karl (1954): *Psychologie der Weltanschauungen*. Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer, S. 300

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ IdunL 6

¹²⁰ IdunL 13

¹²¹ IdunL 8

„Dabei bin ich aber deutlich eine [Wetterwolke] geworden, wie auch an mir – geistig u. körperlich – die letzten sieben Jahre gezehrt haben. Was konnte ich an Hansens Krankenbett aushalten u. wie mürbe fühle ich mich jetzt. Es ist eben bald Schlafenszeit, wenn man auch im Drange anregender Arbeit selten daran denkt.“¹²²

Auch der Tod ihrer Mutter, der sie bis zuletzt sehr nahe stand, ist eine weitere Last, die sie zu tragen hat:

„Jeder Tag, in der letzten Woche ihrer Anwesenheit in Wien, hatte ich mir vorgenommen zu Ihnen zu gehen, um Ihnen baldige Besserung zu wünschen u. Ihnen Adieu zu sagen und doch kam ich nie zur Ausführung, ohne unüberwindliche Hindernisse angeben zu können. Es hat mich eben seit dem Tod meiner geliebten Mama eine Unzulänglichkeit des Willens u. des Thuns überfallen, die in halb physischer, halb geistiger Mattigkeit meine ganzes Wesen lähmt und mir alles Bewusstsein der Erfüllung raubt“¹²³

schreibt sie am 9. Juli 1876. Laube entdeckt sich hier selbst als unfähig den Alltag zu bewältigen, ohne jedoch hierfür triftige, sprich rationale Gründe angeben zu können. Die Handlungsunfähigkeit als ein Zeichen der Melancholie, beschreibt Freud in seinem Text *Trauer und Melancholie*:

„Die Melancholie ist seelisch gekennzeichnet durch eine tief schmerzliche Verstimmung, eine Aufhebung des Interesses für die Außenwelt, durch den Verlust von Liebesfähigkeit, durch die Hemmung jeder Leistung und die Herabsetzung des Selbstgefühls, die sich in Selbstvorwürfen und Selbstbeschimpfungen äußert und bis zur wahnhaften Erwartung von Strafe steigert.“¹²⁴

Wie Nadine Teuber in *Das Geschlecht der Depression* ausführt, sind in Freuds Beschreibungen der Melancholie die „zentralen Symptome der zeitgenössischen klinischen Depressionsdiagnose bereits enthalten.“¹²⁵ Wenn Iduna Laube am 28. August 1863 aus Wien schreibt: „Die Verzweiflung sollte ich in Franzensbad ausgerungen haben, aber wer schreibt dem Schmerz seine Grenzen vor?“¹²⁶, so zeigt sich der von ihr empfundene Schmerz als grenzenlos und somit zeit- und ziellos, dabei überschreitet er als individuelles Bewusstsein permanent jene Grenze, die das Ideal eines sozialen Konstrukts markiert, das auf einem autonomen, auf rationalistischen Prinzipien gründenden Subjekts beruht. Peter-André Alt verweist in *Die Ästhetik des Bösen* auf Foucault, welcher „in seiner Würdigung Georges Batailles die Überschreitung als Vorgang beschrieben [hat, A.K.], der nicht durch das Ziel gekennzeichnet sei, ein Jenseits hinter der Grenze zu erreichen, sondern die Grenze selbst verletze, indem er sie permanent durchbohrt.“¹²⁷ Der Vorgang der Überschreitung, der Transgression selbst „wird bei Foucault zur Ursache für

¹²² IdunL 4

¹²³ IdunL 14

¹²⁴ Freud zit. nach Teuber, Nadine (2011): *Das Geschlecht der Depression. »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« in der Konzeptualisierung depressiver Störungen*. Bielefeld.: Transcript, S. 111

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ IdunL 6

¹²⁷ Alt, Peter-André (2010): *Die Ästhetik des Bösen*, München.: C. H. Beck, S. 23

die Dynamik eines Bösen, das sich niemals erschöpfen kann.“¹²⁸ Die moralische Kontextualisierung der Transgression ist dahingehend aufschlussreich, als die ‚gute Mutter‘ – ihren biologisch-moralischen Verpflichtungen nachkommend – vor allem für den Zusammenhalt als auch für die Reproduktion, die Zukunft der Gemeinschaft verantwortlich ist,¹²⁹ oder wie Georges Bataille es ausdrückt: „Das Gute gründet sich auf die Sorge um das Gemeinwohl, die wesentlich auf die Zukunft ausgerichtet ist. Die mit dem spontanen Antrieb der Kindheit verwandte göttliche Trunkenheit lebt ganz in der Gegenwart“¹³⁰ als genau „[d]iese Triebkraft [...] dem Guten zuwider [läuft, A. K.]“.¹³¹

Die Depression kennt keine Zukunft, da sie kein Ziel kennt; sie läuft sprichwörtlich der Zeit zuwider, als das depressive Subjekt permanent im Augenblick (der Transgression) verhaftet bleibt. Wenn Freud also von einer „wahnhaften Erwartung von Strafe“ spricht, so übersieht er die reale Möglichkeit gesellschaftlicher Ausgrenzung gerade von depressiven Frauen. Dabei rühren die „Selbstvorwürfe und Selbstbeschimpfungen“¹³², wie Laubes Selbstbezeichnung des „Egoismus“¹³³ zeigt, gerade von dem Wissen oder zumindest der Ahnung, dass jene extreme Subjektivität der Melancholie eine Überschreitung dessen ist, was in den Augen einer auf rationalen Prinzipien gründenden Gesellschaft gebilligt wird.

*

Das völlige Auflösen des Selbst in einer ästhetischen Subjektivität, wie es Bohrer in den Briefen Brentanos entdeckt,¹³⁴ kann sich bei Laube jedoch nicht einstellen. Immer wieder kehrt sie zu einer Durchhalte-Rhetorik zurück; versucht sich selbst zu beschwichtigen und einen – durchaus widersprüchlichen – Optimismus nicht zu verlieren: „Ich bin wohl und halte mit beiden Händen meine Tapferkeit zusammen u. zwingen mich über den Strudel hinweg auf ruhigere Zeiten zu hoffen“¹³⁵, schreibt sie am 7. Juni (Jahr unbekannt) aus Leipzig. In dem Brief vom 22. Februar 1869 beschreibt sie ihre Verzweiflung angesichts der angeschlagenen Gesundheit ihrer Mutter, die nach einem Sturz „tief erschüttert, geistig arg verfällt“: „[...] so verlieren wir armen

¹²⁸ Ebd., S. 24

¹²⁹ Vgl. Kerchner, Brigitte (2000): „Die Sexualverbrecherin. Die paradoxe Konstruktion weiblicher Tätertypen in der historischen Kriminalpsychologie“, in: Bettinger, E./Ebrecht, A. (Hg.): *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 2000. Transgressionen: Grenzgängerinnen des moralischen Geschlechts. Bd. 5.* Stuttgart/Weimar: Metzler, S.169-197, hier: S. 187 f. Ferner weist Kerchner im Kontext der paradoxen Konstruktion weiblicher Täterschaft darauf hin, dass „als Negativbild zur »guten Mutter« [...] im Laufe des 19. Jahrhunderts [...] Mediziner die »hysterische Frau« postuliert“ hatten. (Ebd.)

¹³⁰ Bataille, Georges (2011): *Die Literatur und das Böse.* Berlin: Mathes & Seitz, S. 17

¹³¹ Ebd. Die wirtschaftliche Implikation bezüglich des Verhaltensideals sieht Kreuder „auch in seiner geschlechtsspezifischen Differenzierung durchweg von den Interessen der Kapitalakkumulation, der Besitzstandswahrung und des Machterhalts bestimmt.“ (Kreuder 2010: 52)

¹³² Freud zit. nach Teuber 2011: 111

¹³³ IdunL 6

¹³⁴ Vgl. Bohrer 1987: Passim

¹³⁵ IdunL 3

Menschenkinder eben das Maß u. die Form der Dinge u. damit habe ich eine starke Stütze meines innern Lebens, in ihr verloren.“¹³⁶ Sie relativiert jedoch ihre Trauer einige Zeilen später, wenn sie schreibt, dass „das alles [...] aber im Resümé schlimmer [klingt], als es die einzelnen Momente zur Wahrnehmung bringen [...]“.¹³⁷ Am 23. August 1866 schreibt sie eindringlich aus Wien: „Der Sommer war so schlimm in jeder Hinsicht, dass nach dem Gesetz der (ewigen) Bewegung, schon in der Veränderung eine Besserung entstehen muss!“¹³⁸ und ein paar Zeilen später, zu dem Tod Julie Rettichs:

„Sie ist zu beneiden, dass sie den Qualen u. Enttäuschungen unserer letzten Erfahrungen entrückt wurde u. doch sollen wir Alle gerade jetzt auf die muthige Tathkraft ihres Wesens blicken und sollen uns zusammenraffen u. nicht in der Klage über Verlorenes ersticken, sondern nach dem noch Möglichen streben u. sollen jeder in seinem kleinen Kreis wieder aufbauen mit allen Kräften.“¹³⁹

Laube kehrt trotz allem zu dem Glauben eines teleologischen Prinzips zurück; ein Glaube, der sie davor bewahrt ganz in sich zurückzufallen und die Verbindung zur äußeren Welt dauerhaft zu verlieren. Anhand der Briefe der deutschen Dichterin Karoline von Günderrode erklärt Bohrer dies mit der spezifischen Stellung, in der sich Frauen zu jener Zeit befanden: „Es handelt sich um die Dialektik von noch immer unterprivilegierter Bildungsgeschichte (auch für Mädchen adeliger Herkunft) und traditioneller Rollenverteilung einerseits [...] und dem Beginn einer Emanzipationstendenz andererseits [...]“.¹⁴⁰ Für Frauen war es demnach unweit schwerer ihren sozialen, auch auf philosophischen Diskursen begründeten Status im Sinne eines radikalen ästhetisch-subjektiven Selbstverständnisses zu überwinden, da die Ablösung ihrer sozialen Funktion als Frau gesellschaftliche Ausgrenzung zur Folge hatte, als auch gerade das Beharren auf diesem notwendig war, die diskriminierenden Bedingungen weiblicher Existenz aufzuzeigen und zu verändern. So gibt es laut Bohrer bei der Günderrode im Gegensatz zu Brentano „ein ideengeleitetes Ich-Bewußtsein“¹⁴¹, welches auch die Funktion einer „»philosophischen« Stabilisierung des Ichs“¹⁴² innehat. Dies wird auch bei Iduna Laube offenbar: Gerade ihre Religiosität scheint immer wieder sinnstiftend und tröstend gerade in jenen Momenten, die sich dem Verstehen und somit rationalen Erklärungsmustern entziehen. Laube am 8. August 1872 aus Wien:

¹³⁶ IdunL 5

¹³⁷ IdunL 5

¹³⁸ IdunL 7

¹³⁹ IdunL 7

¹⁴⁰ Ebd., S. 75 f.

¹⁴¹ Bohrer 1987: 76

¹⁴² Ebd.

„Die unendliche Güte Gottes offenbart sich mir bei diesen Beobachtungen so tröstend, wenn ich sehe, wie jede Verschiebung der Verhältnisse seinen naturgemäßen Ausgleich mit sich bringt u. die erfüllende Harmonie des Seins immer neu gestaltet. Gott schütz meine alte, gute Mama, sie ist zufrieden, weil sie nicht mehr empfindet, was ihr entgeht, nur den liebend zuschauenden Nächsten trifft der Verlust [...]“¹⁴³

Jenen unbedingten Glauben an das Gute, welcher unabhängig vom menschlichen Handeln existiert, beschreibt Herbert Marcuse als Eigenschaft der sogenannten „affirmativen Kultur“:

„Unter affirmativer Kultur sei jene der bürgerlichen Epoche angehörige Kultur verstanden, welche im Lauf ihrer eigenen Entwicklung dazu geführt hat, die geistig-seelische Welt als ein selbstständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug ist die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren, wertvolleren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden ist, die aber jedes Individuum »von innen her«, ohne jene Tatsächlichkeit zu verändern, für sich realisieren kann“.¹⁴⁴

Auch den Brief vom 28. August 1863, in dem sie ihre Gefühle nach dem Tod ihres Sohnes Hans beschreibt, schließt Laube mit den Zeilen: „Ich lese noch wenig, jedoch mit großen Interesse das Leben Jesu von Renan, das ist ein wunderschönes Buch!“¹⁴⁵ Bei der Günderröde ist es nicht die Religion, sondern die Philosophie Herders, die sie durch dunkle Tage trägt:

„Bisher las ich auch sehr viel in Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, bei allen Schmerzen ist mir dies Buch ein wahrer Trost, ich vergesse mich, meine Leiden und Freuden in dem Wohl der ganzen Menschheit, und ich selbst scheine mir in solchen Augenblicken ein so kleiner unbedeutender Punkt in der Schöpfung...[...]“.¹⁴⁶

Dass jedoch auch jene ideelle Stütze bisweilen versagte, bekundet ein Brief Laubes vom 23. August 1866 aus Wien:

„Erzähle ich Ihnen noch, dass trotz der Sorgen u. Aufregungen um die äußern Verhältnisse, mir auch diese Ferien viel Stille, einsame Stunden brachten u. dass ich diese mit dem Lesen der ganzen [Herv. i. Orig.] Bibel, mich höflich interessierend ausfüllte, so kennen sie vollständig wie die Zeit unsere Trennung mich (aussen) hin u. her warf u. mich dabei innerlich so tief greifend bewegte.“¹⁴⁷

In den Briefen Laubes zeigt sich deutlich der Konflikt von „Teleologie der Menschheit und subjektiver Verfassung“¹⁴⁸, der bei ihr latent zu schwelen scheint und gerade in der Widersprüchlichkeit von subjektivem Empfinden und dessen gleichzeitiger Relativierung zu Tage tritt. Wenn Bohrer schreibt, dass die romantischen Briefe „als autonome Texte zu lesen

¹⁴³ IdunL 1

¹⁴⁴ Marcuse, Herbert (1965): *Kultur und Gesellschaft I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 63

¹⁴⁵ IdunL 6

¹⁴⁶ Zit. nach Bohrer 1987: 77f.

¹⁴⁷ IdunL 7

¹⁴⁸ Ebd.

[sind, A.K.], in denen das Ich sich gewissermaßen erst semantisch findet, erfindet¹⁴⁹, dann kann Laubes Festhalten an einer Durchhalte-Rhetorik als ein Weg der Selbsterhaltung interpretiert werden, der sich erst im und durch das Schreiben verwirklicht. Negativ-Erfahrung als Grenzerfahrung des eigenen Ichs, d.h. die Erschütterung der Selbstwahrnehmung und infolgedessen das Verlangen sich dem eigenen Ich wieder gewahr zu werden, kann ein Motiv des Briefeschreibens, des *Sich-Selbst-Beschreibens* bedeuten.

*

Laubes Briefe zeugen von einer Krise – im Sinne Bohrs von einer Subjektkrise. Die Postulate des „Leichten“ und „Natürlichen“, ¹⁵⁰ die vor allem durch Gellert die Briefkultur bis weit ins 19. Jahrhundert hinein prägten, unterläuft Laube in ihrem Schreiben immer wieder. Sie widersetzte sich dabei – bewusst und/oder unbewusst – den Konventionen und Etiketten einer von Männern postulierten Briefkultur.

So kann oder will Laubes das moderne Ideal des mit sich selbst identischen, autonomen Subjekts oftmals nicht erfüllen. Ihre Melancholie, ihr zeitweiliger Todeswunsch, ihre Sehnsucht nach Einsamkeit sind jene widerspenstigen Erscheinungen, jene Nachtseiten einer auf teleologischen Prinzipien gründenden Aufklärung, die sich in ihren Briefen manifestieren. Der Widerspruch zwischen individuell-ästhetischem Selbstempfinden und dem universalistisch-sozialem Subjektentwurf einer logozentrischen Gesellschaft, drückt sich gerade im Hadern ihrer depressiven Zustände aus. Das depressive Subjekt widersetzt sich den Regeln und Prinzipien einer zunehmend kapitalistischen Gesellschaft, die den Wert des Subjekts ausschließlich auf seine Leistungsfähigkeit respektive seinen Nutzen für die Gemeinschaft reduziert. Den Verlust ihrer Autonomie als Widerspruch zum bürgerlichen Ideal eines beständig handelnden Subjekts erfährt Laube folglich als Transgression und somit als bedrohliche Sensation ihrer Selbst. Eine radikale ästhetische Subjektivität nach Bohrer kann sich demnach bei Laube nicht einstellen; zu sehr ist sie sich den gesellschaftlichen Anforderungen – auch und besonders in ihrer Funktion als Frau – bewusst. Besonders deutlich wird dies in den Schlussworten des Briefes vom 2. November 1870 aus Leipzig: „Nur ein Stimmungsbrief würde mein realer Gatte mir vorwerfen!“ ¹⁵¹ Der in einer patriarchalen Kultur vorherrschende Zwang, die als negativ konnotierten ‚weiblichen‘ Eigenschaften der übersteigerten Emotionalität bzw. Empfindlichkeit zu verdrängen, wird hier in aller Deutlichkeit greifbar.

¹⁴⁹ Ebd., S. 13

¹⁵⁰ Vgl. Gellert 1763: 12

¹⁵¹ IdunL 4

Doch zumindest eine von Faszination getragene Sehnsucht nach jenem radikalen ästhetischen Selbstverständnis wird in ihrer Parisbeschreibung¹⁵² für den Leser greifbar: Das rauschhafte Ereignis der Ich-Entgrenzung, des Selbstverlusts erfährt sie durchaus lustvoll, mehr noch, sie reproduziert jenen Moment mit sprachlichen Mitteln aufs Neue. Das Ich wird hier erst im und durch das Schreiben performativ erzeugt. Dabei handelt es sich gerade nicht um jene Praktik der Selbstinszenierung, die sich im Rahmen von Disziplinierungsstrategien und Affektökonomie in Verbindung mit einer vorgeschriebenen ‚natürlichen‘ Innerlichkeit normativ vollzieht. Der emanzipatorische Effekt beruht auf einem absoluten Subjektivismus, der sich in der Faszination des Augenblicks ausdrückt:

„Ihre Selbsterfahrung [der ästhetischen Subjekte, A.K.] geht immer über das Bewußtsein hinaus, entweder in der Verhaftung an den Momentanismus einer nicht übertragbaren, dem Kulturtext nicht anschließbaren Erfahrung von »Jetzt« oder im Transzendieren des isolierten Selbst in die transsubjektive Sphäre der Natur [...].“¹⁵³

Auch verbirgt Laube nicht den Ästhetizismus, die künstlichen Mittel, mit denen sie hier ihr Selbst quasi fiktional (er)findet. Ihre Parisbeschreibung entspricht damit den Eigenschaften, die Bohrer als die für den romantischen Brief entscheidenden ausmacht:

„Wir werden die Briefe [...] also nicht einfach als psychologisch-autobiographische Dokumente zu lesen haben, in denen die Autoren eine psychische Situation sozusagen erinnernd abbildend wiederholen. Eine solche naturalistische Mimesiserwartung lassen die hochgradig ästhetisch konstruierten Briefe nicht zu: Wir haben sie als autonome Texte zu lesen, in denen das Ich sich gewissermaßen erst semantisch findet, erfindet. Diese Erfindung ist nicht übertragbar auf andere psychische Identitäten, sondern nur als symbolische Form verständlich. [...] Der ästhetische Status der romantischen Selbstdarstellung vollbringt also die Distanzierung vom traditionellen Schema des Ich-Bewußtseins.“¹⁵⁴

Doch nicht nur der Inhalt von Laubes Briefen verrät ihre Verzweiflung, das stetige Mit-Sich-Ringen und die Strapazen, die sie angesichts der Bewältigung des Alltags empfindet; sondern auch ihre Schrift ist teilweise von Anstrengung regelrecht gezeichnet und entspricht so gar nicht der von Gellert geforderten „Mühelosigkeit“¹⁵⁵. Aufgrund eines Nervenleidens zittrig, greift sie immer öfter zum Bleistift statt zur Tinte. Am 9. Juli 1876 schreibt sie: „Mir persönlich, wie immer während der Kurzeit, macht die schmerzhaft lahme Hand bei jeder Handlung Schmerz u. Ärger!“¹⁵⁶, und in den letzten Zeilen des Briefes entschuldigt sie sich für ihre „Krackelfüße, die Ihnen wenigstens die herzliche Freundschaft ausdrücken.“¹⁵⁷ Wenn Nickisch Gellerts Stilideal

¹⁵² Vgl. IdunL 11

¹⁵³ Bohrer 1987: 12

¹⁵⁴ Ebd., S. 13

¹⁵⁵ Vgl. Gellert 1763: 12

¹⁵⁶ IdunL 14

¹⁵⁷ IdunL 14

den ungsamst Kärmen sind
 die Habsburgerungen für die
 Waffe ausgesprochen worden
 so haben meine Kärmen
 keinen Grund in diesen
 noch viel zu schaffen.
 Herr v. Kärmen danken
 Sie mit Freude für die
 die wichtige Entscheidung das Gut
 das Sie mir über das
 bei der Gründung der
 Kärmen. Gott segne!
 In Kärmen
 in die Kärmen
 Kärmen

Abb. 3 „Meine nervös, arg lahmen Hände....“ Brief vom 11. April,
 Jahr unbekannt, aus Leipzig, Auszug

als „eine Natürlichkeit ohne alles Ur- und Wildwüchsige, ohne alles Derbe, Grobe, Anstößige [...] eine gereinigte, geglättete – eine schöne Natürlichkeit [...]“¹⁵⁸ beschreibt, so zeigt sich in und durch Laubes verwackelter, mühseliger Schrift gerade das „Ur- und Wildwüchsige“ eines Körpers, der sich nicht mehr kontrollieren, nicht mehr bereinigen und glätten lässt. Laubes Hände machen buchstäblich, *was sie wollen*. Disziplinierungsstrategien wie sie Gellert oder Knigge in ihren Schriften fordern, werden folglich wirkungslos, wenn sie auf einen Körper treffen, der sich nicht (mehr) durch reine Willensanstrengung unterwerfen lässt. Laubes unkontrollierter oder vielmehr aus der Kontrolle geratene Körper ‚versagt‘ im Sinne der geforderten Disziplinierungsmechanismen; die laut Gellert unbedingt zu verbergende Anstrengung wird sichtbar, das zwanghafte ‚so tun, als ob‘ wird im Moment seines Scheiterns sichtbar und verweist postwendend auf die Konstruiertheit bzw. Künstlichkeit der Inszenierungs- und Disziplinierungsstrategien, deren vermittelte Zeichenhaftigkeit durch den Körper grundsätzlich auf nichts verweist, als auf sich selbst.

¹⁵⁸ Nickisch 1969: 218

„Das wollen wir nicht ferner dulden!“

Der Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Von emanzipatorischen Bestrebungen und gesellschaftlicher Anpassung

„So eben habe ich mit dem größten Interesse ihre vortreffliche Einführung des neuesten Werks I. St. Mill u. die so geschickt gruppierten Auszüge aus demselben - in der Neuen Presse - gelesen u. es drängt mich Ihnen sogleich dafür zu danken. So schlagend die historischen Beweise für die vielleicht ungerechte Demüthigung der Frauen dargestellt werden, so logisch entwickelnd u. dialektisch gewandt Mill für die sociale Gleichberechtigung der Frau eintritt, so vermisse ich doch in seinen Zielen für die äußere Stellung u. innerliche Richtung des Weibes, das durch die Naturgesetze gebotene Auseinanderhalten der beiden Geschlechter, in ihren Aufgaben für die Menschheit. Gewiss haben die sogenannten Herren der Welt uns lange u. oft misshandelt u. missachtet u. das wollen wir nicht ferner dulden! Aber besteht nicht auch die Ansicht über die erniedrigende Stellung der Frauen in der Gesellschaft, zum Theil in dem Irrthum die Aufgaben im Welthaushalt als höhere u. niedere zu classificiren, indes jede Erfüllung des Seins gleich wichtig für das Ganze ist? [...] Ist wirklich die nach außen lärmende Politik wichtiger für die Menschheit, als die Herrschaft im Hause u. die weise Pflege der Kindergärten, wo das nachkommende Geschlecht heranwächst? Darum lassen wir den Männern den Staat, indem sie uns, die uns gebührenden Rechte wahren werden u. wahren müssen, wenn wir uns ihnen als ebenbürtig erweisen. Das Wahlrecht würde ich aber nicht zu diesen uns zustehenden Rechten zählen. Sklaven hat man abgeschafft, dafür zahlen wir uns Dienstboten u. fragen wenig danach, wie weit ihr freier Wille dem Berufe sich zuwendete.“¹⁵⁹

Iduna Laube an Auguste Littrow-Bischoff, 24. Juni, 1869, Leipzig

In Iduna Laubes Kritik an John Stuart Mills *The Subjection of Women* im Brief an Auguste Littrow-Bischoff vom 24. Juli 1869 zeigt sich die Haltung des sogenannten Differenzfeminismus, welcher von einem ‚naturegegebenen‘ Unterschied zwischen Mann und Frau ausgeht. Dabei galt es, jene ‚weiblichen‘ Eigenschaften, die bisher vor dem Hintergrund einer androzentrischen Weltsicht gemeinhin negativ konnotiert waren, aus eben jenem regressiven Kontext zu lösen und in der Betonung ihrer Nützlichkeit positiv umzuformulieren:

„Weitverbreitet war hingegen die Idee der Rettung der Welt durch die Frau. Diese korrespondierte mit Überlegungen, wonach die besonderen weiblichen Fähigkeiten und Tugenden die männlichen Fähigkeiten ergänzen müssten, um die Gesellschaft auf die nächsthöhere Stufe zu heben. Der Kultureinfluss der Frau fördere das Wohl der Allgemeinheit, weshalb es eine unabdingbare Notwendigkeit sei, sie an der Gestaltung von Staat und Gesellschaft teilhaben zu lassen.“¹⁶⁰

In seiner theoretische Auseinandersetzung mit der sozialen Stellung der Frau negiert jedoch Mill diese ‚natürliche‘ Geschlechterdifferenz, wenn er schreibt, dass das, „was man aber jetzt

¹⁵⁹ AugB

¹⁶⁰ Karl, Michaela (2011): *Die Geschichte der Frauenbewegung*. Stuttgart: Reclam, S. 28

die Natur der Frauen nennt, [...] etwas durch und durch künstlich Erzeugtes [ist, A. K.] - das Resultat erzwungener Niederhaltung nach der einen, unnatürlicher Anreizung nach der andern Richtung.“¹⁶¹ Die Ursache der sozialen Unterdrückung der Frau im 19. Jahrhundert sieht Mill in eben jener Aufrechterhaltung der kulturellen Konstruktion von Geschlecht und greift damit in zweiter Instanz den Differenzfeminismus an, dessen Legitimation eben jene ‚naturgegebene‘ Unterscheidung der Geschlechter darstellt. So schreibt auch Laube an Littrow-Bischoff:

„Diese Naturgesetze des Weibes in ihrer höchsten Bedeutung zum Bewusstsein zu bringen, ist das wichtige Ziel der jetzigen Bewegung, aber nicht das Eindringen in äußere Lebenskreise kann das fördern, sondern nur die klare, einfache Entwicklung u. Erkenntnis der gegebenen Kräfte befreit innerlich u. auch nach außen schaffend von jeder Unterdrückung, nicht aber das einzelne Recht im Staate.“¹⁶²

Es verwundert also nicht, dass Iduna Laube Mills Ausführungen nicht nur als zu radikal empfindet, sondern auch als direkte Provokation an ihrer eigenen – für diese Zeit durchaus progressiven – Haltung gegenüber der sogenannten Frauenfrage. Dass Mill mit seinen Forderungen in Bezug auf die Gleichberechtigung der Frauen seiner Zeit weit voraus war, zeigt sowohl die ablehnende Haltung Iduna Laubes, als auch die Tatsache, dass der von Mill schon angedeutete Diskurs der sozialen Konstruktion von Geschlecht gemeinhin frühestens mit Simone de Beauvoir in Verbindung gebracht wird.

Der Differenzfeminismus – in seiner Anerkennung und dem Bestreben der Aufrechterhaltung der ‚natürlichen‘ Differenz der Geschlechter – war weit weniger radikal und somit für seine meist bürgerlichen Vertreterinnen in Hinblick auf die Erhaltung ihres eigenen sozialen Status auch weniger verhänglich. So waren die Bestrebungen der Frauenbewegung untrennbar mit der Akzeptanz und dem Wohlwollen der Gesellschaft verknüpft. Iduna Laube schreibt am 28. Dezember 1866 aus Wien, im Gründungsjahr des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins, an Paoli: „Gott gebe seinen Segen dazu, dass heißt vor Allem die Gunst des Publikums.“¹⁶³ Den Frauenrechtlerinnen war dieses Abhängigkeitsverhältnis durchaus bewusst – dies mag auch mit ein Grund sein, wieso die extreme Position eines Mills trotz eventueller Zustimmung für das Gros der Frauenrechtlerinnen nicht als der geeignete Weg erschien, um für die Rechte der Frauen in der Öffentlichkeit zu werben. Die Gunst der von Männern dominierten Öffentlichkeit zu erlangen, war unabdingbar, und so musste auch das Wirken des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins immer wieder legitimiert werden, wie es die Ansprache von Jeanette Eitelberger im

¹⁶¹ Mill, John Stuart (1869): *Die Hörigkeit der Frau*. Berlin: Verlag von F. Berggold, S. 37

¹⁶² AugB

¹⁶³ IdunL 9

Rechenschaftsbericht von 1874 beweist: „So viel Werth der Verein daher auf Erwerbung von *Kenntnissen* und *Fertigkeiten* legt, hat er doch auch nie außer Acht gelassen, daß es die Sitte und Wohlanständigkeit ist, die vor Allem ein Mädchen auszeichnen soll.“¹⁶⁴ Dass die Erhaltung des Attributs der ‚weiblichen Sittlichkeit‘ eine für den Verein kaum zu ignorierende gesellschaftliche Forderung darstellte, zeigt wiederum ein Auszug aus dem Rechenschaftsbericht des Vereinsjahres Jahr 1890/91:

„Hatte der Ausschuss durch diese Unternehmen einem Theil seiner Aufgabe, der erweiterten Berufsbildung, Rechnung getragen, so that er dies in ebenso erspriesslicher Weise auf dem Gebiete der Ermittlung neuer Arbeitsgebiete. Es erbot sich ihm die gewünschte Gelegenheit hiezu, als die k.k. Staatsdruckerei sich bereit erklärte, weibliche Hände für Arbeiten zu beschäftigen, die bisher nur von Männern verrichtet worden waren, wenn der Wiener Frauen-Erwerb-Verein es übernehmen wolle, eine von der Direction zu bestimmende Anzahl befähigter Mädchen zu empfehlen, über deren Ruf und sittliches Verhalten er genaue Erkundigungen eingezogen haben müsste.“¹⁶⁵

Die Bewegungsfreiheit, die dem Verein seitens der Öffentlichkeit zugestanden wurde, hatte also klare Grenzen. In diesem Kontext wird nachvollziehbar, mit welcher Nachdrücklichkeit sich der Verein von etwaigen radikal-feministischen Positionen von vornherein zu distanzieren versuchte:

„Als vor kaum mehr als zwei Jahren sich in Wien die Kunde verbreitete, daß der Frauen-Erwerb-Verein ins Leben getreten sei, da konnte es bei der Neuheit der Erscheinung nicht fehlen, daß neben vieler Zustimmung auch manche Vorurtheile sich gegen unsern Verein geltend machten. Nicht ungewöhnlich war das Mißverständniß, daß der Verein an der »Emancipation der Frauen« mitwirken wolle, und phantasiereiche Leute hörten schon im Geiste die Mitglieder unseres Vereins im Hause vor dem Schottenthor gegen die Tyrannei der Männerwelt donnern. [...] Ihre eigene Erfahrung, Ihr Urtheil, Ihr Erscheinen am heutigen Tage gibt Zeugniß dafür, daß jene Stimmen nicht das Richtige getroffen haben. Ihr Verein gedeiht, wenn er sich auch in den bescheidenen Schranken hält, die den Frauen geziemen; [...].“¹⁶⁶

Der Begriff Emanzipation war im 19. Jahrhundert noch weitgehend negativ konnotiert, da er jenes Bild von Frauenrechtlerinnen repräsentierte, die mit ihrem radikalen Standpunkt die Grenzen des gesellschaftlich Tolerierten weit überschritten. So distanzierte sich auch Marianne Hainisch in ihrem Vortrag, den sie bei der dritten Generalversammlung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins hielt, von eben jenem kompromittierenden Begriff:

„Ich gestehe, daß ich das Wort *Emancipation* [**Herv.i.Orig.**] stets ungerne für meine Sache angewendet sehe, da sich mit diesem Worte gewöhnlich Ideen verbinden, welche ich nicht hege. [...] Gleichzeitig möchte ich aber darthun, daß ich mit den sogenannten emancipirten Damen nichts gemein habe, mit Damen, welche es sich zur Lebensaufgabe

¹⁶⁴ RB 1874, S.45

¹⁶⁵ RB 90/91, S. 10

¹⁶⁶ RB 68, S. 1 f.

Sehen unsere modern angezogenen Fräuleins nicht den Rittern non
anno Dazumal gleich?



Abb. 4: Karikatur aus dem *Kikeriki! Humoristisches Volksblatt*, 7. Jänner 1864, Wien

Die Zeiten haben sich furios geändert —



denk wenn ich mir oft die nobeln Leut in den Logen anschau' — da weiß ich wirklich nicht mehr,
welches das Mandel und welches das Weibel is?

Abb. 5: Karikatur aus dem *Kikeriki! Humoristisches Volksblatt*, 6. April 1865, Wien

machen, die Luxusgewohnheiten der Herren nachzuahmen, oder gar das Streben haben, es diesen darin zuvorzuthun.“¹⁶⁷

Die Angst vor der Angleichung der Geschlechter ist, wenn nicht eine explizit männliche, dann doch zumindest eine vor allem von Männern geschürte:

„Wissenschaftler und selbsternannte Experten hielten daran fest, dass Frauen von Natur aus über weniger Verstand verfügen würden als Männer, haben sie doch kleinere Gehirne. [...] Die Natur habe ihnen eindeutig die Rolle der Ehefrau und Mutter zugewiesen, und dafür sei Bildung unnötig. Frauen würden ihre Weiblichkeit verlieren und vermännlichen, sollten sie sich ernsthaft mit Bildungsinhalten auseinandersetzen.“¹⁶⁸

Dass der Verlust der Geschlechterdifferenz als eine durchaus reale Bedrohung wahrgenommen wurde, zeigen zwei Karikaturen aus dem *Kikeriki! Humoristisches Volksblatt* vom 7. Januar 1864 und dem 6. April 1865 (Abb. 4 und Abb. 5). In beiden Karikaturen wird die Annäherung der Geschlechter an äußerlichen Merkmalen, wie der Kleidung oder der Frisur festgemacht. Dabei ist jedoch die vermeintliche ‚Vermännlichung‘ der Frau nur eine mögliche Leseart. Die drohende Ununterscheidbarkeit der Geschlechter offenbart ebenfalls die Angst der Männer zu ‚verweiblichen‘, basiert doch eine androzentrische Gesellschaft, in welcher all jene Attribute, die als ‚weiblich‘ qualifiziert werden, auf dem Zwang, eben diese zu verdrängen.

*

Auguste von Littrow-Bischoff, auf deren Mill-Rezension im Morgenblatt *Neue Freie Presse* Iduna Laube antwortet, scheint sich von der Haltung des Differenzfeminismus zu distanzieren. Fast überschwänglich beurteilt sie in dem Morgenblatt das neue Werk Mills, wenn sie schreibt:

„Die logische Schärfe, die glänzende Darstellungsweise, das Feuer individueller Ueberzeugung im Vereine mit den aus historischem, culturgeschichtlichem, psychologischem und rechtlichem Reden geschöpften Argumenten geben diesem Buche, auch abgesehen von der Wichtigkeit der Frage, eine allgemeine Bedeutung.“¹⁶⁹

Auch verzichtet sie auf ein Pseudonym; Littrow-Bischoff gibt sich mit ihren Initialen A.v.L. am Ende des Textes zu erkennen. Dass die Rezension nicht von einem Mann, sondern von einer Frau geschrieben wurde, scheint ihr besonders wichtig, wie der Verweis „Besprochen

¹⁶⁷ Hainisch, Marianne (1870): „Zur Frage des Frauen-Unterrichts“. Vortrag. Gehalten bei der dritten General-Versammlung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines. Wien: Selbstverlag. Wienbibliothek, S. 8

¹⁶⁸ Karl 2011: 24 f.

¹⁶⁹ Littrow-Bischoff, Auguste von (1869): „J. Stuart Mill's neuestes Werk. Besprochen von einer Frau“, in: *Neue Freie Presse*, 23. Juli 1869, Nr. 1760

von einer Frau“ unter der Überschrift des Artikels bezeugt. Dies ist deshalb so erstaunlich, da sie ihre Abhandlung *Die soziale Bewegung auf dem Gebiete der Frau*, erschienen 1868, also nur ein Jahr vor der Mill-Rezension, noch unter ihrem Pseudonym Otto August veröffentlichte. In dieser ist von der Distanzierung zum Differenzfeminismus noch wenig zu spüren. Die ‚Natur der Frau‘ scheint hier noch eine gegebene, unverrückbare Tatsache zu sein:

„Wenn die Natur für die Pflege und Erhaltung der Kinder durch einen allmächtigen Instinkt gesorgt hat, welcher die Mutter mit der Gewalt einer Naturkraft ergreift, so läßt sich in Beziehung auf die Pflege der Kranken und Leidenden nicht die gleiche Vorsorge, nicht die gleiche natürliche Begabung anführen, wenn auch das Bedürfnis der Frauen Wunden zu heilen und Schmerzen zu lindern, als ein Ausgleich jener männlichen Kampfbegier erscheint, welche in der Luft dreinzuschlagen ihre Befriedigung findet.“¹⁷⁰

Die schon erwähnte, für den Differenzfeminismus typische Argumentation der „Rettung der Welt durch die Frau“¹⁷¹ durch das Sichtbarmachen der Nützlichkeit ihrer ‚weiblichen‘ Eigenschaften als etwa ergänzender Ruhepol zur „männlichen Kampfbegier“¹⁷² wird hier besonders deutlich. An anderer Stelle distanziert sich Littrow-Bischoff von diversen „französischen Frauenemancipationsgelüsten“¹⁷³, indem sie versichert, dass die jetzige Frauenbewegung nicht die Absicht habe, „das Weib rechtlich neben den Mann zu stellen“, sondern allein „die Erhaltung seiner leiblichen Existenz durch eigenen Erwerb zu ermöglichen“.¹⁷⁴

Dabei sieht Littrow-Bischoff die Problematik der Frauenfrage im 19. Jahrhundert in der „Umwandlung socialer Verhältnisse, aus denen sich für Frauen die Unmöglichkeit ergibt, durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben, während Zeit und Umstände dies dringend fordern.“¹⁷⁵

*

Die im 19. Jahrhundert wachsende Urbanisierung und Modernisierung der Städte verbunden mit der sogenannten Landflucht ließen die städtischen Bevölkerungszahlen förmlich explodieren, während jedoch der Wohlstand nicht proportional dazu anstieg und

¹⁷⁰ August, Otto (Pseud. für Auguste Littrow-Bischoff) (1868): *Die soziale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen*. Hamburg: Hoffmann & Campe, S. 25. Zugriff am 20. Juni 2013 unter Austrian Literature Online

<http://www.literature.at/viewer.alo?objid=25387&page=1&viewmode=fullscreen>

¹⁷¹ Karl 2011: 28

¹⁷² August 1868: 25

¹⁷³ Ebd., S. 3

¹⁷⁴ Ebd., S. 4

¹⁷⁵ Ebd., S. 2

somit Eheschließungen erschwert wurden.¹⁷⁶ Die Folge davon war eine zunehmende Anzahl lediger Frauen, deren Versorgung, gemeinhin durch den Ehemann garantiert, nun nicht mehr gewährleistet wurde:

„Die Gegebenheit, daß unverheiratete Frauen das »Gnadenbrot« bei verwandten Familien erhielten, sahen gerade Frauen selbst immer mehr als unangemessene und unwürdige Lösung an. Die Frage der Versorgung der Frau wurde zum Problem, das nicht mehr innerhalb des Familienverbandes gelöst werden konnte.“¹⁷⁷

Die offensichtliche Unterversorgung von speziell ledigen Frauen konnte nicht länger ignoriert werden; allerdings standen ihrer möglichen Erwerbstätigkeit diverse, meist von Männern gehegte, Vorurteile im Weg. So galt es im Allgemeinen gerade für Frauen aus der Mittel- oder Oberschicht als unschicklich, zu arbeiten.¹⁷⁸ Es ist gerade jener Makel der Unschicklichkeit, den die Frauenrechtlerinnen im gesellschaftlichen Diskurs um die Erwerbstätigkeit der Frau aufgriffen und geschickt zu entschärfen verstanden:

„Hier kann es *nicht zweifelhaft* [**Herv.i.Orig.**] erscheinen, ob der Humanität ein Dienst geleistet werde, wenn *die auf ihrer Hände Arbeit Angewiesenen auch in den Stand gesetzt werden* [**Herv.i.Orig.**] ihren Erwerb zu finden und dadurch den furchtbaren Versuchungen und den schmachvollen Geschicken zu entgehen, deren Schauplatz alle größeren Städte der gebildeten Welt geworden sind.“¹⁷⁹

Nicht die Erwerbstätigkeit der Frau, sondern gerade ihre Untätigkeit sei die Wurzel unsittlichen Verhaltens; gerade hier sei die Gefahr groß, sowohl „geistig und körperlich dem Laster und der Sünde [zu, A. K.] verfallen, weil ihnen [den Frauen, A. K.] die Mittel fehlen durch einen dürftigen Erwerb ihre Existenz vor dem Hungertode zu retten“¹⁸⁰, so Littrow-Bischoff. Das Vorurteil der vermeintlichen Unsittlichkeit arbeitender Frauen hatte jedoch bereits seinen Tribut gefordert. Der im Zuge der Auflösung der Ständegesellschaft

¹⁷⁶ Vgl. ebd., S. 3. Vgl. bezüglich der Verstädterung auch Rürup, Reinhard (1992): *Deutschland im 19. Jahrhundert. 1815-1871*. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S. 32

¹⁷⁷ Friedrich, Margret (1991/1992): „Versorgungsfall Frau? Der Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Gründungszeit und erste Jahre des Aufbaus“, in: *Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien* 47/48. Wien: Selbstverlag, S. 263-308, hier S. 263 f.

¹⁷⁸ „Man wendet ferner ein, das Leben in der Öffentlichkeit beraube die Frau ihrer herrlichsten Reize, ihrer Reinheit und Unschuld.“ In: Hainisch 1870: 12

¹⁷⁹ August 1868: 6. Dass es hierbei nicht um eine Forderung der Erwerbstätigkeit aller Frauen handelt, macht Littrow-Bischoff deutlich, wenn sie schreibt: „Jedenfalls kann es *keine allgemeine* [**Herv. i. Orig.**] Aufgabe sein, die Hausmutter einer andern Thätigkeit zuzuführen, als diejenige, welche ihr die Natur in großem Maße zur Aufgabe stellt.“ (Ebd., S. 5)

Dies kann wiederum als Legitimationsversuch im Hinblick auf eine skeptische Öffentlichkeit gelesen werden, von deren Jovialität die Bestrebungen der Frauenbewegung in großem Maße abhing.

¹⁸⁰ Ebd., S. 6

verkleinerte Wirkungskreis der Frauen korrespondierte mit deren Verdrängung aus bis dato etablierten ‚typischen‘ von Frauen verrichteten (Hand)Arbeiten:¹⁸¹

„Während nämlich die Frau des 18. Jahrhunderts durch ihre Organisation und Disposition voll ausgefüllt war, weil eben wirklich alle Arbeitsvorgänge, [...] im Haus sich abspielten, ist die moderne großbürgerliche Frau, selbst bei Leitung eines komplizierten Hauswesens, nicht mehr voll ausgefüllt, weil sie nur die letzte, in der Hauptsache konsumierende Station eines großen Prozesses ist, der im wesentlichen außerhalb des Hauses sich vollzieht.“¹⁸²

Auguste von Littrow-Bischoff zeigt in ihrer Abhandlung *Die sociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen* drei mögliche Wege auf, die eine Umsetzung der erwähnten Forderung ermöglichen sollen. Dabei müsse den Frauen die einst ‚typisch weiblichen‘ Berufszweige wieder zugänglich gemacht werden; ferner, seien neue, noch nicht für Frauen etablierte Berufswege auszumachen. Eine verbesserte (Aus)Bildung von Frauen, so Littrow-Bischoff, sei in weiterer Folge unabdingbar.¹⁸³

Die Notwendigkeit sich zu organisieren, stand jedoch am Anfang aller Bestrebungen im Hinblick auf die sogenannte Frauenfrage im 19. Jahrhundert:

„So schwer es aber auch sein dürfte, von vornherein die Bedingungen festzustellen, unter welchen genossenschaftliche Vereinigungen zur Beförderung des Erwerbes und zu wechselseitiger Unterstützung der Frauen in's Leben zu treten hätten, so nothwendig muß das Entstehen und Gedeihen solcher Associationen zur Förderung humaner Zwecke innerhalb einer Gesellschaft erscheinen [...]“.¹⁸⁴

Das Individuum allein kann in diesem Sinne nicht viel ausrichten, erst die Vereinigung zu einer solidarischen Gemeinschaft, sprich zu einer Einheit, macht aus der bloß rhetorischen Kritik Einzelner an gesellschaftlichen Missständen eine nun nicht länger zu ignorierende kulturpolitische Gegenbewegung. Adornos und Horkheimers Einwand, dass sich im Zuge der Aufklärung ein „Fetisch der Gleichheit“¹⁸⁵ installiert habe, welcher Heterogenität durch

¹⁸¹ Littrow zählt zu diesen u.a. die „Fabrikation von Stroh-, Roßhaar- und Bastflechtereie, die Blumen -, Federn-, Bandzierathen und all' die Hunderte verschiedener Confectionen [...], die nur allein ein Damenhut erfordert!“ (Ebd., S. 19)

¹⁸² Freudenthal, Margarete (1978): „Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Familie vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“, in: Rosenbaum, H. (Hg.), *Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 375-399, hier: S. 386. Auch die im Prozess der Industrialisierung zunehmende Ersetzung weiblicher Arbeitskraft durch Maschinen kann als weiterer Grund für den verengten Wirkungsraum der Frau genannt werden: „[D]ie neuesten Erfindungen der Näh-, Strick-, Stick- und Häkelmaschine aber jene mechanischen Geschicklichkeiten ersetzen, durch welche sie [d. s. die Frauen, A. K.] früher sich ihren Erwerb schafften, sind die auf die eigene Arbeit angewiesenen Frauen darauf beschränkt, als Erzieherinnen und Lehrerinnen, als Mägde, oder bloß durch schwere körperliche Arbeiten ihre Existenz zu gewinnen.“ (August 1868: 3)

¹⁸³ Vgl. August 1868: 15

¹⁸⁴ Ebd., S. 52

¹⁸⁵ Horkheimer/Adorno 1981: 33

das systematische Ausgrenzen von Individualität zu verdrängen suchte, erscheint nun im Kontext gesellschaftspolitischen Widerstands als zu einseitig. Die negative Konnotation, die der Begriff der „Einheit“ bei Adorno und Horkheim erfährt, muss dahingehend relativiert werden, als das Wesen einer jeden sich zur Verfolgung eines bestimmten Ziels organisierten Gemeinschaft notwendig auf der zumindest partiellen Unterwerfung des Individuums beruht. Jene ‚Vereinheitlichung‘ mag ohne Frage ambivalent sein; allerdings ist diese Voraussetzung für das gemeinsame und gemeinschaftliche Verfolgen der gesetzten Ziele. So waren auch die Erfolge des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins nur durch das stetige einheitliche Zusammenwirken einer wachsenden Anzahl meist bürgerlicher Frauen möglich. Inwieweit dabei auch differente Haltungen einzelner Mitglieder auf der Strecke blieben bzw. dass dem von den bürgerlichen Frauen an die Schülerinnen weitergegebene ‚Frauenideal‘ trotz aller Progressivität eben jenes Moment der normativen Vereinheitlichung durchaus anhaftete, wird in weiterer Folge zu diskutieren sein.

*

Am 29. April 1866 hielt Johann Ferdinand von Schrank, Komitee-Mitglied des „Vereins für volkswirtschaftlichen Fortschritt“ einen Vortrag zum Zweck der Gründung eines volkswirtschaftlichen Frauenvereins.¹⁸⁶ Es war bereits sein zweiter Vortrag, der innerhalb kurzer Zeit im Prüfungssaal der Handelsakademie in Wien stattfand. Schon am 19. April desselben Jahres warb er in einer Rede für die Erwerbsfähigkeit speziell unverheirateter Frauen.¹⁸⁷ In seinem zweiten Vortrag begnügte er sich jedoch nicht mit der bloßen theoretischen Auseinandersetzung der Problematik von weiblicher Erwerbstätigkeit; er forderte die anwesenden Damen zur sofortigen Gründung eines diesem Zwecke gewidmeten Vereins auf. Im Rechenschaftsbericht des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins aus dem Jahr 1890/91 heißt es im Rückblick:

„Aber trotz wiederholter Aufforderung beharrte Alles im tiefem Schweigen; niemand hatte den Muth, die Theilnahme, welche den Rednern einzeln zugeflüstert wurde, an den Tag zu legen, und diese bemühten sich vergebens, eine Verständigung zu erzielen. Schon wollte man mit der Versicherung, zu Hause die Sache auf's Beste zu erwägen, auseinandergehen, als Graf Zichy [**Herv. i. Orig.**] mit der Gewandtheit eines auf parlamentarischen Gebieten wohlbewanderten Führers erklärte, die anwesende Versammlung, deren einzelne Glieder ja einzeln ihm gegenüber ihr Einverständnis aussprächen, und die sich niemals wieder so zusammenfinden würden, nicht eher zu entlassen, bis sich ein vorbereitendes Comité aus ihrer Mitte constituirt habe. Er selbst wolle den ersten Schritt machen und die in Amerika in solchen Fällen übliche Weise in Anwendung bringen, den Namen einer Dame aussprechen, und diese solle wieder einen anderen nennen und so fort, bis eine hinreichende

¹⁸⁶ Vgl. *Neue Freie Presse*, 1. Mai 1866, Wien

¹⁸⁷ Vgl. *Neue Freie Presse*, 20. April 1866, Wien

Anzahl beisammen wäre. Hangend und bangend sahen die überraschten Hörerinnen zu dem Sprecher hinan, von dessen Lippen der Name *Iduna Laube* [**Herv. i. Orig.**]tönte. Diese, die Wichtigkeit des Moments erkennend, nannte schnell eine andere Dame und so waren in wenigen Minuten die ersten Mitglieder eines Vereines beisammen, welchem zwar Alles, ja selbst der Name fehlte, dessen Theilnehmer aber ihre Mission vollständig erfassten.“¹⁸⁸

Der Moment des Risikos, sich öffentlich zur Erwerbstätigkeit der Frau und somit als Frauenrechtlerin zu bekennen, wird hier besonders deutlich. Erst die Unterstützung und der Zuspruch der anwesenden Männer, die sich selbst für die Erwerbstätigkeit von Frauen einsetzten, gaben den Anstoß sich spontan – und durchaus mit einer gewissen Tollkühnheit – nun auch öffentlich und sichtbar für die gegebene Sache auszusprechen. Margarete Friedrich erklärt in ihrem Aufsatz „Versorgungsfall Frau? Der Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Gründungszeit und erste Jahre des Aufbaus“ zudem die Tatsache der Beteiligung von Männern an der Vereinsgründung damit, dass „den Frauen die Tradition der Assoziationsbildung ebenso fehlte wie juristische und ökonomische Fachkenntnis und ein Forum der Öffentlichkeit.“¹⁸⁹

Der von Schrank schon in seinem Vortrag erwähnte Statutenentwurf für einen Frauenverein wurde schließlich in der ersten Sitzung am 2. Juni 1866 im Salon Iduna Laubes von Laube selbst sowie von Mathilde Lippit und Ida Fleischl unterzeichnet, um diesen der k. k. n.-ö. Statthalterei zur Genehmigung vorzulegen. Wortführerin der Verhandlung war Iduna Laube. Der offizielle Name des Vereins lautete nun „Wiener Frauen-Erwerb-Verein.“¹⁹⁰

Am 13. November desselben Jahres¹⁹¹ hielt Iduna Laube schließlich einen Vortrag zur ersten Generalversammlung in der Handelsakademie, zudem sich schon 183 Mitglieder versammelten.¹⁹² Darin betont sie die Notwendigkeit, gerade den Frauen aus der sogenannten Mittelklasse den Zugang zur Erwerbstätigkeit zu ermöglichen sowie die Bildung des weiblichen Geschlechts auszubauen, wobei „auch auf den natürlichen Beruf des Weibes Rücksicht genommen werden“¹⁹³ müsse. Zwei Tage später wurde, wiederum in Iduna Laubes Salon, die konstituierende Versammlung des Ausschusses abgehalten,¹⁹⁴ in welcher sich die

¹⁸⁸ RB 1890/91, S. 5f.

¹⁸⁹ Friedrich 1991/1992: 273

¹⁹⁰ Vgl. RB 90/91, S. 7

¹⁹¹ Die deutliche Verzögerung war dem deutsch-preußischen Krieg geschuldet. Iduna Laube berichtet am 23. August 1866 an Paoli von ihrer Ferienreise, die von der Schlacht bei Königgrätz überschattet wurde: „Nach diesem Schreckenstag verließen wir Böhmen, um dort durch die vorrückenden Preußen nicht von unserer Heimat abgeschnitten zu werden u. erreichten [...] München. Dort fanden wir für unsere furchtbare Verzweiflung über unsere österreichische Zerschmetterung gar keinen Trost, sondern nur die grausige Überzeugung, dass die Bundesgenossen uns mit ihrem Herzen u. mit ihrer Macht im Stiche ließen; ja sich von unserem sinkenden Staatsschiffe ab. u. dem Feinde zuwendeten [...]“ (IdunL 7)

¹⁹² *Neue Freie Presse*, 14. November 1866, Wien

¹⁹³ Ebd.

¹⁹⁴ Vgl. RB 90/91, S. 8. Der vorläufige Ausschuss bestand aus den Damen Helen v. Hornbostel, Bertha Bonitz, Leopoldine Annacker, Emma v. Bruyeck, Sofie Hirsch, Mina v. Arneth, Louise Beifuss, caroline v. Burger, Fanni v. Fatton, Ida Fleischl, Ottilie Friedmann, Gabreile v. Neuwall, Marie Baronin



Abb. 6: In Iduna Laubes Salon (Stoß im Himmel 3) fanden die ersten Versammlungen des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins statt. Laubes Salon, welcher mit „*rothen Möbeln*“¹⁹⁵ eingerichtet war, erfreute sich großer Beliebtheit. Am 4. November 1863 schreibt sie an Paoli: „So eben ist die Woge von Besuchern abgelaufen, die heute u. seit einigen Tagen meinen Salon überfüllen. Es ist der Moment wo die Landbewohner wieder der Stadt zuströmen und wo sie die herkömmlichen Willkommensbesuche abmachen, um sich einzuwintern. Pachlers, Zur-Helles, Brühls, zu drei Mann hoch und einige Herren schwirrten heute plaudernd durcheinander [...]“¹⁹⁶

Kalchberger, Amalie Koppel, Iduna Laube, Mathilde Lippitt, Auguste v. Littrow-Bischoff, Betti von Löwenthal und Henriette v. Wiener. (Vgl. Ebd., S. 7f.) Während seines Bestehens, wurde der Wiener Frauen-Erwerb-Verein ausschließlich von Frauen betrieben und geleitet mit Ausnahme der Vertreter des Elternvereins, der Handelskammer und des Direktors der Handelsschule. Ebenfalls konnten per Vereinssatzung nur Frauen ordentliche Mitglieder des Vereins werden. Vgl. Liebhart, Heidemarie (1995): „Das Mädchen-Lyzeum am Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Ein Schultypus zur höheren Mädchenbildung in Österreich um die Jahrhundertwende“. Dipl.-Arb. Universität Wien, S. 7

¹⁹⁵ IdunL 9

¹⁹⁶ IdunL 8

Wahl der Vereinspräsidentin als vorerst unlösbar erwies: „Viele wollten, konnten oder durften sich nicht einer scheinbar so gewagten Aufgabe unterziehen, so dass die Wahl vertagt werden musste [...]. In der dritten Sitzung des Ausschusses [...], erklärte sich auf Bitten des Ausschusses Frau Helene v. *Hornbostel* [Herv. i. Orig.] bereit, den Vorsitz zu übernehmen.“¹⁹⁷

Hornbostel musste allerdings schon 1867 ihr Amt aus gesundheitlichen Gründen niederlegen;¹⁹⁸ in der Ausschusssitzung vom 18. November desselben Jahres wird schließlich Iduna Laube zur Präsidentin gewählt,¹⁹⁹ die, so heißt es im Rechenschaftsbericht 1890/91, „schon auf den ersten, schweren und mühevollen Wegen vorangeschritten war und den Kreis durch Milde und Versöhnlichkeit enger und enger zu schliessen wusste, wo die Kraft der Ueberzeugung nicht mehr ausreichen konnte.“²⁰⁰

*

Die Anfänge des Vereins gestalteten sich mühsam und sind ein Spiegel der schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich die ersten Mitglieder des Vereins zu behaupten hatten; Iduna Laube an Paoli am 28. Dezember 1866: „In unserm Verein giebt’s immer noch viel Geschrei u. ein sehr zähes Fortschreiten in der realen Entwicklung.“²⁰¹

Doch auch die ersten Erfolge zeichneten sich ab: Am 2. Jänner 1867 konnte das erste Vorhaben erfolgreich umgesetzt werden; eine Nähstube mit vier eigenen Nähmaschinen wurde offiziell eröffnet. Das Vereinslokal befand sich am Kärntnerring 6 und wurde von einer gewissen Frau Kann bis zum Frühjahr unentgeltlich zur Verfügung gestellt.²⁰²

Dass besonders die ersten Jahre einen hohen Einsatz der Vereinsmitglieder verlangten, zeigt der Brief Iduna Laube vom 27. August 1868:

„Mit dem Arbeiten, habe ich bei dem Verein einen rüstigen Anfang machen müssen, da ich die einzig stätig anwesende Dame hier bin u. ich habe sogar die Leitung der Nähstube für 6 Wochen übernommen. Daneben ist aber nun die Handelsschule zu Stand zu bringen, um mit 1 Otb. beginnen zu können. Schon zwei Sitzungen habe ich mit den Herren gehabt, morgen in einer dritten soll das Programm festgestellt werden, um es während des ganzen Septembers fortwährend auszustreuen. Dr. Schrank ist als Schulvorstand meine beste Stütze u. bewährt sich als sachverständig u. werktätig. [...] Diese Vereinsnotizen sind auch für Ida [d.i. Ida Fleischl, A.K.] bestimmt, damit sie ihrer kommenden Pflichten gedenke! Wir müssen zunächst alle zufassen um unsere neuen Schulunternehmungen in guten Gang zu bringen.“²⁰³

¹⁹⁷ RB 90/91, S.8

¹⁹⁸ Vgl. RB 90/91, S. 11

¹⁹⁹ Vgl. ebd., S. 12

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ IdunL 9

²⁰² Vgl. RB 90/91, S.9

²⁰³ IdunL 10

Anhand der Rechenschaftsberichte, die einmal im Jahr den Mitgliedern des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins vorgelegt wurden, lässt sich die Entwicklung des Vereins nachvollziehen sowie sich darin auch die Hindernisse darstellen, mit denen der Verein in seinem 72 jährigen Bestehen zu kämpfen hatte. Dabei darf nicht vergessen werden, dass es sich um Rechenschaftsberichte im wortwörtlichen Sinne handelt: Die Verantwortlichen mussten über ihre Entscheidungen sowie das Walten und Verwalten des Vereins im jeweiligen Jahr öffentlich Rechenschaft ablegen. Verbunden mit dem Abhängigkeitsverhältnis, das zwischen Verein und dem wohl stets skeptischen Blick der Öffentlichkeit herrschte, kann davon ausgegangen werden, dass jene Berichte in ihrer Darstellung bzw. zur Schaustellung interner Prozesse wohl weniger kritische (Selbst)Reflexion als vielmehr ein auch von Selbstzensur geprägtes Werben um die Gunst des Publikums bekunden. Das Wirken des Vereins musste gerechtfertigt werden – erst recht, je mehr von außen kommende Institutionen den Verein durch z.B. Spenden unterstützten. So gründete der allgemeine Beamtenverein 1869 eine Stiftung mit einem Kapital von 3000 Gulden, mit dessen Zinsen Freiplätze für Töchter mittelloser Beamten an der Handels- und Gewerbeschule des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins gesichert werden sollte.²⁰⁴ Das Ziel des allgemeinen Beamtenvereines der „Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und sozialen Interessen des Beamtenstandes“²⁰⁵ musste nun auch der Wiener Frauen-Erwerb-Verein berücksichtigen, mehr noch als sein eigenes zu erkennen geben. Die zunehmende öffentliche Wertschätzung der Tätigkeit des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins, zu sehen an der immer größer werdenden Anzahl der Unterstützer,²⁰⁶ geht mit einem schleichenden Konservatismus hinsichtlich der ursprünglichen Ausrichtung des Vereins einher. So heißt es noch im Rechenschaftsbericht 1869:

„[...]wir wissen, daß noch manche Mühe, noch manches harte Stück Arbeit unserer wartet; aber der Weg ist angebahnt, wir haben schon einige namhafte Schritte darauf gethan, wir sehen Resultate vor uns die uns mit Freude erfüllen, und die uns beweisen, daß die Selbsthilfe der Frau, durch Erwerbung und Verwerthung tüchtiger Kenntnisse, nicht mehr ein bloßer Begriff, ein frommer Wunsch, sondern unbestrittene Thatsache ist.“²⁰⁷

²⁰⁴ Vgl. RB 1869, S. 5

²⁰⁵ Ebd.

²⁰⁶ Im Rechenschaftsbericht des Jahres 1874/1875 gilt der Dank der Vereins u.a. der Österreichischen Sparkasse, der Kommune Wien, dem Schillerverein „Die Glocke“, dem allgemeinen österreichischem Beamtenverein sowie dem Kaiser Franz-Josep I. Die Unterstützung war meist finanzieller Natur. (Vgl. RB 1874/75, S. 7 f.)

²⁰⁷ RB 1869, S. 1

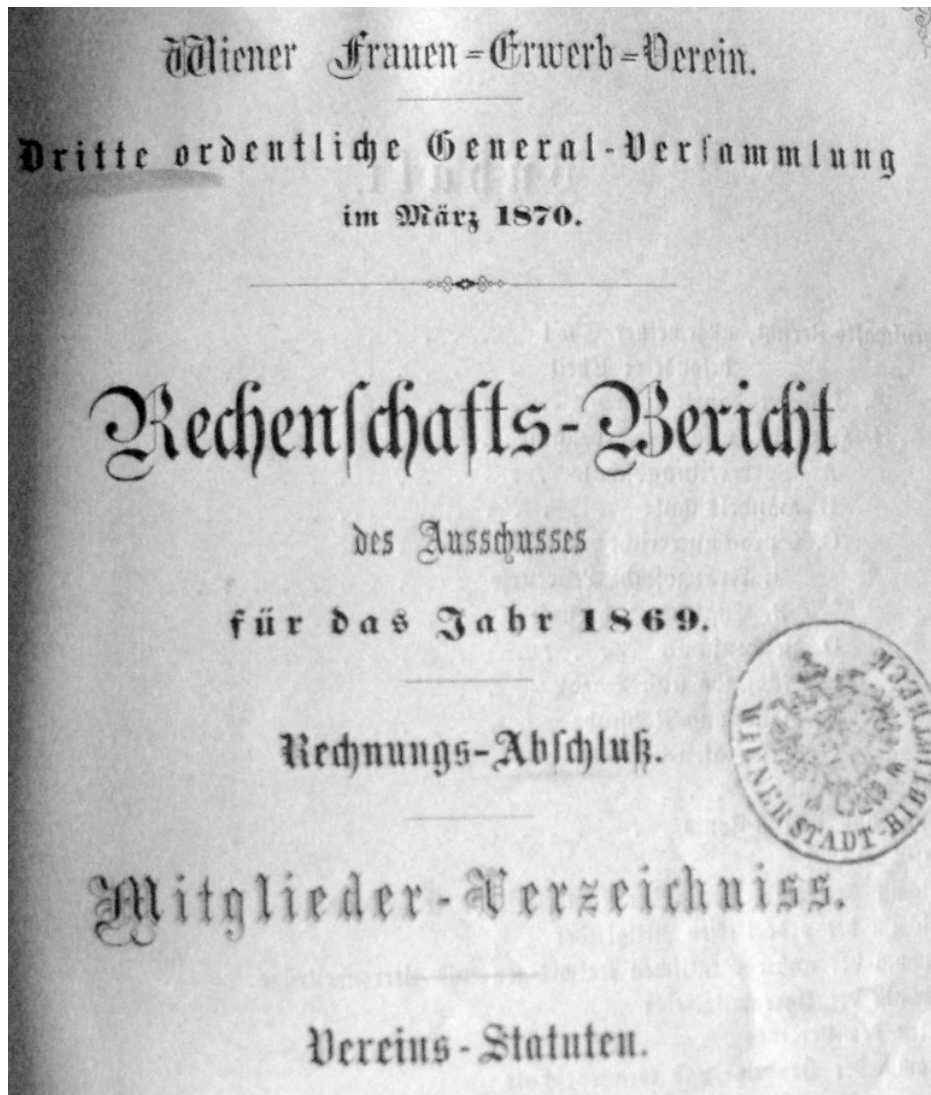


Abb. 7: Deckblatt Rechenschaftsbericht 1869

Von jener kämpferischen Haltung ist im Rechenschaftsbericht von 1885/86 nichts mehr zu spüren:

„Denn, wenngleich wir Ihnen nur von wenig Neuem berichten können, von Nichts vielleicht, das Sie nicht schon im Projecte kennen, dürfen wir Ihnen doch aus voller Ueberzeugung sagen, dass wir nicht vergebens gearbeitet haben. Es lassen sich die vielen kleinen Aufgaben, die wir gelöst, nicht in Worte fassen, wie jene einer sorgenden Hausfrau, die durch ihr aufmerksames Auge und ihre fleissige Hand unablässig Gutes wirkt und Schaden verhindert, wie jene tausend kleine Pflichten, die, wenn auch von Keinem in ihrem ganzen Umfange gekannt, doch von Jedem geschätzt und gewürdigt werden, weil sie ihre wohlthuende Kraft allüberall geltend machen und Eintracht, Zufriedenheit und Gedeihen schaffen.“²⁰⁸

Auch das Programm des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins spiegelt jene reaktionäre Tendenz wider. Der Mathematikunterricht wurde schon im Schuljahr 1874/75 auf vier Stunden im ersten Jahr und drei Stunden im vierten Jahr heruntergeschraubt;²⁰⁹ und wurde in den Winterkursen im Jahr 1886/87 noch ein naturwissenschaftlicher Vortrag von einem Ingenieur zum Thema Elektrotechnik angeboten,²¹⁰ beschränkte sich die Vortragsreihe ein Jahr später auf Kunst- und Literaturgeschichte sowie eine Vorlesung über „Hygiene der Nahrungs- und Genussmittel“, ²¹¹ die „[...]eine Reihe von praktischen Kenntnissen vermittelt, welche für Frauen wünschenswerthe Aufklärung, speciell auf einem Gebiete darstellen, auf das sie vielfach angewiesen sind [...]“. ²¹² Dies kann einmal mehr als Zugeständnis an eine Öffentlichkeit gelesen werden, die, so Karin Hausen, der Meinung war, „daß von Mädchen strikt alles fernzuhalten sei, was der Emotionalität Abbruch tun könne. Unter dieses Verdikt fiel vor allem die Mathematik, da sie anstelle von Gemüt die Rechenhaftigkeit des Geistes befördere.“²¹³ Im Vereinsjahr 1887/88 wurden in der höheren Arbeitsschule die Wochenstunden von 36 auf 34 herabgesetzt, damit die Mädchen an einem Fremdsprachkurs teilnehmen konnten, „[...] ohne noch um viele Stunden länger vom Hause ferne zu bleiben und den Pflichten gegen die Familie mehr entfremdet zu werden, als es bei den schon heranwachsenden Mädchen wünschenswert erscheint.“²¹⁴

Die von Auguste Littrow-Bischoff in ihrer Abhandlung *Die sociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen* angeprangerte ‚Konversationssucht‘ bezüglich des Fremdsprachenunterrichts von

²⁰⁸ RB 1885/86, S. 1

²⁰⁹ Vgl. Friedrich 1991/1992: 292

²¹⁰ Vgl. RB 1885/86, S. 7

²¹¹ Vgl. RB 86/87, S. 7

²¹² RB 87/88, S. 5

²¹³ Hausen, Karin (1978): „Die Polarisierung der »Geschlechtercharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: Rosenbaum, H. (Hg.), *Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 161-195, hier: S. 178

²¹⁴ Ebd., S. 4

Mädchen,²¹⁵ wird vom Verein zunehmend ignoriert. Im Vereinsjahr 1883/84 kam zum schon bestehenden französischen Konversationskurs ein weiterer in englischer Sprache hinzu.²¹⁶ Auguste von Littrow-Bischoff kann mit dieser Entwicklung des Vereins nicht einverstanden gewesen sein, sieht sie doch gerade hier das Übel der rückständigen Bildung von Frauen:

„Seitdem aber das Studium alter Sprachen, wie es Fürstinnen und hohe Damen vergangener Jahrhunderte als Bildungsmittel trieben, durch die Nothwendigkeit, geläufig französisch zu plaudern, verdrängt wurde, an die Stelle ernster Musik das mechanische Klavierspiel trat, die Erfindung und Ausführung geschmackvoller Stickereien der Tapisseriearbeit weichen mußte, und die Gedankenlosigkeit als ein Attribut vornehmer Weiber erschien, ist nicht nur an den Höfen, sondern in allen Schichten die Bildung und Geschicklichkeit der Frauen stehen geblieben d.h. zurückgegangen.“²¹⁷

Die in der Rezension zu Mills Werk *The Subjection of Women* erkennbare Distanz zum Differenzfeminismus mag jener Grund gewesen sein, weshalb sich Littrow-Bischoff schon relativ zu Beginn des Vereinsbestehens von dessen Aktivitäten zeitweise zurückzog. So schreibt Iduna Laube in ihrem Brief vom 24. Juli 1869 an Littrow-Bischoff: „Ich freue mich sehr, wenn Sie wirklich wieder zu dem Frauen-Verein treten u. trotz aller Vorbehalte, wird sich damit ihre Wirksamkeit demselben wieder zuwenden.“²¹⁸ Bestrebungen einzelner Mitglieder, die im Sinne des damaligen gesellschaftlichen Konsenses als zu radikal galten, konnten sich in dem um ein gemäßigtes Auftreten bemühten Frauenverein nicht durchsetzen. Dies zeigt sich besonders deutlich an dem gescheiterten Antrag für die Errichtung eines Unter-Realgymnasiums für Mädchen von Marianne Hainisch. In ihrer Rede vor der Generalversammlung des Wiener Frauen-Erwerb-Verein im Jahr 1870 heißt es:

„Der geehrte Frauen-Erwerb-Verein möge zunächst der Gemeinde Wien eine Petition überreichen, welche um die Errichtung von Parallelclassen für Mädchen an einem der Realgymnasien Wiens nachsucht. Für den Fall jedoch, daß die Gemeinde Wien diese Bitte abschlägig beantwortet, schlage ich weiter vor, bei der hohen Regierung um die Bewilligung zur Errichtung eines Unter-Realgymnasiums für Mädchen einzuschreiten und eine solche Schule dann in eigene Verwaltung zu nehmen.“²¹⁹

Ihr Antrag zur Errichtung eines Unter-Realgymnasiums für Mädchen bezieht sich auf eine offensichtliche Lücke in den Statuten des Frauenvereins; das Ziel der Unterstützung

²¹⁵ „Während die weitgehendsten Schlüsse auf dem Gebiete sprachlicher Forschungen gemacht werden, beschränkt sich der Unterricht der Mädchen darauf, ihnen zwei, drei, vier Sprachen *sprechen* [**Herv. i. Orig.**] zu lehren, und selbst dabei wird noch gesucht ihnen durch ein wo möglich spielendes Getändel auf dem Wege der Praxis Das [sic!] beizubringen, was sie durch Uebungen des Gedächtnisses und Verstandes sich zu eigen machen sollten.“ (August 1868: 36)

²¹⁶ Vgl. RB 1883/84, S.2

²¹⁷ August 1868: 55 f.

²¹⁸ AugB

²¹⁹ Hainisch 1870: 14

wirtschaftlicher Tätigkeit von Frauen formuliert sich dort nur über den Weg des Unterrichts für Berufs-, Gewerbe- und Handelsgeschäfte, nicht aber über die (Aus)Bildung durch Fachschulen.²²⁰ „Vorschulen“, so Hanisch, seien jedoch „Mittel [...]“, um die wirtschaftliche Tätigkeit zu erweitern und daher zu fördern, [...].²²¹ Der Vortrag wurde überaus positiv aufgenommen; Hanisch noch am selben Abend zum Ehrenmitglied ernannt.²²²

Zur Verfolgung des neu gesetzten Ziels fand sich unter dem Vorsitz von Hanisch eine Kommission zusammen, zu der u.a. auch Auguste von Littrow-Bischoff gehörte.²²³ Doch schon die Entscheidung, was genau die Mädchen im Unter-Realgymnasium lernen sollten, stellte sich als erste Hürde heraus, da

„[...] die hervorragenden Schulmänner, welche in der Sache consultirt wurden, im Beurtheilen dessen, was den Mädchen zuerst zu erlernen nothtuth, sowie in der Meinung über die Richtung, welche ihren Studien zunächst zu geben sei, weit divergirende Ansichten aussprachen, und nur in dem einen Punkte sich vereinten: daß der Unterricht der Mädchen seinem Inhalte, und dem darauf verwendeten Zeitausmaße nach, von dem der Knaben nicht unbedeutend abweichen müße, [...]“.²²⁴

Die zur Schaugestellte Einigkeit bezüglich des Lehrinhalts entsprach wohl nicht ganz der Wahrheit, da der finale Unterrichtsplan dann doch „immerhin einigermaßen“²²⁵ von jenem der Knaben abwich und aufgrund dessen die ursprüngliche Schulbezeichnung „Realgymnasium“ in „Mittelschule für Mädchen“ umbenannt wurde.²²⁶ Der Antrag um die Errichtung einer Mittelschule für Mädchen sowie der ausgearbeitete Lehrplan wurden am 23. Juni 1870 dem Gemeinderat vorgelegt, nach dem schon am 10. April desselben Jahres die vorläufige Bitte zur Errichtung eines Unter-Realgymnasiums an den Gemeinderat gerichtet wurde.²²⁷

Nachdem die Gemeinde Wien auf den Antrag zur Errichtung einer Mittelschule für Mädchen wohl nicht reagierte, gründeten die Frauen des Vereins selbst eine „Höhere Bildungsschule“, die noch im Jahr 1871 eröffnet wurde und in ihrer Ausrichtung das immer noch nicht existierende „Unter-Realgymnasium für Mädchen“ bzw. die „Mittelschule für Mädchen“ kompensieren sollte.²²⁸ Am 30. Juli 1871 wurde dem Minister für Kultur und

²²⁰ Vgl. ebd., S. 3

²²¹ Ebd.

²²² Vgl. RB 1870, S. 16

²²³ Vgl. ebd., S. 6f.

²²⁴ Ebd.

²²⁵ Ebd.

²²⁶ Vgl. ebd.

²²⁷ Vgl. ebd.

²²⁸ Vgl. RB 1871, S. 4

Unterricht erneut eine Petition zur Errichtung einer „Mittelschule für Mädchen“ vorgelegt.²²⁹ Im Rechenschaftsbericht für das Jahr 1872 heißt es dann, dass

„uns [d.s. die Mitglieder des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins, A.K.] der niederösterreichische Landesschulrath mittelst Zuschrift vom 10. April 1872 in Kenntniß [setzte, A.K.], daß der Gemeinderath der Stadt Wien sich am 20. Februar desselben Jahres bereit erklärt habe, eine Mittelschule für Mädchen zu errichten.“²³⁰

Jene Zusage muss zurückgezogen worden sein, wie folgende Textstelle aus dem Rückblick des Rechenschaftsberichts für das Jahr 1890/91 nahelegt:

„Da aber weder die Commune, noch der Staat dem immer fühlbarer zu Tage tretenden Bedürfnissen nach umfassender schulgerechter, weiblicher Bildung nachgekommen waren, schien die Lösung der wichtigen Frage, der Errichtung einer, allen Ansprüchen der Gegenwart genügenden Mädchenschule abermals in unabsehbare Weite geschoben. Der Ausschuss erachtete es deshalb [...] als Pflicht, eine Mittelschule zu gründen und so zu gestalten, dass sie, wenn auch eigenartig, so doch ebenbürtig neben den Knaben-Mittelschulen Oesterreichs erscheinen möge.“²³¹

Im Nachhinein verleiht der Wiener Frauen-Erwerb-Verein der 1871 errichteten „Höheren Bildungsschule“ von Beginn an den Status einer „Mittelschule für Mädchen“, und erweckt damit den Eindruck, den Antrag von Marianne Hainisch erfolgreich umgesetzt zu haben. Im Rechenschaftsbericht für das Jahr 1871 wird jedoch bezüglich der „Höheren Bildungsschule“ nur von einem „derzeitigen Ersatz“²³² gesprochen, der dem Unterricht, wie er an einem Gymnasium für Knaben gegeben wird, möglichst nahe kommen sollte. Im 1930 erschienenem Handbuch *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich* macht Marianne Hainisch ihren Unmut über die damalige Entwicklung Luft:

„Sie [d.i. der Vorstand des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins, A.K.] waren, wie die große Mehrzahl der Bevölkerung, davon überzeugt, daß die Mädchen einen der Fraueneigenart angepaßten eigenartigen Unterricht erhalten mußten. [...] So konnten die führenden Vorstandsmitglieder sich mit einem Realgymnasium für Mädchen nicht befreunden. Sie halfen sich dadurch aus der Verlegenheit, daß sie mich, die Antragstellerin, von der Einladung des Ministeriums nicht verständigten. Ich erfuhr erst davon, als im Vorstand eine Petition um Errichtung einer „höheren Mädchenschule“ beraten wurde. Natürlich war ich tief betroffen; damit begann für mich eine Leidenszeit, die 22 Jahre währte, bis ich der Eröffnung des ersten Mädchengymnasiums beiwohnen konnte.“²³³

²²⁹ Vgl. RB 1872, S. 6

²³⁰ Ebd.

²³¹ RB 90/91, S. 16 f.

²³² Vgl. RB 1871, S. 4

²³³ Heinisch, Marianne (1930): „Zur Geschichte der österreichischen Frauenbewegung. Aus meinen Erinnerungen“, in: Braun, M. S./et al. (Hg.), *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich*. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine, S. 13-25, hier: S. 15 f.



Abb. 8: Schul- und Vereinsgebäude des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins
ab 1910 am Wiedner Gürtel 68

Die euphorische Zustimmung, die Hainisch mit ihrem Vortrag zur Antragstellung eines Realgymnasiums für Mädchen bei den Mitgliedern der Generalversammlung des Vereins auslöste, wich nach kurzer Zeit einer wohl eher nüchterneren Einschätzung der Möglichkeiten zur Umsetzung dieses doch hochgesteckten Ziels. Dass sich „die große Mehrzahl der Bevölkerung“ gegen einen gleichwertigen Unterricht von Mädchen und Jungen aussprach, scheint ein nicht unbedeutendes Indiz für die rasch einsetzende Skepsis der Vereinsmitglieder gegenüber den Bestrebungen Hainischs zu sein. Schon im Rechenschaftsbericht für das Jahr 1868 wird betont, dass der Verein gedeihe, „wenn er sich auch in den bescheidenen Schranken hält, die den Frauen geziemen; [...]“.²³⁴ Es wäre sicher nicht vermessen, den letzten Satz aus heutiger Perspektive gegen zu lesen: Nicht *obwohl* sich der Verein an die von außen diktierten Vorgaben hielt, sondern *gerade weil* er dies tat, konnte er auf die Akzeptanz des (männlichen) Publikums bauen. Die Kritik, die Margarete Friedrich in ihrer Analyse „Versorgungsfall Frau? Der Wiener-Frauen-Erwerb-Verein. Gründungszeit und erste Jahre des Aufbaus“ am Verein verlauten lässt, nämlich, dass dieser „Werte, Normen und bestehende Einrichtungen der Gesellschaft [...] wenig analysiert und gar nicht hinterfragt“²³⁵ habe, erscheint mir daher zu kurz gegriffen. Die Frauen des Vereins hatten meines Erachtens eine hohe Sensibilität für die Grenzen jenes Wirkungsraumes, der ihnen von der Gesellschaft zugestanden wurde. Von Beginn an betrachtete der Wiener Frauen-Erwerb-Verein seine Aufgabe darin, diese behutsam auszuweiten, jedoch ohne die gleichwohl zwingend notwendige Unterstützung der Öffentlichkeit zu verlieren. Sicherlich kann die immer größer werdende Anzahl der von Männern geführten Institutionen, wie etwa die k. k. Staatsdruckerei oder die Österreichische Sparkasse, die den Verein unterstützen, als ambivalentes Abhängigkeitsverhältnis gelesen werden, das den Verein auch in seiner ideologischen Ausrichtung beeinflusste und schlussendlich auch einschränkte. Es ist jedoch fraglich, ob ohne diese, oftmals finanzielle Unterstützung, der stetige Ausbau der Vereinsschulen, das rasche Anwachsen der Vereinsmitglieder, die immer größer werdende Zahl von Schulabsolventinnen in dieser Art möglich gewesen wären.²³⁶

*

Die Erfolge des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins manifestierten sich nicht nur in der beeindruckenden Zahl seiner Schulabsolventinnen; in seinem behutsamen Vorgehen gelang

²³⁴ RB 1868, S. 1

²³⁵ Friedrich 1991/1992: 285

²³⁶ 1916 beherbergt das Vereinshaus des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins „zehn Schulen, elf Kurse, ein Internat und einen Kindergarten, die zusammen von 1344 Mädchen und Frauen besucht werden. In 50 Jahren zählten die vom Verein erhaltenen Schulen und Kurse 65.333 Schülerinnen.“ (RB 1915/16, S. 31)

es dem Frauenverein die Anerkennung der männlich dominierte Öffentlichkeit zu gewinnen und somit deren Haltung und Wahrnehmung bezüglich der Bildungsfrage und Erwerbstätigkeit von Frauen nachhaltig zu verändern. Nichtsdestotrotz ist es aus heutiger Perspektive sinnvoll, das Wirken des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins kritisch zu reflektieren, da mit dem Öffnen des Arbeitsmarktes für Frauen sowie der (Wieder)Entdeckung von weiblicher Arbeitskraft sich eben nicht die erhoffte ‚Befreiung‘ der Frau aus ihrem vormals beschränktem häuslichen Wirkungsraum einstellte; dabei ermöglicht erst der historiographische Blick jene zu seiner Zeit progressiven Bestrebungen des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins in ihrer Ambivalenz wahrzunehmen und zu kontextualisieren.

Im Rechenschaftsbericht aus dem Jahr 1870 wird die Direktion des Wiener Local-Telegraphen mit den Worten zitiert, dass nur die „weibliche, so viel billigere und doch so tüchtige Arbeitskraft“²³⁷ das Überleben des Institutes sichere. Diese überraschend ehrliche Aussage des Wiener Local-Telegraphen beschreibt die Problematik der Öffnung des Arbeitsmarktes für Frauen im fortschreitenden Prozess der Industrialisierung. Zwar wird nun die Erwerbstätigkeit von Frauen – auch dank der Bestrebungen des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins – von der Öffentlichkeit weitgehend akzeptiert. Den von Frauen ausgeführten Arbeiten wird jedoch ein weit geringerer Wert zugesprochen als von Männern geleisteten Tätigkeiten.

Mehr noch: Die anfängliche Ablehnung gegenüber arbeitenden Frauen wandelte sich wohl primär auch aufgrund der Entdeckung des enormen wirtschaftlichen Vorteils, den die so viel „billigere und doch so tüchtige Arbeitskraft“ Frau darstellte. Jenes Missverhältnis zwischen öffentlicher Toleranz bzw. Unterstützung gegenüber erwerbstätigen Frauen und der Geringschätzung ihrer tatsächlichen Arbeitskraft wurzelt in der Auflösung der Ständegesellschaft und der damit einhergehenden sexualisierten Ausdifferenzierung von Arbeitskraft- und Arbeitsteilung:

„Unter dem neuen monetären Regime galt nun die Produktion für den Markt als wertschöpfende Tätigkeit, während die Reproduktion des Arbeiters als eine Tätigkeit aufgefasst wurde, die wirtschaftlich wertlos ist; sie hörte sogar auf, als Arbeit angesehen zu werden. [...] Die wirtschaftliche Bedeutung der im Haushalt geleisteten Reproduktion der Arbeitskraft wurde jedoch, ebenso wie ihre Funktion für die Akkumulation des Kapitals, unsichtbar gemacht und als natürliche Berufung oder »Frauenarbeit« mystifiziert.“²³⁸

Die von Frauen ausgeführten Tätigkeiten galten somit *per se* nicht als Arbeit und die daraus resultierende niedrigere Entlohnung ihrer Leistungen ist ein Phänomen, welches bekanntlich bis ins 21. Jahrhundert fortwirkt.

²³⁷ RB 1870, S. 31 f.

²³⁸ Federici, Silvia (2012): *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. Hg. Martin Birkner. Wien: Mandelbaum kritik & utopie, S. 90

So zeigt sich der emanzipatorische Effekt von weiblicher Erwerbstätigkeit zwar in der neu gewonnen Selbstständigkeit und der damit beginnenden Möglichkeit der Selbstverwirklichung von Frauen, jedoch stellt die geringfügige Entlohnung weiblicher Arbeitskraft eine Fortführung bzw. Verlagerung ihres bisherigen Abhängigkeitsverhältnisses dar, dessen repressiver Effekt nun nicht mehr nur in der beschränkten ‚weiblichen‘ Sphäre des Hauses wirkt, sondern auch am öffentlichen Arbeitsplatz der von Männern geführten Institutionen. So wundert es nicht, dass sich Disziplinierungsstrategien, wie sie sich schon bei Gellert und Knigge zeigten, auch in Bezug auf das ‚neue‘ Phänomen der Arbeiterin formulierten. Im Rechenschaftsbericht des Jahres 1868 heißt es: „Einsichtsvolle Industrielle gehen in dieser Beziehung mit den Bestrebungen der Vereine Hand in Hand, wohl wissend, daß nichts ihre Industrie mehr fördern kann als die Ausbildung und Moralisierung ihrer Arbeiterinnen.“²³⁹ Das Bild der arbeitenden Frau sollte sich nicht übermäßig von dem tradierten Bild der ‚typischen Hausfrau‘ unterscheiden. Positive ‚weibliche‘ Eigenschaften sollten sich auch weiterhin fortsetzen und die meist bürgerlichen Mitglieder des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins übermittelten – bewusst und/oder unbewusst – das traditionelle Bild der Frau auch an ihre Schülerinnen. Die folgende, im Rechenschaftsbericht des Jahres 1871 getroffene Aussage, dass „[...] die Schülerinnen der höheren Arbeitsschule [...] [aufhören, A. K.] Arbeiterinnen in des Wortes traurigem Sinne zu sein; durch den Wechsel im Unterrichte werden sie vom mechanischen Schaffen zum selbstthätigen Denken angeregt [...]“²⁴⁰, muss zumindest relativiert werden. Disziplinierungs- und Moralisierungsstrategien zielen gerade auf die Ausgrenzung von Heterogenität und produzieren „auf diese Weise unterworfenen und geübten Körper, fügsame und gelehrige Körper“²⁴¹. Wenn Hainisch sich beschwert, dass die gängigen Erziehungspraktiken Mädchen zu ‚Spielzeug‘ mache,²⁴² also zu nichts mehr als Automaten, so stellt sich die Frage, ob die ‚fleißige Arbeiterin‘ nicht auch jenes mechanische Element in sich fortträgt, welches auch schon dem Bild der Frau als ‚Puppe‘ inhärent ist. Das zeitgenössische ‚weibliche‘ Verhaltensideal sowohl der arbeitslosen bürgerlichen/adeligen Frau als auch der (bürgerlichen) Arbeiterin steht somit im Zeichen einer auf kapitalistisch-ökonomischen Bestrebungen ausgerichteten patriarchalen Gesellschaftsordnung. Norbert Elias schreibt in *Über den Prozess der Zivilisation*:

„Das Schema der Selbstzwänge, das den Menschen der bürgerlichen Gesellschaft im Zusammenhang mit ihrer Berufsarbeit auferlegt wird, ist in mancher Hinsicht von dem Schema, nach dem die höfischen Funktionen den Triebhaushalt modellieren, verschieden. Aber für viele Seiten des Affekthaushalts ist jedenfalls der Selbstzwang, den die bürgerlichen

²³⁹ RB 1868, S. 23

²⁴⁰ RB 1871, S. 5

²⁴¹ Foucault 2008: 840

²⁴² Vgl. Friedrich 1991/1992: 290

Funktionen, den vor allem das Geschäftsleben verlangt und produziert, noch stärker als der, den die höfischen Funktionen erforderten.“²⁴³

Dass der Wiener Frauen-Erwerb-Verein die Ambivalenz des von ihm tradierten weiblichen Verhaltensideals und der Affektkontrolle in Bezug auf die geschlechtsspezifische Differenzierung von Arbeit(skraft) kaum hinterfragte, liegt wohl darin begründet, dass das Einsetzen für die Erwerbstätigkeit der Frauen in erster Linie aus einer wirtschaftlichen Bredouille heraus geschah; eine Notlage, in welcher eine mögliche Erwerbstätigkeit – sei es auch unter der Bedingung des Einhaltens von ‚weiblicher Sittlichkeit‘, sei es einer im Gegensatz zu den Männern weit geringeren Entlohnung – eine trotz allem deutliche Verbesserung ihrer bisherigen Existenzbedingungen bedeutete. Auch das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Verein und Öffentlichkeit, welches sich durch die externe Unterstützung der meist von Männern geführten Institutionen noch verstärkte, verhinderte wohl die Möglichkeit einer differenzierteren Auseinandersetzung bezüglich der sogenannten Frauenfrage innerhalb des Vereins sowie deren praktische Durchführung.

Iduna Laube schließt in ihrem Brief an Auguste Littrow-Bischoff ihre Kritik an Mill's Thesen mit den Worten:

„Sie [Herv. i. Orig.] ganz allein sind schuld an dieser hochbeinigen Auseinandersetzung meiner Ansicht über die politische Frauenemancipation. Könnten wir auf dem Sopha neben einander sitzen u. in Rede u. Gegenrede unsere Ideen austauschen, wie früher, da wäre die Auseinander(setzung) so natürlich, statt, dass sie mit dem Bleistift theoretisch gespreicht wird.“²⁴⁴

Wenn sich auch ‚radikalere‘ Ansichten bezüglich der sogenannten Frauenfrage im Wiener Frauen-Erwerb-Verein letztlich nicht durchsetzen konnten, so verweist das Zitat Iduna Laubes auf jenen Raum, der Ausgangspunkt sowie Verhandlungsort einer alsdann politischen Frauenbewegung war: Der Salon.

²⁴³ Elias 1976: 255

²⁴⁴ AugB

„Loge im Welttheater“

Die Wechselbeziehung zwischen der Wiener Salonkultur des 19. Jahrhunderts und dem französischen Konversationsstück als Verhandlungsort und spezifische Repräsentationsform diskursiver Weiblichkeit

„Ich trat gegen sechs Uhr in den großen, behaglich eingerichteten Salon. Außer der Familie waren noch zwei oder drei Gäste da. Die Familie bestand aus den beiden Damen, der Frau Geheimrat Buddeus, einer prächtigen alten Dame, und deren Tochter Iduna, Laubes Frau. Alle Besucher des Laubeschen Hauses werden sich der beiden Damen mit Rührung und Dankbarkeit erinnern. Frau Iduna war ein wahrhaft ideales weibliches Wesen, von feinstem Verständnis, sorgend und liebevoll, freundlich und versöhnlich, eine Lebensgefährtin für Laube, wie er sie sich gar nicht herrlicher denken konnte.“

Paul Lindau über Iduna Laube in *Nur Erinnerungen* (1917)²⁴⁵

„Herzog: Als ich von Turin zurückkehrte [...] stieg auf dem Lyoner Bahnhofe eine junge Dame in mein Coupé, die mich schon beim ersten Anblick auf das Lebhafteste interessierte. Liebenswürdige Grazie, schalkhafte Munterkeit, waren mit einer aristokratischen Tournure gepaart, welche mir die zarteste Zurückhaltung gebot. Kleine Reisedienste, die ich ihr leisten durfte, brachten bald eine zwanglosere Unterhaltung in den Gang und meine Schöne wußte mit ihrer Silberstimme so anziehend und geistreich zu plaudern, daß sie mich vollständig bezauberte. Trotz aller diplomatischen Künste indessen, wollte es mir nicht gelingen zu erfahren, wer sie sei; und als ich, in Paris angekommen, so bescheiden als möglich um die Erlaubniß bat, sie wieder aufsuchen zu dürfen, lehnte sie dies in einer so feinen und taktvollen Wendung ab, daß ich beschämt mich zurückzog, während sie im Nu meinen Blicken entschwunden war.

Richard: Und hast Du nicht nach ihr geforscht?

Herzog: Ueberall - auf allen Bällen - in den Theatern - aber leider vergebens.“

Aus *Die Feenhände* von Eugène Scribe, 3. Akt, 3. Szene (1858)²⁴⁶

Sowohl der Salon als auch kunsttheatrale Formen des 19. Jahrhunderts, wie das französische Konversationsstück, erscheinen als ideale und idealisierende Projektionsfläche im Zeichen männlich imaginerter Sehnsuchtsbilder des Weiblichen. Die reale Unterwerfung der Frau, legitimiert durch u.a. philosophische und pseudo-wissenschaftliche Diskurse, schafft erst jenen sinnentleerten Ort des Weiblichen, der nun im Rahmen künstlerischer Praktiken wiederum positiv aufgeladen wird:

„Das, was in der Wirklichkeit das gebärende und schrubbende Opfer der männlichen Überlegenheit und obendrein der Verachtung ist, wird in der Imagination zum funkelnden Edelstein, zum luxurierenden Kultgegenstand, zum Medium vielfältiger Vorstellungen, die sich auf ein solchermaßen unzerstörtes Ganzes richten. [...] Dieses Ganze nun findet der Mann, wenn er seinen Blick zwei ›Gegenständen‹ zuwendet: den Frauen und der Kunst.“²⁴⁷

²⁴⁵ Lindau 1917: 200 f.

²⁴⁶ Scribe, Eugène (1858): *Die Feenhände*. Bearbeitet nach Scribes „Les doigts de fee“ von Th. Gaßmann. Hamburg: B.S. Berendsohn, S. 35

²⁴⁷ Bovenschen 1979: 36 f.

Dabei stellt die Janusköpfigkeit des Weiblichen sowohl in der tatsächlichen Erniedrigung der Frau als auch in ihrer männlich imaginierten Erhöhung gleichermaßen ein Instrument ihrer Unterdrückung dar, da sie ein Bild des Weiblichen konstruiert, an dem sich die reale Frau stets zu messen hat.

So beweist der Lobgesang Lindaus auf Iduna Laube als „ideales weibliches Wesen“, dass die in der Sphäre des Künstlerischen erschaffenen und modellierten Weiblichkeitsvorstellungen weit über ihre fiktionalen Entstehungskontexte hinaus wirken. Der Salon als Ort soziokultureller Praktiken wird somit gleichsam zur Bühne der „symbolischen Präsentationen, [...] projektiven Sensationen, [...] weiblichen Trägerfiguren für männliche Sehnsüchte“²⁴⁸ und stellt damit die in der Sekundärliteratur anzutreffende Definition des Salons als „[...] zweckfreie, zwanglose Geselligkeitsform [...], deren Kristallisationspunkt eine Frau bildet“²⁴⁹, in Frage. Der dem Phänomen der Salonkultur so verliehene Status als „Freiräume des Denkens jenseits von offiziellen Doktrinen, Freiräume der Begegnung jenseits ständischer Unterschiede, Freiräume weiblicher Emanzipation jenseits der gesellschaftlichen Normen und Systeme [...]“²⁵⁰ sowie als Ort der „zwanglosen Konversation“²⁵¹ muss auch im Hinblick auf die im 19. Jahrhundert vorherrschenden Affektökonomien und Disziplinierungsstrategien angezweifelt werden.

Das Vorbild für die Wienersalonkultur bildete die französische Salongeselligkeit des 18. Jahrhunderts;²⁵² auch dies ein Hinweis darauf, dass sich die Wiener Salons nicht frei von schon existierenden spezifischen Richtlinien entwickeln konnten. Das Phänomen der französischen Salonkultur verlangte überdies zu seiner topografischen Verbreitung nach einem Medium, nach dessen Leitbild sich die Wiener Salons – und somit auch Iduna Laubes Salon – konstituieren konnten. Allein die im allgemeinen Sprachgebrauch signifikante Bedeutungs- und Referenzverschiebung, die der Begriff *Salondame* seit seiner Entstehung erfuhr, bezeugt eine Wechselbeziehung zwischen dem kulturhistorischen Phänomen der Salonkultur sowie dem französischen Konversationsstück als spezifische theatrale Praktik. Denn während in der zeitgenössischen Sekundärliteratur der Begriff *Salondame* häufig ausschließlich im

²⁴⁸ Ebd., S. 68. Bovenschen wendet diese Formulierung nicht explizit auf das Phänomen der Salonkultur an, sondern auf die „[...] Mannigfaltigkeit des imaginierten und projizierten Weiblichen, wie es die Kunstgattungen bevölkert [...]“ (Ebd.). Wie ich in weiterer Folge versuchen werde zu zeigen, trifft dies jedoch gerade auch auf den Salon als ‚realen‘ Ort sozio-kultureller Praktiken zu.

²⁴⁹ Heyden-Rynsch, Verena v. d. (1992): *Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur*. München: Artemis & Winkler, S. 16

²⁵⁰ Ebd., S. 12

²⁵¹ Meyers *Neues Lexikon* zit. nach Reif, Katharina (1995): „Wiener Salonkultur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Dipl.-Arb. Universität Wien, S. 4

²⁵² Vgl. Reif 1995: 5

Zusammenhang mit dem Phänomen der Salonkultur genannt wird,²⁵³ verweist die Etymologie auf eben jene spezifische kunsttheatrale Form des 19. Jahrhunderts. So heißt es im *Brockhaus* aus dem Jahr 1933:

„Salondame, beim Theater seit etwa 1850 verwendete Bezeichnung für ein weibl. Rollenfach, das dem → Bonvivant entspricht. Die S. ist die überlegene, mit dem Gefühl vielfach nur spielende Frau, wie sie das Gesellschaftsstück vorwiegend franz. Ursprungs schuf. Sie steht zwischen Liebhaberin und Charakterdarstellerin.“²⁵⁴

Das *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* von 1977 definiert den Begriff der „Salondame“ schließlich knapp als: „Rollenfach im Theater, das sich aus den Salonstücken des frz. Theaters im 19. Jh. entwickelte.“²⁵⁵

*

So wie das französische Konversationsstück ist auch die Entstehung der bürgerlichen Salonkultur im 19. Jahrhundert einem sozialen, politischen als auch wirtschaftlichen Wandel geschuldet, der sich vornehmlich im nun aufstrebenden Bürgertum manifestierte. Ausgelöst durch die Französische Revolution 1789 sowie den folgenden in den Jahren 1830 und 1848 erlangte der mittlere Bürgerstand politische sowie wirtschaftliche Macht und Unabhängigkeit; der alteingesessene Adel verlor an Bedeutung, bot jedoch gerade bezüglich seines geführten Lebensstils sowie seiner Inszenierungsstrategien dem Besitz- und Bildungsbürgertum eine veritable Orientierungshilfe, da „[...] diese aufstrebende Bevölkerungsschicht zu jenem Zeitpunkt noch über keine selbstbewußte Eigenform gesellschaftlichen Auftretens“²⁵⁶ verfügte. Regelwerke, wie die Schrift *Über den Umgang mit Menschen* von Knigge sind Ausdruck eines bürgerlichen Bestrebens mit Hilfe von (körperlichen) Inszenierungs- und Disziplinierungsstrategien die bis dato herrschende Kluft zwischen Adel und Bürgertum zu tilgen. Auch in der Neugestaltung des bürgerlichen Wohn- und Lebensbereichs manifestierte sich das Anpassungsbestreben an den Adel:

„Für den Privatmann tritt erstmals der Lebensraum in Gegensatz zu der Arbeitsstätte. [...]. Der Privatmann, der im Kontor der Realität Rechnung trägt, verlangt vom Interieur in seinen

²⁵³ Vgl. hierzu: Pilz, Elke (Hg.) (2007): *Bedeutende Frauen des 18. Jahrhunderts: Elf biographische Essays*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 63. Sowie: Simanowski, Roberto (Hg.) (1999): *Europa – ein Salon? Beiträge zur Internationalität des literarischen Salons*. Göttingen: Wallstein, Passim

²⁵⁴ Der Große Brockhaus (1933): *Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden*. Fünfte, völlig neubearbeitete Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon. 16. Bd. Leipzig: Brockhaus, S. 357

²⁵⁵ Meyers Enzyklopädisches Lexikon (1977): 20. Bd. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut, S. 617

²⁵⁶ Reif 1995: 139

Illusionen unterhalten zu werden. [...] Es stellt für den Privatmann das Universum dar. In ihm versammelt er die Ferne und die Vergangenheit. Sein Salon ist eine Loge im Welttheater.“²⁵⁷

Die Losgelöstheit materieller Güter von ihrer Nützlichkeit hin zu einem reinen Liebhaber- und Sammelwert, sprich von einem Realwert zu einem Schauwert, bezeichnen sowohl Wunschvorstellung als auch den neuen Luxus des Bürgers:

„Der Sammler träumt sich nicht nur in eine ferne oder vergangene Welt sondern zugleich in eine bessere, in der zwar die Menschen ebenso wenig mit dem versehen sind, was sie brauchen, wie in der alltäglichen, aber die Dinge von der Fron frei sind, nützlich zu sein.“²⁵⁸

Das französische Konversationsstück, auch *Pièce de Salon* genannt,²⁵⁹ kommt nun diesem Wunsch entgegen:

„In ihm fand der Bürger alles das widergespiegelt, was er erstrebte oder auch bereits zu besitzen glaubte. Der vor dem prachtvollen Hintergrund eines Salons agierende, elegante, allen Situationen souverän gewachsene Mensch des Salonstückes erschien teils noch als nachahmenswertes Vorbild, teils aber auch schon als ein überhöhtes Ebenbild seiner selbst.“²⁶⁰

Die vom Adel geprägte Salonkultur und mit ihr der gepflegte Konversationsstil waren Kennzeichen des französischen Konversationsstückes und fanden durch das entsprechende Publikum Eingang in den mittleren Bürgerstand:

„Das Pariser Theaterpublikum hatte sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts beträchtlich vermehrt. Zum traditionellen Theaterpublikum gesellten sich nicht nur die Neureichen, sondern vermittels der immer populärer werdenden Eisenbahn auch Ausländer und Leute aus der Provinz.“²⁶¹

Das französische Konversationsstück diente somit nicht nur der reinen Unterhaltung, in seiner Form dargestellter Kultiviertheit war es Vorbild, Ansporn, gar Schule für das lernbegierige Bürgertum; fand sich im bürgerlichen „Lebenstheater“²⁶² wieder und konstituierte somit letztendlich Gesellschaft.

Das *Pièce de Salon* war überdies weit über die Grenzen von Frankreich hinaus erfolgreich. Heinrich Laube machte es in seiner Zeit als Burgtheaterdirektor von 1849 bis 1867 zum festen Bestandteil des Repertoires und ermöglichte es somit, die französische Salonkultur auch dem

²⁵⁷ Benjamin, Walter (1982): *Das Passagen Werk. Erster Band*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 52

²⁵⁸ Ebd., S. 53

²⁵⁹ Vgl. Maletschek, Erika (1964): „Die szenischen Bemerkungen im Konversationsstück unter Laube am Burgtheater“, Diss. Universität Wien, S. 2

²⁶⁰ Ebd., S.13

²⁶¹ Ebd., S.14

²⁶² Vgl. Hulfeld, Stefan (2000): *Zähmung der Masken, Wahrung der Gesichter. Theater und Theatralität in Solothurn 1700-1798*. Zürich: Chronos, S. 400

Wiener Burgtheaterpublikum zugänglich zu machen,²⁶³ unter dem sich auch die ein oder andere Wiener Salonière, wie z.B. Iduna Laube, befand. Verwurzelt in einer Gegenwart, die in Wien jedoch noch den Mantel der Zukunft trug, entwickelte sich das französische Konversationsstück auch in Wien zu einem nachahmenswerten Vorbild für das Burgtheaterpublikum:

„Ihr [d.i. die Wiener Gesellschaft, A.K.] hat er [d.i. Heinrich Laube, A.K.] im Burgtheater einen so vollkommenen Ausdruck geschaffen, daß man sich fast versucht fühlt zu sagen, er habe die Wiener Gesellschaft erschaffen. [...] Laube hat nur, indem er sein Publikum behandelte, als ob es die Wiener Gesellschaft wäre, diese, die es in Wirklichkeit gar nicht gab, an jedem Theaterabend improvisiert, mit solchem Glück, daß aus seinem Burgtheater mit der Zeit durch Nachahmung und Gewohnheit in der Tat etwas entstand, daß einer Wiener Gesellschaft täuschend ähnlich sah.“²⁶⁴

Die mit dem französischen Konversationsstück generierte ideale und idealisierte Weiblichkeit bildete indes das normative Verhaltenskorsett, in das sich die Frauen in ihrem Auftreten in den Salons pressen mussten, als es auch den Erwartungshorizont der männlichen Salonbesucher bezüglich der dort anzutreffenden Weiblichkeit maßgeblich beeinflusste. Wie schon das eingangs gesetzte Zitat aus dem Konversationsstück *Die Feenhände* von Eugène Scribe zeigt, formulieren sich im Rahmen des Salonstücks spezifische Weiblichkeitsvorstellungen, die es gerade im Hinblick auf die vom französischen Konversationsstück beeinflusste Wienersalonkultur näher zu untersuchen gilt. *Die Feenhände* von Scribe erscheint mir diesbezüglich besonders geeignet, da es mit insgesamt 71 Aufführungen von 1859 bis 1888²⁶⁵ nicht nur außerordentlich erfolgreich war, sondern auch aufgrund seiner Thematik – die angestrebte Berufstätigkeit von Frauen – ein auf den ersten Blick für diese Zeit progressiveres Frauenbild zu zeigen verspricht. Zudem kann das Stück *Die Feenhände* insofern als exemplarisch für die Dramengattung französisches Konversationsstück gelten, als es einen spezifischen Gesprächsstil widerspiegelt, indem alle Stücke dieser Gattung verfasst wurden,²⁶⁶ sowie es sich bei den Figuren um Rollentypen handelt, die in ihrer Eigenart für das sogenannte Salonstück typisch waren.²⁶⁷

Die offensichtliche Wechselbeziehung zwischen der Mystifikation des Weiblichen in künstlerischen Praktiken wie dem französischen Konversationsstück sowie dem realen Ort des Salons als spezifische Repräsentation diskursiver Weiblichkeit soll überdies anhand von Beschreibungen des Laube'schen Salons aufgezeigt werden.

²⁶³ Vgl. Horch, Franz (1925): *Das Burgtheater unter Heinrich Laube und Adolf Wilbrandt*. Wien: Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, S. 38

²⁶⁴ Bahr, Hermann (1920): *Burgtheater*. Wien-Berlin: Wiener Literarische Anstalt, S. 54

²⁶⁵ Vgl. Alth, Minna von (1977): *Burgtheater 1776-1976. Aufführungen und Besetzungen von zweihundert Jahren*. 2. Bd. Register. Hg. Österreichischer Bundestheaterverband. Wien: Salzer-Ueberreuter, S. 82

²⁶⁶ Vgl. Maletschek 1964: 1

²⁶⁷ Vgl. ebd., S. 130

„Führte Heinrich Laube das Wort in seinem Salon, so leitete seine Gemalin Iduna, wenn der Director kurz vor sieben Uhr die Wohnung verliess und sich nach dem Theater begab und mehrere Freunde bei Laube's Frau, die nicht täglich das Theater besuchte, zurückgeblieben waren, das Gespräch. Waren Laube's Gedanken fast immer auf Bühnen-Angelegenheiten gerichtet, so befasste sich Iduna Laube zumeist mit jenen geistigen Fragen, welche den Menschen in seinem Innersten berühren. Ihr Verstand war scharf, sie hatte viel gelesen und gelernt, ihr Sinn ging hoch, sie wusste vortrefflich zu sprechen, zu fragen und zu antworten, einen Streit zu führen ohne zurückzuweichen, anzugreifen oder sich zu vertheidigen; dabei aber voll Milde und Freundlichkeit, halblaut, bei kerzengerader Haltung, zu entschuldigen, wenn Irrthümer Abwesender berührt wurden oder zu vermitteln, wenn sich eine hitzige Debatte in ihrer Gegenwart erhob.“²⁶⁸

Auch in diesem Zitat aus der vom Gemeinderat der Stadt Wien herausgegebenen Denkschrift *Wien 1848-1888* vom 2. Dezember 1888 wird eine Art ideale Weiblichkeit gezeichnet, die auf den ersten Blick paradoxe Konzepte imaginierter Weiblichkeit vereint: Die ‚Empfindsame‘ und die ‚Gelehrte‘.²⁶⁹ So wird gleichzeitig Iduna Laubes „scharfer Verstand“ hervorgehoben als auch die Verweise auf ihre „Milde“ und „Freundlichkeit“ sowie ihre scheinbare Tendenz geistige Fragen zu stellen, die den Menschen im „Innersten berühren“ den Fokus auf die abstraktere Sphäre der Gefühle lenkt. Dabei ist gerade das Konzept der weiblichen Gelehrsamkeit in seiner scheinbaren Progressivität trügerisch. Jene Gelehrsamkeit darf nämlich bestimmte abgesteckte Grenzen nicht überschreiten:

„Im facettenreichen Zusammenspiel der Begriffe ›âme belle‹ und ›moral sense‹, speziell unter der für die kulturelle Entwicklung in Deutschland bedeutsamen Wirkung der Schriften Rousseaus und der englischen Sensualisten, entstehen neue Weiblichkeitsimagines. Es sind nun die bei Frauen besonders ausgeprägt vermuteten Gefühlswerte und ihre durch ›künstliche‹ Bildungseinflüsse gerade nicht verzerrte oder gar korrumpierte ›natürliche Tugend‹, die in den neuen Bildern zum Ausdruck kommen sollen.“²⁷⁰

Das was Iduna „gelernt“ und „gelesen“ hat, soll somit auf keinen Fall mit ihren ‚natürlichen‘ Qualitäten in Konkurrenz treten; die diskursive Festschreibung des Weiblichen in die Sphäre der ‚Natur‘ wirkt somit auch in dem Konzept der weiblichen Gelehrsamkeit fort. Auch die Beschreibung Iduna Laubes der Burgtheaterschauspielerin Auguste Wilbrandt-Baudius spiegelt jene imaginierten Weiblichkeitsbilder wieder, wobei hier die ‚Empfindsamkeit‘ Iduna Laubes, auch durch das tradierte Bild der sich stets ‚kummernden und sorgenden Mutter‘, noch mehr im Vordergrund steht:

²⁶⁸ *Wien 1848-1888. Denkschrift zum 2. Dezember 1888*. 2. Bd. Hg. Gemeinderat der Stadt Wien. Wien: Commissions-Verlag von Carl Konegen, S. 548. In diesem Zitat erscheint Heinrich Laube als der eigentliche Besitzer und Betreiber des Salons. Aus anderen Beschreibungen des Laub'schen Salons ist dieser Status jedoch zumindest anzuzweifeln.

²⁶⁹ Vgl. Bovenschen 1979: Passim

²⁷⁰ Ebd., S. 158 f.

„Frau Iduna! Ich sehe mich in den Salon Laube eintreten, ich sehe Frau Iduna auf ihrem Sofaplatz sitzen. - Den ganzen Wert dieser Frau lernte ich mit jedem Tage mehr schätzen: Geist, Güte und Wohlwollen waren in ihr vereint, und immer war sie bereit, zu beraten, zu fördern. Manchmal aber war sie ganz besonders warm und mütterlich: das war, wenn man bei ihrem Manne in Ungnade gefallen war. Und wenn sie trösten oder einen Ratschlag geben wollte, wie die Scharte wieder ausgewetzt werden könnte.“²⁷¹

Erinnern wir uns an das zu Anfang gesetzte Zitat aus *Die Feenhände* von Eugène Scribe, so sind die Ähnlichkeiten zu den bedienten Weiblichkeitsbildern in den Charakterbeschreibungen zu Iduna Laube bezeichnend. Der Herzog spricht hier von der Begegnung mit Helene, der zentralen Figur des französischen Konversationsstücks, die modellhaft für die im Stück geforderte Berufstätigkeit von Frauen des vor allem verarmten Adels steht. Von ihrer Tante, der Gräfin Lesneve, in deren Schloss aufgenommen, wird Helene von dieser jedoch eher widerwillig ausgehalten, da die Gräfin fürchtet, dass Helene aufgrund ihres „eigenthümlichen Zauber der Liebenswürdigkeit und Grazie“²⁷², den von ihr geschmiedeten Heiratsplan zwischen ihrer Enkelin Bertha und dem Sohn des Grafen, Tristan, unterlaufen könnte. Und tatsächlich, Tristan hat sich in Helene verliebt, während Bertha dem adeligen, aber verarmten ‚Stotterer‘ Richard von Kerbriand verfallen ist. Als der Graf und die Gräfin versuchen, Helene zu Verwandten abzuschieben, macht Tristan seiner Angebeteten einen Heiratsantrag, den diese aus Pflichtgefühl gegenüber ihren Gönnern ablehnt. Da sie ahnt, dass Tristan diesen Grund der Zurückweisung nicht akzeptieren würde, verlässt sie unter dem Vorwand, sie liebe einen anderen, das Schloss der Gräfin. Zwei Jahre später, inzwischen hat sich Helene unter dem Namen Hermance zur Lieblingsschneiderin und Modistin der Pariser Aristokratendamen etabliert, treffen sich die ProtagonistInnen wieder. Bevor jedoch sowohl Helene und Tristan als auch Bertha und Richard von Kerbriand zusammenfinden können, dauert es ganze drei Akte, vollgespickt mit unvorhergesehen Hindernissen und überraschenden Peripetien, die das vorzeitige Happy End zu verhindern wissen.

Das zu der Zeit als Scribes *Die Feenhände* zur Aufführung im Burgtheater gelangte durchaus kontroverse Thema der Berufstätigkeit von Frauen, wird mit der Figur von Helene zwar aufgeworfen, verliert jedoch im Laufe des Handlungsgeschehens deutlich an relevanter Gesellschaftskritik. Stattdessen gerät die Figur der Helene zur idealisierten Projektionsfläche männlicher Weiblichkeitsvorstellungen; in ihr vereinen sich jene Konzepte diskursiver Weiblichkeit, die auch schon in den vorangegangenen Beschreibungen zu Iduna Laube zum Tragen kamen. Gleich zu Beginn des Stückes heißt es: „Sie ist ja so liebenswürdig, so gefällig“²⁷³,

²⁷¹ Wilbrandt-Baudius, Auguste (1914): „Erinnerungen an das alte Burgtheater“, in: Rosner, K./Hellen, E. v. d. (Hg.), *Der Greif. Cotta'sche Monatszeitschrift*. 1. Jahrgang, 2. Bd. Stuttgart/Berlin: Cotta'sche Buchhandlung, S. 216

²⁷² Scribe 1858: 7

²⁷³ Ebd., S. 6

„so gutmütig“²⁷⁴; die von Helene angefertigten Handarbeiten sind dabei Zeugnis ihres „Geschmacks“²⁷⁵ sowie ihrer „Feinheit“²⁷⁶. Dabei wird sie stets bescheiden, zurückhaltend, überaus fleißig und demütig dargestellt: So schneidert sie die halbe Nacht an den Gewändern für Bertha und die Gräfin, ohne sich um ihre eigene Toilette zu kümmern. „Nicht mehr, als billig“, sagt sie dann auch, „haben doch diese Andern so viel an mich gedacht. Hülflos und allein stände ich in der Welt, hätte die Großtante mich nicht bei sich aufgenommen. So liebe ich Alles was hier um mich ist, sogar diese alten Mauern.“²⁷⁷ Um die mürrische Tante und den Onkel zu besänftigen, will sie sich indes allerlei unterhaltende Fähigkeiten beibringen:

„Helene: Schon jetzt denke ich daran einer Menge gesellschaftlicher Unterhaltungen in meinem Köpfchen aufzuspeichern. Ich lerne Piquet, um eine Partie mit dem Onkel machen zu können, studiere eine Menge Lieder, welche die Tante einst vorzugsweise geliebt hat und denke, daß Alles dieses, verklärt durch meine Jugend, meine glückliche Heiterkeit, ihnen das Leben lieb und angenehm machen soll.

Richard: O, Sie gutes Herz!“²⁷⁸

Die gelernten Fertigkeiten zeigen sich hier, in Übereinstimmung mit dem Konzept der ‚Gelehrten‘ und der ‚Empfindsamen‘, ergänzend zu der eigentlichen ‚natürlichen‘ Aufgabe der Frau: zu dienen und zu gefallen. Die Begegnung Helenes mit dem Herzog von Penn-Marr in Zug gibt dieser dann gemäß jener idealen Weiblichkeitsvorstellung wider: Ihre „liebenswürdige Grazie“, ihre „zarteste Zurückhaltung“, bringt den Herzog ebenso ins Schwärmen, wie ihre „Silberstimme“, mit der sie „so anziehend und geistreich zu plaudern wußte“.²⁷⁹

Dass im 19. Jahrhundert die Frage der Berufstätigkeit von Frauen auch deshalb so prekär war, da diese an tradierten Weiblichkeitsbildern rüttelte, kommt in dem Stück *Die Feenhände* nicht zum Tragen. Die Verknüpfung der kontroversen Thematik weiblicher Berufstätigkeit mit der Darstellung der Frau als *immer noch*, oder gar, *jetzt erst recht* empfindsames, demütiges und aufopferndes Wesen, scheint mir jedoch auch eine Strategie zu sein, die Berufstätigkeit von Frauen besonders beim männlichen Publikum populär zu machen. Wie ich im vorangegangenen Kapitel aufgezeigt habe, nutzten auch die Frauenrechtlerinnen des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins jene anerkannten Weiblichkeitsbilder, um mit einem gewissen rhetorischen Kalkül für ihre unpopuläre Sache zu werben bzw. diese gegenüber kritischen Stimmen zu verteidigen.

Eine intendiert ernsthafte gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit der Thematik weiblicher Berufstätigkeit ist jedoch in *Die Feenhände* schon deshalb nicht zu erkennen, da die Figur der Helene kaum als realistisches Beispiel dient für die im 19. Jahrhundert meist unter prekären

²⁷⁴ Ebd., S.7

²⁷⁵ Ebd., S. 13

²⁷⁶ Ebd.

²⁷⁷ Ebd., S. 16 f.

²⁷⁸ Ebd., S. 17

²⁷⁹ Vgl. Scribe 1858: 35

finanziellen Bedingungen arbeitenden Frauen, die noch dazu gesellschaftlich ausgegrenzt wurden. Helene wagt es zwar, trotz ihres Titels zu arbeiten, doch stellt dies zu keinem Zeitpunkt eine tatsächliche Bedrohung ihres gesellschaftlichen Status dar. Sie wird mit ihren ‚Feenhänden‘ rasch erfolgreich und genießt außerordentliche Anerkennung der Pariser Gesellschaft, ja sogar der portugiesischen Königin, für die sie ein Kleid entwirft. Selbst ihre Familie, die Helene zeitweilig verstößt, als sie erfährt, dass diese arbeitet, müssen sich schlussendlich eingestehen, dass „die Tradition des ächten Adels, Niemand zu fragen, was er hat, sondern nur, was er ist“²⁸⁰, nicht mehr zeitgemäß ist. Mehr noch, der Graf bittet Helene um Hilfe, da sich sowohl er als auch sein Sohn Tristan in eine finanzielle Bredouille gebracht haben. Helene löst den Konflikt, indem sie ihre gesellschaftlichen Kontakte spielen lässt, so wie sie die Schulden Tristans aus eigener Tasche bezahlt. Helene wird somit zur Heldin, ja zur tugendhaften Retterin eines überholten Adelstandes, der durch Eitelkeit, Verschwendungs- und Spielsucht sich selbst zu vernichten droht. „Wie zu einer Heiligen blicke ich zu ihr auf“, sagt dann auch Richard, um Helene vor der Gräfin zu verteidigen, „denn sie verkörpert mir das Höchste dieser Erde, das allen Ruhm, das alle Würden oder Titel in seiner einfachen Größe überstrahlt: die Arbeit.“²⁸¹ In dieser Darstellung erfährt der Begriff Arbeit eine Moralisierung, die schließlich in der Negation seiner Bedeutung als körperliche Tätigkeit gipfelt, wenn die Marquise von Méncville, für die Helene ein Kleid schneidert, feststellt:

„Schneiderin? O nein! Wäre sie nur das, man hätte Grund, sich über den Umgang mit ihr zu entsetzen. Hermance ist eine große Künstlerin oder vielmehr, wie ich heute schon einmal gesagt, eine Fee, welche mit ihrem Zauberstäbchen irdisch plumpe Gestalten zu Göttinnen wandelt.“²⁸²

In diesem Sinne arbeitet Helene gar nicht, sie ist keine ‚gewöhnliche‘ Schneiderin, die durch schwere, körperliche Tätigkeit ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen muss. Und so ist sie auch über jede eventuelle gesellschaftliche Ausgrenzung erhaben, denn vielmehr ‚zaubert‘ sie mit ihren ‚Feenhänden‘; sie ist mehr Modistin als Schneiderin, sie entwirft ‚nur‘, während andere ihre Ideen umsetzen. Die Beschäftigungen, denen die Hauptfiguren im Stück *Die Feenhände* nachgehen, repräsentieren alsdann ausnahmslos die aufstrebende bürgerliche Mittelschicht: Tristan will als Advokat arbeiten, Richard ist Diplomat.

Die Arbeit – in *Die Feenhände* durch die Figur der Helene als Gegenentwurf zum Adel idealisiert und moralisierend dargestellt – zeigt sich auf diese Weise als Fundament eines neuen Zeitgeistes, welcher nicht etwa von der schwer arbeitenden, unprivilegierten Unterschicht geprägt ist, sondern von einem Bildungs- und Besitzbürgertum, das kein ‚Handwerk‘ ausübt, sondern rein ‚geistige‘ Tätigkeiten. Und so verliert die im 19. Jahrhundert so kontroverse

²⁸⁰ Ebd., S. 30

²⁸¹ Ebd., S. 49

²⁸² Ebd., S. 47

Thematik weiblicher Berufstätigkeit in *Die Feenhände* nicht nur durch die von mir beschriebene Darstellung der Figur Helene an Realitätsnähe und somit auch an Brisanz; in der Intention Scribes, vor allem den Adel zu kompromittieren, löst sich das Motiv der Arbeit von der weiblichen Hauptfigur und wird idealisierter Allgemeinplatz zur Selbstprofilierung eines aufstrebenden Besitz- und Bildungsbürgertums.

So lässt auch die Kritik in der *Wiener Theaterzeitung* zur Premiere von *Die Feenhände* am 12. Jänner 1859 vermuten, dass das französische Konversationsstück mit der Darstellung einer arbeitenden weiblichen Hauptfigur wohl keinen nennenswerten Skandal auslöste.²⁸³ Mit keinem Wort wird hier näher auf die in der Realität äußerst pikante Thematik eingegangen; in der Beschreibung der weiblichen Darstellerinnen stoßen vor allem deren Kostüme auf das außerordentliche Interesse des Kritikers:

„Frau Kierschner und Fräul. Grafenberg gaben die zwei Löwinnen der Pariser Salons: Erstere die Marquise von Menneville, letztere die Frau v. Berny. [...] Frau Kierschner entwickelte überdies hohe Pracht und Geschmack in der Toilette, welche diesmal mit ihrer Rolle im vollen Einklange steht und selbst bei Kennerinnen einer reichen Toilette Bewunderung ernten mochte.“²⁸⁴

Auch die *Allgemeine Theaterchronik* sieht in dem Kostüm Kierschners die eigentliche Hauptattraktion:

„Von aller Kunst der Darstellung aber abgesehen, sind es die prachtvollen Toiletten, die namentlich auf das weibliche Publikum eine unbesiegbare Anziehungskraft üben. Frau Kierschner repräsentiert im Laufe des Stückes das eleganteste lebendige Modejournal, das guter Geschmack und guter Farbensinn nicht besser denken kann.“²⁸⁵

Die überaus lobende Erwähnung der Kostüme von Kierschner, die diese scheinbar selbst ausgesucht hat, ist deshalb so interessant, da sie eine signifikante Bedeutungsverschiebung zwischen Spieltext und Rezeption markiert. Denn während in der Kritik die Toilette der Darstellerin der Marquise von Menneville als Vorbild für die weiblichen Zuschauer hervorgehoben wird, gilt diese im Stücktext *Die Feenhände* als Beweis für die Flattersucht und

²⁸³ Vgl. *Wiener Theaterzeitung. Conversationsblatt alles Neuen, Interessanten und Wissenswerthen*. Hg. Adolf Bäuerle. Freitag, 14. Jänner 1859. Pikiert über Scribes äußerst unvorteilhafte Darstellung ihres Standes war wohl allein der Adel, der immer noch einen nicht unwichtigen Teil des Burgtheaterpublikums ausmachte: „[das] ganze Theaterinstitut hatte einen ausgesprochenen aristokratischen Charakter, wie er nur in Österreich möglich war, wo die grossen [sic!] Grundbesitzer als Herrschaften vorhanden sind. Die Logen im Burgtheater waren sämtlich in ihren Händen, und die Bewerbungen reicher Bankiers um eine Loge blieben stets erfolglos. [...]. Dies so einhellige Logenpublikum übte einen grossen [sic!] Einfluss auf den Inhalt des Repertoires [aus].“ (Heinrich Laube zit. nach Ruprecht, Hans-George (1976): *Theaterpublikum und Textauffassung. Eine textsoziologische Studie zur Aufnahme und Wirkung von Eugène Scribes Theaterstücken im deutschen Sprachraum*. Bern (u.a.): Lang, S. 58).

²⁸⁴ *Wiener Theaterzeitung*, Freitag, 14. Jänner 1859.

²⁸⁵ *Allgemeine Theaterchronik*, Leipzig, Jänner 1859, S. 56, zit. nach Maletschek 1964: 189 f.

Eitelkeit der Marquise. So beschreibt Tristan auf die Frage der Gräfin, wer denn die Marquise sei, diese wie folgt:

„Das ist eigentlich schwierig zu definieren. Sie ist der lebendige Putz, die personifizierte Eleganz, das in die Scene gesetzte Mode-Journal. Frägt man sie nach ihrem Befinden, so wird sie antworten, daß ihre neuste Robe einen guten oder schlechten Faltenwurf zeigt. Frägt man sie nach ihren Ansichten über Dies und Jenes, so wird sie von einer neu projektirten Coiffüre sprechen. Erwähnen Sie ihres Bruders, welcher Aussicht hat, Minister zu werden, so wird sie von den neuen Stoffkleidern reden, welche dies große Ereignis nöthig machen kann und erwähnen Sie gar ihres verstorbenen Mannes, so wird sie mit allen Zeichen aufrichtigen Entsetzens schildern, wie grausam es sei, 12 Monate lang Trauerkleider tragen zu müssen. Ich habe das Alles durchgemacht. So ein Wesen tanzt, plaudert und vegetirt als Treibhauspflanze von Gaze, Bändern und Crinolinreifen auf dem glatten Parket der Pariser Salons und macht ein wenig die Moden, so lange es eben selbst noch in der Mode ist.“²⁸⁶

Die Marquise von Menneville repräsentiert jenen Stand, den es durch das Aufzeigen all der negativen Eigenschaften wie Faulheit, Verschwendungssucht, Oberflächlichkeit und Einfältigkeit zu diskreditieren, ja zu verurteilen gilt; doch angesichts eines Publikums, welches durch den Mangel einer eigenen gesellschaftlichen bzw. gemeinschaftlichen Identität nach Vorbildern dürstet, gerät der in *Die Feenhände* so verachtenswert dargestellte französische Adel zu einem nachahmenswerten Sehnsuchtsbild einer sich im Entstehungsprozess befindenden Wiener Gesellschaft. Freilich werden dabei die spezifischen visuellen Reize des französischen Konversationsstücks, wie Kostüm, Maske und Gebärdenduktus zu jenen vom Burgtheaterpublikum imitierten Ausdrucksmitteln, die dann auch in den Wiener Salons Einzug finden. So schreibt Ludwig Hevesi über die Schauspielerin Zerline Gabillon, die ebenfalls unter Laube die Marquise von Menneville in *Die Feenhände* spielte²⁸⁷:

„War doch die Toilette eine ihrer stärksten Seiten, sie entwickelte da einen bei deutschen Schauspielerinnen gewiß seltenen und zwar selbständigen Geschmack. [...] Sie hatte einen Zeitraum von 15 Jahren, wo sie alle nennenswerten Salondamen spielte und deren sämtliche Toiletten erfand, die dann der Wiener Damenwelt als Vorbilder galten.“²⁸⁸

Auch wenn dieses Zitat die ‚Selbstständigkeit‘ Gabillons betont, mit welcher sie ihre Kostüme kreierte, war sie doch nicht vollkommen unabhängig von gewissen zeitgenössischen Moderichtlinien.

²⁸⁶ Scribe 1885: 14

²⁸⁷ „In der letzten Vorstellung der »Feenhände« spielte Frau Gabillon zum ersten Male die Rolle der Marquise und übertraf darin ihre Vorgängerin nicht nur in ihrem Spiel, was nicht viel sagen will, sondern auch im Geschmack ihrer Toilette, was sehr viel sagen will.“ (*Allgemeine Theaterchronik*, Leipzig, Oktober 1859, zit. nach Maletschek 1964: 190)

²⁸⁸ Ludwig Hevesi zit. nach Maletschek 1964: 190



Abb.9: Kostümfigurine zu Scribes „Die Königin von Navarra“, *Margaretha*, von Philip von Stubenrauch



Abb. 10: Festliche Kleider für Theater und Ball, 1850

Und als „organisch bedingter Kulturreflex“ schlägt sich somit auch in der Mode „das Grundprinzip aller Kultur, die ökonomische Basis der Gesellschaftsordnung nieder.“²⁸⁹ Der Modekanon Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts, auch beeinflusst durch das französische Konversationsstück, verweist somit wiederum auf das sozial konstruierte Idealbild der Frau. Das in den zitierten Theaterkritiken der Kleidung verliehene Attribut als Ausdruck ‚guten‘ Geschmacks verweist sowohl auf den hohen Stellenwert, den die sogenannte Toilette in der Beurteilung (der äußerlichen Erscheinung) von Frauen einnahm, als es wiederum den normativen Maßstab vorgibt, nach dem sich Frauen zu richten hatten, wollten sie nicht in der Verruf geraten, einen ‚schlechten‘ Geschmack zu haben. Die Mode als Spiegelbild gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen impliziert zudem, dass die Damenbekleidung in ihrer Funktion primär auf den männlichen Betrachter zielte. Schmaußer konstatiert, dass

„die Frauen gemäß des Sittenkodexes dem Mann gegenüber nur passive Verhaltensweisen zeigen durften, [...]. [...] [D]ies schloss jedoch nicht aus, daß die Frauen Mittel einsetzten, um wenigstens das aktive Werbungsverhalten des Mannes anzuregen und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Zu den Mitteln zählten Koketterie und die weibliche Mode, wobei anzumerken ist, daß beide insofern zusammenhingen, als bestimmte Modeerscheinungen im Dienste der Koketterie standen.“²⁹⁰

Die Krinolinenmode mit ihren abstrus aufgebauchten Röcken sowie der geschnürten Taille durch das Tragen eines Korsetts unterstrichen „die Erscheinung des Weiblichen als Dreieinheit“²⁹¹:

„Die Krinoline ist die groteske Betonung des rein Lasziven, die je die Mode ersonnen hat, es ist die kolossalste Steigerung der erotischen Tendenz der Kleidung in der Richtung der Verhüllung zum Zwecke der Hervorhebung des Verhüllten und sie setzt diese Tendenz auf Kosten aller Ästhetik durch.“²⁹²

Dabei zeigt sich auch der Salon und mit ihr die Salonière als ideale Trägerfiguren sexueller Männerphantasien, wie die Darstellung der Pariser Salonière Julie Récamier in dem Gemälde von Sir William Quiller-Orchardson beweist (Abb.11). Sie bildet den Mittelpunkt ihres Salons; auf dem Divan halb sitzend, halb liegend, scheint sie sich in ihrer eingenommenen Haltung geradezu den männlichen Blicken anzubieten. Als Objekt der Begierde zieht sie die Augen der sie umgebenden Männer nahezu magisch an. Das Weiß ihres Kleides bildet dabei den starken Kontrast zu den übrigen Farben des Gemäldes und lenkt dabei den Blick des Betrachters automatisch auf die Erscheinung der Salonière. Im Stil der sogenannten Revolutionsmode

²⁸⁹ Eduard Fuchs zit. nach Schmaußer, Beatrix (1991): *Blaustrumpf und Kurtisane. Bilder der Frau im 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Kreuz, S. 50

²⁹⁰ Schmaußer 1991: 49

²⁹¹ Ebd., S. 57

²⁹² Eduard Fuchs zit. nach Schmaußer 1991: 58

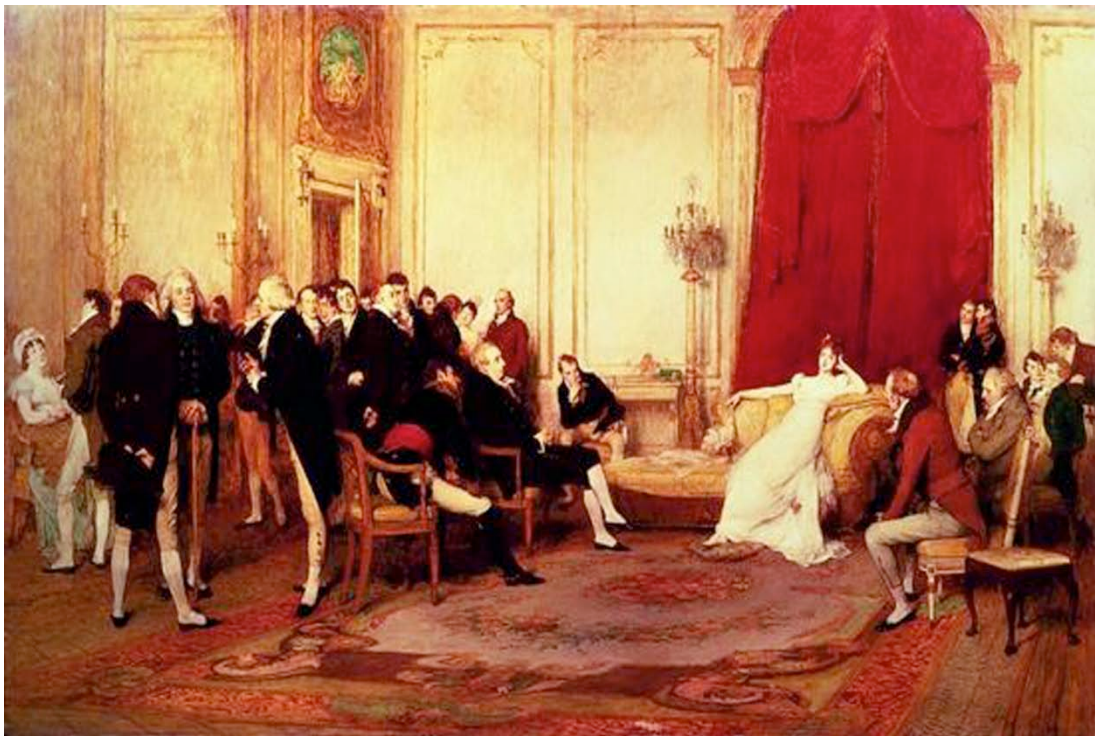


Abb. 11: The Salon of Madame de Recamier, Orchardson,
Sir William Quiller (1832-1910)

costume à la grec“ gehalten, verzichtet das Kleid Récamiers zwar vordergründig auf die Fragmentierung des weiblichen Körpers, jedoch, so Schmauß,

„zielte [das »costume à la grec«, A.K.] mit Hilfe zwar weniger feiner, dafür dick fallender und den sekundären Geschlechtsmerkmalen in Linien und Konturen folgender Stoffe auf die Bloßlegung des weiblichen Körpers bei gleichzeitiger Wahrung ideeler Ganzheitsharmonie durch Wallend-Gewandhaftes.“²⁹³

Als Farbe der ‚Unschuld‘ bildet zudem das Weiß ihres Kleides jene ideale Projektionsfläche männlich imaginierter Weiblichkeitsbilder, die sich von dem von der ‚Realität beschmutzten‘ Frauenbild abheben, welches, so Bovenschen, „das gebärende und schrubbende Opfer der männlichen Überlegenheit und obendrein der Verachtung ist“²⁹⁴. Dabei verweist das tiefe Rot des Vorhangs, als Hintergrund und Gegensatz zu dem ‚unschuldigen‘ Weiß des Kleides auf die erotische Natur jener männlich motivierten Sehnsuchtsbilder. Dass der Salon nicht nur in seiner Darstellung in der Kunst, sondern auch in der Realität zu jenem erotisierenden Schauplatz von Weiblichkeit stilisiert wurde, beweist eine Beschreibung von Charles-Augustin Sainte-Beuve über die Récamier: „Verführerisch verstand sie es, zuzuhören“²⁹⁵; und der Herzog von Laval, einer ihrer vielen Verehrer, schrieb ihr: „Mein eigener Sohn ist auch in Sie verliebt, Sie wissen, wie sehr ich es auch bin, [...]“. ²⁹⁶ Die Fixierung auf die Körperlichkeit in den Beschreibungen der Salondamen, verknüpft mit einer sexualisierten Darstellung des Weiblichen, zeigt sich besonders auffällig in Valerian Tornius Schilderung des Salons der Baronin von Pareira:

„Und diejenige, die das Präsidium in diesem Salon führt, ist nicht mehr die entzückende Fanny Arnstein, die viel bewunderte Schönheit der Wiener Kongreßzeit, sondern deren geistreiche Tochter, die liebenswürdige Baronin Pareira, schon eine ältliche Dame von etwas hausmütterlichem Aussehen. Sie hat bereits eine erwachsene Tochter, ein schönes Mädchen mit schwarzlockigen Haaren und funkelnden Augen. Und auf eine ganze Reihe knospender junger Damen fällt der Blick.“²⁹⁷

Dass in den Wiener Salons dabei die Mode eine ausschlaggebende Rolle spielt, wird offensichtlich, wenn es weiter heißt:

„Hier, wo die Damen flatternde Ringellöckchen und die Herren kokette Backenbärtchen tragen, wo der glockenförmige Reifrock und der zugespitzte Vaternörcher sich als die stolzen Herrscher der Mode fühlen, wo in den geblühten Tapeten und in den behäbigen, zum Versinken tiefen Lehnssesseln die Anmut des Biedermeiertums spielt, hier, in dem Wien Bauernfelds, Nestroys und des Walzerkönigs Strauß, feiert die Geselligkeit Alt-Wiens ihre letzten Triumphe.“²⁹⁸

²⁹³ Ebd., S. 55

²⁹⁴ Bovenschen 1979: 36 f.

²⁹⁵ Charles-Augustin Sainte-Beuve zit. nach Heyden-Rynsch 1992: 128

²⁹⁶ Herzog von Laval zit. nach Heyden-Rynsch, ebd.

²⁹⁷ Tornius, Valerian (1913): *Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten. 2. Bd.* Leipzig: Klinkhardt & Biermann, S. 242

²⁹⁸ Ebd., S. 243

Die Wiener Damenmode Mitte des 19. Jahrhunderts – einerseits Mittel zur Selbstinszenierung und identitätsstiftendes Moment der Wiener Salonkultur, andererseits normative Vorgabe und Projektionsfläche erotischer Männerphantasien – fand ihr Vorbild im *Pièce de Salon*, mit ihren weiblichen Protagonistinnen, deren „Hauptaugenmerk [...] auf die Toilette gerichtet [ist, A.K.], mit deren Zusammenstellung sie einen Großteil ihrer Zeit zubringen,²⁹⁹ und deren Darstellerin, die Schauspielerin, „mit dem Aufkommen des modernen Gesellschaftsstückes [...] zur Modedame ersten Ranges [wird, A.K.], sie entwickelt sich, seit sie sich auf der Bühne bewegen kann wie im Alltag, zur weiblichen Idealgestalt, sie wirkt typenbildend und daher modebildend.“³⁰⁰ Nicht nur der Mode des französischen Konversationsstücks wird in diesem Zitat Vorbildcharakter zugesprochen; der Verweis, dass sich die Schauspielerin durch das moderne Gesellschaftsstück „auf der Bühne bewegen kann wie im Alltag“, markiert eine weitere Wechselbeziehung zwischen Schauspielstil, wie er sich im *Pièce de Salon* etabliert hat und ‚natürlichem‘ Sprach- und Gebärdenduktus, wie er im Alltag – und somit auch in den Wiener Salons – stattfand.

*

„Das Theater und auf dem Theater insbesondere das Lustspiel, hat es mit dem lebendigen Leben zu tun,³⁰¹ schreibt Heinrich Laube im *Stadttheater*. Dass was das „lebendige Leben“ ausmacht, scheint für ihn vor allem durch eine spezifische ‚Natürlichkeit‘ geprägt zu sein, denn, so konstatiert er in *Das Burgtheater*:

„Die Erziehung zahlreicher schauspielerischer Talente wäre ohne stetige Pflege des modernen Stückes nicht möglich gewesen. Die jungen Leute kommen eigentlich alle künstlich deklamierend zum Theater. [...] Lässt man sie mit dieser Unklarheit und Künstlichkeit ins höhere Schauspiel oder in die Tragödie [...], bringt man Unklarheit und Künstlichkeit zu hohen Jahren. [...] - Ganz andere Resultate gewinnt man, wenn die jungen Leute sogleich und oft genötigt werden, ins moderne Stück einzutreten. Da deckt kein künstlicher Mantel; sie müssen erscheinen, wie sie sind; Jedermann sieht auf der Stelle, wo es fehlt, wo gelernt, wo ergänzt und wo vermieden werden muß. Die jungen Leute sehen es selbst. Das poetische Wort des höheren Stückes trägt sie nicht, sie müssen das einfache Wort tragen, sie müssen etwas Geistiges aus sich selbst entwickeln.“³⁰²

Hier wird wieder das Ideal eines Zeitgeistes sichtbar, welcher vom deutschen Idealismus geprägt ist. Die Schauspieler müssen, so Heinrich Laube, „erscheinen, wie sie sind“; das Ideal der

²⁹⁹ Maletschek 1964: 128

³⁰⁰ Leopoldine Springschitz zit. nach Maletschek 1964: 189

³⁰¹ Heinrich Laube zit. nach Horch, Franz (1925): *Das Burgtheater unter Heinrich Laube und Adolf Wilbrandt*. Mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Seite ihrer Direktionsführung und des Gesellschaftsstückes. Wien: Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft u. Kunst, S. 50

³⁰² Laube, Heinrich (1868): *Das Burgtheater*. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Leipzig: J. J. Weber, S. 333

Kongruenz von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ wird als jene spezifische ‚Natürlichkeit‘ definiert, die nun auch auf der Bühne Einzug halten soll. Es zeigt sich damit deutlich eine Anlehnung an Lessings *Hamburgische Dramaturgie*; auch hier wird eine notwendige Verbindung von innerer Empfindung und den daraus resultierenden äußeren Merkmalen hervorgehoben.³⁰³ Gibt es keine Übereinstimmung dieser zwei Komponenten, dann, so Lessing, „mag er [d.i. der Schauspieler, A.K.] noch so viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er ist mit sich selbst im Widerspruche.“³⁰⁴

Vorbild für jene ‚Natürlichkeit‘, bildete der Konversationston der Wiener, wie Hermann Bahr bemerkt:

„Man weiß kaum, was dabei mehr Bewunderung verdient: die Sicherheit, mit der er [d. i. Heinrich Laube, A.K.] auf den ersten Blick im Plaudersinn des Wieners das Lebenselement dieser Stadt erkannte,...oder die produktive Kraft, der es...gelang, etwas so Flatterndes, Fliehendes, Flunkerndes wie den Tonfall eines Gespräches, nicht etwa bloß sprachlich einzufangen, sondern dann auch noch in Schauspielkunst umzusetzen und leibhaftig erscheinen zu lassen. Der idealisierte Wiener Plausch ist der Laubestil: Plausch von der Art, in der auch Schuberts Lieder und Schwinds Zeichnungen plauschen; und ein so zündendes Idealisieren, daß darin alles Stoffliche verbrennt und nur der Geist übrigbleibt.“³⁰⁵

Die Bühne des „Wiener Plauschs“ bildete indes der Salon, und Laube

„[...] zog Gewinn daraus, daß seine Schauspieler in den geselligen Kreisen Wiens gerne gesehen und aufgenommen wurden; hierdurch traten sie mit der großen Welt in Fühlung, deren Sitten und Gewohnheiten sie dann im modernen Salonstück trefflich verwerten konnten. Laube schürte geradezu diese Beziehungen und die Tatsache, daß sich die vornehme Damen- und Herrenwelt, wie seinerzeit Louise Neumann und Fichtner, jetzt die Gabillon und Sonnenthal zum Vorbild in Modedingen nahmen, hat den klugen Theaterpraktiker gezeigt, daß seine Rechnung auch hier stimmte.“³⁰⁶

Wie dienlich seiner Sache dabei der Salon seiner Frau Iduna war, ist offensichtlich, denn auch hier drängten sich „feine Damen, hochgestellte Männer, Schriftsteller, Gelehrte und Schauspieler [...] Abends um den Divan, auf welchem Frau Iduna mit gewohnter Sicherheit den Vorsitz führte.“³⁰⁷

Die Sitten und Gewohnheiten, die dort herrschten fanden auf diese Weise Einzug in das französische Konversationsstück, so wie Laube den Schauspielstil seiner DarstellerInnen nach jener idealisierten ‚Natürlichkeit‘ auszurichten erstrebte, die den ‚Plauderton‘ der Wiener Salonkultur ausmachte. Dabei zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass auch die ‚Natürlichkeit‘

³⁰³ Vgl. Lessing, Gotthold Ephraim (1991): „Hamburgische Dramaturgie“, in: Lazarowicz, K./Balme, C. (Hg.), *Texte zur Theorie des Theaters*. Stuttgart: Reclam, S. 151

³⁰⁴ Ebd., S. 152

³⁰⁵ Hermann Bahr zit. nach Horch 1925: 64 f.

³⁰⁶ Ebd., S. 69

³⁰⁷ *Neue Freie Presse*, Sonntag, 15. November 1868

des Wiener Konversationstons in Wahrheit Ausdruck höchster Künstlichkeit darstellte; dass das Ideal der Kongruenz von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ in der Realität Vorlage für Disziplinierungsstrategien bildete, wie sie sich in den Konversationstheorien des 19. Jahrhunderts zeigen.

*

Claudia Schmölders Feststellung in *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*, dass die Salonkonversation von einem „Zwang zur Zwanglosigkeit“³⁰⁸ geprägt ist, verweist auf die Paradoxie des zeitgenössischen Ideals von ‚Natürlichkeit‘, wie sie in unterschiedlichen kulturellen Praktiken des 18. und 19. Jahrhunderts erscheint. Gellerts Briefsteller von 1763, Knigges Regelwerk *Über den Umgang mit Menschen* sowie die Schauspieltheorie von Lessing sind Ausdruck jener idealistischen Vorstellung zwangloser ‚Natürlichkeit‘, die in ihrer Umsetzung in hohem Grade auf künstlichen Disziplinierungsstrategien basiert, die es jedoch zu verbergen gilt. Das Misstrauen gegenüber bloßer Scheinhaftigkeit äußert sich auch in der Salonkonversation in einer Maskierung jener artifiziellen Mittel, die das Ideal einer ‚natürlichen‘ Identität erst herzustellen vermögen. Schon in Bezug auf Chevalier de Méréss Essay *Über die Konversation* von 1677 stellt Schmölders fest:

„Das interessanteste Dilemma dieser Konversationslehre liegt aber wohl in dem paradoxen Zwang zur Zwanglosigkeit, in der Aufforderung, zwanglos zu erscheinen und gleichzeitig eine Fülle von Regeln zu beachten, die dennoch Lob und Witz und spontane Reaktion fast ganz verbieten. An den rekreativen Beitrag des Unterhalters werden höchste stilistische und intellektuelle Anforderungen gestellt; man soll gut über jedes Thema denken, das zur Sprache kommt; man soll das Beste dazu bemerken, was sich dazu bemerken läßt, und das ganze im angenehmsten Ton und mit der gefälligsten Miene, »ohne darauf zu achten, was vorher oder nachher kommt«,“³⁰⁹

Auch das Aufkommen der Konversationslexika im 19. Jahrhundert³¹⁰ zeigt die normative Gesprächsgrundlage einer ‚zwanglosen‘ Salonkultur. So heißt es in *Meyer's Neues Konversations-Lexikon* von 1857 im Vorwort:

„Seit jenes Bewußtseyn, jenes Verlangen nach Kenntnissen und Bildung in der Masse des Volks Wurzel geschlagen; seit außerdem alle wissenschaftlichen Disciplinen selbst im erstaunlichsten Grade an Ausdehnung gewonnen; seit auch die Schranken durchbrochen wurden, welche das praktische Leben und die Wissenschaft bisher von einander getrennt hielten – seitdem sind jene Realwörterbücher ein Bedürfnis, eine Forderung der Zeit, und Niemand, der Gelehrte an seinem

³⁰⁸ Vgl. Schmölders, Claudia (Hg.) (1979): *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 31

³⁰⁹ Ebd.

³¹⁰ Vgl. ebd. S. 59

Schreibtisch so wenig, als der Weltmann im Salon, der Techniker in seiner Werkstatt so wenig, als der Militär und der Oekonom, kann ihrer Hülfe entbehren.“³¹¹

Die in den Konversationslexika und Enzyklopädien sich darstellende normierte Anordnung und Organisation von Wissen – der unbedingte Wille zu klassifizieren sowie Abstraktes zu komprimieren – findet sich auch in den Konversationstheorien wieder. Das ‚Flüchtige‘ und ‚Unberechenbare‘ eines Gesprächs soll sich verlieren, freilich nur unter dem sichtbaren Mantel der ungezwungenen ‚Natürlichkeit‘. Der deutsche Philosoph Adam Müller führt in seiner Konversationstheorie *Vom Gespräch* von 1816, mit Blick auf das Vorbild Frankreich, aus:

„Darin nun liegt das Geheimnis der Leichtigkeit aller geselligen Berührung, alles Abords im ehemaligen Frankreich; es gab ein gewisses harmonisches Grundverhältnis in dem gesamten Gespräch jener Naturen, in allen seinen Verzweigungen und in allen Ranken, die es über Europa ausstreckte: Durch eine leichte Berührung der Zunge gleichsam, wie es das Wort Geschmack sehr sinnreich ausdrückte, war entschieden, was in die Sphäre dieses Gesprächs, d.h. überhaupt in diese harmonische Welt, gehörte und was nicht. Die Bewegung aller Konversation war so einfach und natürlich regelmäßig, daß sie, ich möchte sagen, eins wurde mit dem körperlichen Pulsschlag der Nation: Der Takt war leicht gefunden, ja, es wurde schwer, ihn zu verletzen.“³¹²

Dabei gibt es laut Müller bestimmte Bedingungen für das „natürliche“, „regelmäßige“ Gespräch. So müssen die beiden Sprecher „aneinander glauben, eine Luft des Vertrauens muß sie beide umfassen, ein Boden der Gesinnung muß sie beide tragen; mindestens muß ein gemeinschaftliches Gesetz des Anstandes und Wohllautes zwischen ihnen obwalten.“³¹³

Konkreter bezüglich des idealen Gesprächs wird Bogumil Goltz in seiner *Umgangs-Philosophie* von 1869. Hier scheint die Konversation ein Balanceakt des Affekthaushaltes zu sein:

„Wer ein Weib oder ein Mann von Charakterernst ist, in wem eine heilige, sittliche, tiefe Natur zur Ausgestaltung in Worten und Werken drängt, der muß naturgemäß sprechen, klagen, abwehren, entschieden handeln, der muß seine Willensmeinung, seine Lebensart in Akzente setzen; seiner Indignation, seinem gerechten Zorn-Eifer Ausdruck verleihen, [...] [W]er alles überall von sich gibt, wer nichts verwinden und bei sich behalten kann, ist freilich ein heillosen Narr, der Verwirrung und Zerwürfnisse tausendfältig vermehrt [...]“.³¹⁴

Der Affekthaushalt stellt sich hier als unbedingt zu kontrollierender Faktor dar. Das zum Zweck eines harmonischen Gesprächs vorausschauende und somit ökonomische Walten der Gemütsbewegungen ist unverzichtbare Voraussetzung der ‚idealen‘ Konversation. Moritz

³¹¹ Meyer, J. (Hg.) (1857): *Meyer's Neues Konversations-Lexikon. 1. Bd.* Hildburghausen/New York: Bibliographisches Institut, S. 1

³¹² Müller, Adam (1979): „Vom Gespräch“, in: Schmölders, C. (Hg.), *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 237-249, hier: S. 242

³¹³ Ebd., S. 239

³¹⁴ Goltz, Bogumil (1979): „Umgangs-Philosophie“, in: Schmölders, C. (Hg.) *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 260-254, hier: S. 261.

Lazarus führt in seiner Konversationstheorie *Über Gespräche* von 1878 an, dass auch das gezielte Schweigen – als Ausdruck der „*Sittigung, Beherrschung* des psychophysischen Mechanismus“³¹⁵ – zur Gepflogenheit der Konversation gehört, da auf diese Weise

„die Reden der anderen ungestört aufgenommen, mit den eigenen Gedanken langsam und allmählich verbunden und bereichert werden [...]. [...] Im diplomatischen Gespräch herrscht die Reflexion über den psychischen Mechanismus; man verschweigt, was natürlich entspringt, und wählt nach Absicht den Ersatz.“³¹⁶

Bei Lazarus kommt der Individualität eine negative Konnotation zu, da das Gespräch für ihn „eine gemeinschaftliche Arbeit der Geister ist“, die die „Schlacken der Individualität“ austreiben soll, um so „das reine Metall der Wahrheit zu finden.“³¹⁷ Der Gemeinschaftsgedanke, der sich auch bei Adam Müller manifestiert, wenn er schreibt, dass „ein Boden der Gesinnung“ die Gesprächspartner verbinden müsse, spiegelt den im 19. Jahrhundert aufkommenden Nationalgedanken wieder. Das vereinheitlichende Moment der Konversation wirkt jedoch normativ; das Individuum stellt eine Gefahr da für ein Gespräch, in welchem, so Lazarus, „der einzelne in den Zusammenhang mit der Gesamtheit des öffentlichen Geistes tritt, mit dem, was man die »öffentliche Meinung«, den »Volksg Geist« nennt.“³¹⁸

Die Paradoxie zwischen angestrebter zwangloser ‚Natürlichkeit‘ und normierter Richtlinien, um diese zu erreichen, zeigt sich in allen genannten Gesprächstheorien. Dabei gilt festzuhalten, dass es sich bei den Konversationstheoretikern des 19. Jahrhunderts ausnahmslos um Männer handelt: So zeigt sich das Konzept bzw. das kulturelle Konstrukt der ‚idealen‘ Konversation als ein von Männern besetztes. Der Salon als Ort der Konversation kann somit nicht mehr als „Freiräume des Denkens jenseits von offiziellen Doktrinen, [...] Freiräume weiblicher Emanzipation jenseits der gesellschaftlichen Normen und Systeme [...]“³¹⁹ definiert werden. Bezeichnend ist etwa die Funktion der Frau, die ihr Lazarus innerhalb der Gesprächskultur zugesteht: „Viele Beschäftigungen der Frauen: Nähen, Stricken, Sticken, Häkeln gestatten der Seele und den Lungen freie Rede; zugleich können sie im geselligen Kreise geübt werden.“³²⁰ Was sich hier als reiner Pragmatismus darzustellen versucht, referiert jedoch auf ein spezifisches Frauenbild von Lazarus; mehr noch, anders als beim Mann, erscheint das Gespräch nicht primärer Zweck der Teilnahme von Frauen an der Geselligkeit, sondern nur praktisches Beiwerk ihrer eigentlichen nutzorientierten Bestimmung, nämlich zu Stricken, zu Nähen, etc. In der

³¹⁵ Lazarus, Moritz (1979): „Über Gespräche“, in: Schmölders, C. (Hg.), *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 264-287, hier: S. 279

³¹⁶ Ebd., S. 279 f.

³¹⁷ Vgl. ebd., S. 285

³¹⁸ Ebd., S. 283

³¹⁹ Heyden-Rynsch 1992: 12

³²⁰ Lazarus 1979: 280

Konversationstheorie *Das ideale Gespräch* aus dem Jahr 1797 von Christian Garve sind Frauen noch nicht einmal Teil der Gesprächskultur:

„Freilich kommt sehr viel darauf an, ob die Männer, welche miteinander streiten, an Talenten, Wissenschaft und Wahrheitsliebe sich ungefähr gleich sind. Unter unwissenden und gemeinen Köpfen wird der Streit zu einem Gewäsche; unter unbilligen und eigenliebischen Leuten wird er zu einem Gezänke. [...] Und wenn der verständige Mann einmal in ausgebreiteten Verbindungen mit der Welt steht, so wird er gewiß darin ihm ähnliche Personen finden, mit denen eine geheime Anziehungskraft ihn bald genauer vereinigen wird.“³²¹

Das Gespräch bzw. eine spezifische Streitkultur, die bei Garve als Privileg der Männer erscheint, wird jedoch in der Realität von Frauen und eben auch von Salonièren adaptiert. Iduna Laube schien genügend „Talent, Wissenschaft und Wahrheitsliebe“ zu besitzen, dass ein Streit in ihrem Salon zu keinem „Gezänke“ wurde; auch hatte sie durch ihren Salon jene „ausgebreiteten Verbindungen mit der Welt“, die Garve scheinbar nur für den Mann vorsah. So heißt es in der vom Gemeinderat der Stadt Wien herausgegebenen Denkschrift *Wien 1848-1888* vom 2. Dezember 1888 über Iduna Laube:

„Ihr Verstand war scharf, sie hatte viel gelesen und gelernt, ihr Sinn ging hoch, sie wusste vortrefflich zu sprechen, zu fragen und zu antworten, einen Streit zu führen ohne zurückzuweichen, anzugreifen oder sich zu vertheidigen; dabei aber voll Milde und Freundlichkeit, halblaut, bei kerzengerader Haltung, zu entschuldigen, wenn Irrthümer Abwesender berührt wurde oder zu vermitteln, wenn sich eine hitzige Debatte in ihrer Gegenwart erhob.“³²²

Die Salonièr ist somit Teil und identitätsstiftendes Glied einer Gesprächskultur, die in den Konversationstheorien des 19. Jahrhunderts häufig als eine von Männern ausgeübte soziale Praktik definiert wird. Es sind Salonières wie Iduna Laube, die als Vorbild für Heinrich Laubes angestrebten ‚natürlichen‘ Konversation- und Schauspielstil dienten. Ihr Auftreten in der Wiener Salonkultur spiegelt sich alsdann auf der Bühne des Burgtheaters wieder. So erinnert die Schauspielerin Auguste Wilbrandt-Baudius:

„Viel, viel später, erst nach Jahren, als ich die Minna von Barnhelm spielen sollte, da nahm ich beim Studium sie, Frau Iduna, mir zum Modell: Die feine, sächsische Dame für das sächsische Fräulein. Diesen klaren Verstand, mit dem sie ihren Gatten oft so furchtlos und dabei so bescheiden widerlegte: »Aber, lieber Heinrich,« fing sie dann an, »könnte man die Sache nicht auch so oder so erklären, und von einem anderen Gesichtspunkte ansehen?« — Und er ließ sich gern eines anderen belehren.“³²³

³²¹ Garve, Christian (1797): „Das ideale Gespräch“, in: Schmölders, C. (Hg.), *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 227-237, hier: S. 232 f.

³²² Wien 1848-1888. Denkschrift zum 2. Dezember 1888, S. 548.

³²³ Wilbrandt-Baudius 1914: 216

Die Adaption einer spezifischen Gesprächskultur zur Grundlage eines ‚natürlichen‘ Schauspielstils zu machen, wäre jedoch Heinrich Laube sicherlich nicht gelungen, wenn nicht schon in den Stücktexten des französischen *Pièce de Salon* diese Form des Konversierens angelegt gewesen wäre. So bemerkt Maletschek, dass „im Salonstück, [...] sich im Laufe der Zeit nicht nur eigene Rollentypen heraus [bildeten, A.K.], sondern es entwickelte sich auch eine eigene, vom realistischen Konversationston beeinflusste Dialogform.“³²⁴ Auch in Scribes *Die Feenhände* trägt das Dialogische die Handlung; dabei gestaltet sich die in den Salons stattfindende Konversation als ein durch permanentes Affekthaushalten, Einhalten von Etiketten sowie vorgegebenen Verhaltensweisen aberwitziges Unterdrücken eigentlicher Intentionen. Hier offenbart sich die Paradoxie jener Disziplinierungsstrategien, die im Zeichen der Korrespondenz von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ dazu führen, dass das scheinbar mit sich selbst identische Subjekt sich in der Realität in einem Zustand des ständigen Widerspruchs befindet. Der Zwang zu verbergen, was sich nicht geziemt; die Vorgabe bestimmte Sitten zu befolgen führt auf diese Weise zu Dialogen, die einem wahren Eiertanz gleichen. In der vierten Szene des zweiten Aktes in *Die Feenhände* kommt es zu einem derartigen Dialog zwischen Bertha und Tristan; beide wollen sich gestehen, dass sie nicht ineinander verliebt sind:

„Tristan (mit einem Seufzer). Weißt du kleine Cousine, daß Du seit einem Jahre weit hübscher geworden bist?
 Bertha (ebenso). Weißt Du, großer Cousin, daß Du Dich in derselben Zeit sehr zu Deinem Vortheil verändert hast?
 Tristan. Pah, Einbildung.
 Bertha. Helene mag entscheiden.
 Helene (immer arbeitend). Ich habe nicht darauf geachtet.
 Tristan. Sehr schmeichelhaft.
 Bertha. (zu Tristan). Du wirst niemals um eine gute Partie verlegen sein. (Setzt sich auf den Sessel am Schreibtisch.)
 Tristan. Welche Dir bei Deinen äußern Vorzügen, Deinem Vermögen ebensowenig fehlen kann.
 Helene. Ihr wolltet Euch Etwas mittheilen und sagt Euch nur Schmeicheleien.
 Tristan. Helene hat Recht. (Kleine Pause.- Entschlossen.) Bertha. –
 Bertha. Tristan?
 Tristan. Was denkst Du von des Onkels Projekt?
 Bertha. Was denkst Du selbst davon?
 Tristan. (seufzend). Je nun- kleine Cousine –
 Bertha (aufstehend, ängstlich). Nun, großer Cousin?
 Tristan (zögernd). Ich denke, daß Du einen Mann recht glücklich machen könntest und sagte meinem Vater, daß ich dem Himmel danke eine Schwester zu haben, wie Dich.
 Bertha (erfreut). Nur eine Schwester?! Ach, Gott sei Dank, Du liebst mich also nicht?
 Tristan. Das heißt - -
 Bertha. Gräme dich ganz und gar nicht; Du siehst ja wie glücklich ich bin.
 Tristan (erfreut). Du liebst mich also auch nicht?
 Bertha. Ei behüte! – Das ist prächtig!“³²⁵

³²⁴ Maletschek 1964: 17

³²⁵ Scribe 1858: 22 f.

Die Redeanweisungen Scribes deuten dabei auf die wahren Gefühle der Figuren, die sie jedoch in der darauffolgenden Rede wiederum zu negieren versuchen. Indem der Gebärdenduktus der Figuren teilweise aus dem starren Korsett der auferlegten Selbstdisziplin ausbricht, zeigt sich der Widerspruch, in dem sich die Figuren befinden. Tristans Eifersucht klingt in der Redeanweisung Scribes wie Folgt: „Tristan (kämpft mit sich selbst, blickt auf Helene, seine Eifersucht erwacht, er macht eine Bewegung der Verzweiflung und geht).“³²⁶

Auf den in der Salonkultur allgegenwärtigen Zwang zur Affektökonomie verweist dann auch die Figur des ‚Stotterers‘ Richard: Als Einziger vermag er es nicht, seine wahren Gefühle und Leidenschaften zu kontrollieren und somit zu verbergen; sein Körper versagt im Sinne der vorgegeben rationalen Disziplinierungsmechanismen:

„Richard. In zwei Tagen gehen wir nach Frankfurt ab.
Helene. Eine freudige Nachricht und doch betrübend für zwei Personen.
Richard. Diese wären?
Helene. Bertha – und ich.
Richard (aufgeregt). Sie und- Bertha! – Bertha? Sie glauben, daß meine Abwesenheit–
Helene. Ruhe –Ruhe - Herr Diplomat, man könnte sonst leicht errathen –
Richard. Errathen – und was?
Helene. Daß sie meine kleine Cousine lieben, wie sie es verdient.
Richard (wie oben). Nun ja denn –ich –ich lie – lie -be sie von ganzer Seele [...].“³²⁷

Der Salon als Ort der Geselligkeit und der Konversation zeigt sich in *Die Feenhände* als ein mit peniblen Verhaltensweisen, Sitten und Etiketten bespickter, durchkomponierter Raum, in dem sich auch die Salondamen alles andere als ‚frei‘ bewegen können. Dabei werden in dem *Pièce de Salon* spezifische idealisierte Frauenbilder wie die ‚empfindsame Gelehrte‘ ebenso sichtbar, wie die Funktion der Frau innerhalb des Salons als Trägerfigur männlichen Begehrens. Zeitgenössische Beschreibungen über Iduna Laube sowie über die Wiener Salonkultur zeigen, dass diese Sehnsuchtsbilder des Weiblichen weit über jedwedem fiktional-künstlerischen Kontext hinaus wirksam waren. Die gegenseitige Wechselbeziehung zwischen französischem Konversationsstück und der Wiener Salonkultur des 19. Jahrhunderts, die sich über normative kulturelle Praktiken – wie Mode, Konversation und Gebärdenduktus – erstreckte, kann in diesem Sinne als Verhandlungsort und spezifische Repräsentationsform diskursiver Weiblichkeit gelten. Der Salon als Ort, in dem vor allem Salonières den Vorsitz führten, verlangt folglich nach einer Definition, die die normative Struktur der Salonkultur berücksichtigt; die Bedeutung, die im historiografischen Rückblick einer Salondame, wie Iduna Laube zukommt, wird unter dieser Perspektive neu zu bewerten sein.

³²⁶ Ebd., S. 50

³²⁷ Ebd., S. 18

Das kulturhistorische Phänomen der Salonkultur ist nicht losgelöst von gesellschaftlichen, politischen sowie sozialkulturellen Prozessen zu betrachten, sondern verweist vielmehr auf diese, als es ein Produkt eben jener spezifischen Diskurse und Vorgänge darstellt. Der Wiener Salon formulierte demnach einen spezifischen Raum, der nicht fern von ideologischen Doktrinen existierte, sondern indem sich normative Mechanismen einer androzentrischen Gesellschaft widerspiegeln, die auch das Leitbild der Wiener Salonkultur, nämlich das französische Konversationsstück, prägten. In diesem Sinne erscheint die herausgehobene Position, die die Salonière im Salon einnahm, als bezeichnend, wenn nicht sogar als offensichtlicher Widerspruch zu einer Gesellschaft, in der die soziale Stellung der Frauen immer noch von Unterdrückung und Bevormundung durch den Mann geprägt war. Es ist deshalb davon auszugehen, dass der Salon als Ort bürgerlicher Sehnsucht, als „Loge im Welttheater“, ein Vorzimmer zur Öffentlichkeit darstellte, in der sich Frauen nur deshalb in eine derart privilegierte Position begeben konnten, da es sich bei dem Salon um einen *konsequenzvermindernden* Raum handelte. Die in den Salons heiß diskutierte politischen Themen,³²⁸ wie der Frauenemanzipation,³²⁹ verlangten nach einer praktischen Erprobung außerhalb der geschlossenen Wände des Salons. Die Entstehung von Vereinen, wie der Wiener Frauen-Erwerb-Verein, markierte alsdann das Sterben der Salonkultur.³³⁰ Allerdings zeigt sich, dass das, was in den Salons, auch und vor allem von den Frauen, so vehement diskutiert und vertreten wurde, im quasi schutzlosen Raum der Öffentlichkeit zu einer realen Bedrohung der sozialen Stellung der Frau wurde. So scheiterte beinahe die Entstehung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins an der Angst der späteren Vereinsdamen, sich öffentlich für die gegebene Sache auszusprechen. Auch die darauffolgende Wahl der Vereinspräsidentin spiegelt die veränderten Bedingungen einer im Gegensatz zum Salon ‚uneingeschränkten‘ Öffentlichkeit wider: „Viele wollten, konnten oder durften sich nicht einer scheinbar so gewagten Aufgabe unterziehen, so dass die Wahl vertagt werden musste, [...]“.³³¹

Die kontroverse Thematik der Frauenemanzipation hatte in der nur geliehenen Öffentlichkeit des Salons noch keine realpolitische Konsequenz und stellte somit auch noch keine greifbare Bedrohung der androzentrischen Gesellschaftsordnung dar; Frauen wie Iduna Laube, Betty Paoli oder Auguste Littrow-Bischoff konnten sich demnach im Salon als Frauenrechtlerinnen zu erkennen geben, ohne dabei zwingend eine gesellschaftliche Ausgrenzung aufgrund ihrer Gesinnung befürchten zu müssen. Der Salon als konsequenzvermindernder Raum erklärt

³²⁸ Vgl. Heyden-Rynsch 1992: 149

³²⁹ „Sie ganz allein sind schuld an dieser hochbeinigen Auseinandersetzung meiner Ansicht über die politische Frauenemanzipation. Könnten wir auf dem Sopha neben Einander sitzen u. in Rede u. Gegenrede unsere Ideen austauschen, wie früher, da wäre die Auseinandersetzung so natürlich, statt, daß sie mit dem Bleistift theoretisch gespreizt wird.“ (AugB)

³³⁰ Vgl. Reif 1995: 147

³³¹ Vgl. RB 90/91, S. 8



Abb. 12: Abendgesellschaft bei der Gräfin Schleinitz,
Gemälde von Adolph von Menzel, 1875

überdies, weshalb die hervorgehobene, durchaus autoritäre Stellung der Salonière von den meisten Männern, die im Salon verkehrten, nicht als ernsthafte Gefahr des außerhalb des Salons existierenden patriarchalen Herrschaftsverhältnisses wahrgenommen wurde.

Wie ich in diesem Kapitel versucht habe zu zeigen, handelte es sich auch bei dem Salon um einen Raum, der von normativen Mechanismen durchsetzt war; die Salonière war demnach nicht frei von dem Zwang, gewissen idealen Weiblichkeitsbildern zu entsprechen. So profitierte der im Salon verkehrende Mann von der Ausnahmeerscheinung der Salonière sowie ihrer privilegierten Stellung: In ihr fand er all das bestätigt, was er sich in diskursiven und künstlerischen Praktiken als ideales Bild des Weiblichen imaginierte; mehr noch, die Salonière bildete eine ideale Projektionsfläche erotischer Männerphantasien, wie sie sich sonst nur im fiktionalen Raum der Kunst manifestierten.

Allerdings schürte dieses spezifische populäre Bild der Salonière, wie es eben auch durch das französische Konversationsstück und der Bildenden Kunst generiert wurde, Erwartungen, die, wenn sie nicht erfüllt wurden, auf Widerwillen stießen. Die Schriftstellerin Henriette Herz, welche auch einen Salon führte, berichtet von einer Konversation mit Schiller über die Salonière Madame de Stael:

„Kurze Zeit darauf, bei der Anwesenheit Schillers in Berlin, wendete sich das Gespräch zwischen ihm und mir auf Frau von Stael. Er verhehlte mir seine Abneigung gegen sie nicht. An Anerkennung ihrer geistigen Vorzüge ließ er es zwar keineswegs fehlen. [...] [A]ber von Schillers Ideal von Weiblichkeit war freilich Frau v. Stael weit genug entfernt. Und eben der Mangel an Weiblichkeit, von welchem ich meinerseits zwar nicht glaube, daß ihr lebhaftes, rasches ihn mehr voraussetzen machte, als daß er wirklich vorhanden war, mochte ihn hauptsächlich gegen sie eingenommen haben.“³³²

Der Salon zeigt sich als ambivalenter Raum hinsichtlich seiner Bedeutung für die Emanzipation der Frauen: So handelte es sich um einen besetzten und durchsetzten Raum normativer Mechanismen im Zeichen männlicher Ideologien; die Definition des Salons als Freiraum „weiblicher Emanzipation“³³³ oder gar als „Höhepunkt einer versunkenen weiblichen Kultur“, wie der Untertitel von Heyden-Rynschs *Europäische Salons* verkündet, ist demnach höchst anzuzweifeln.

Die Salonière konnte sich auch im Salon dem männlich imaginierten Idealbild des Weiblichen nicht entziehen: „Die realen Personen“, so Bovenschen, „bleiben hinter den Bildern zurück, sie tauchen auch nicht mehr hinter ihnen auf.“³³⁴ Die Beschreibungen Iduna Laubes als Salonière bezeichnen vielmehr einen Typus Frau, so wie er zu jener Zeit das Ideal bildete, als dass sie eine individuelle Charakterbeschreibung einer Frau darstellen würden. Allerdings ist festzuhalten, dass

³³² Henriette Herz zit. nach Heyden-Rynsch 1992: 123

³³³ Vgl. Ebd., S. 12

³³⁴ Bovenschen 1979: 199

die Salondamen sich durchaus sozialen Praktiken der Selbstinszenierung, wie der Konversation, bedienten, die in der Theorie als oftmals männliches Privileg beschrieben wurden.³³⁵ Dass sie das von Männern besetzte Konzept der Konversation vereinnahmten, um kontroverse Thematiken wie die Frauenemanzipation zu einem salonfähigen Thema zu machen, scheint mir dabei eine signifikante und nicht zu unterschätzende Transgression des für die Frauen ‚ursprünglich‘ vorgesehenen Wirkungsbereichs zu sein.

Dabei vollzog sich die Emanzipation der Frauen nicht innerhalb der Salonkultur, sondern erst in dem Moment, als das Thema Frauenbewegung die konsequenzvermindernde Sphäre des Salons verließ und sich durch Vereine, wie der Wiener Frauen-Erwerb-Verein, die Chance und das Potential einer praktischen Umsetzung des bisher nur theoretisch Erprobten formulierten.

Der Salon erscheint in diesem Sinne als Fortsetzung des berühmten Ausspruchs Marie von Ebner Eschenbachs: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.“³³⁶ Nur wenige Männer, die in den Wiener Salons verkehrten, hatten wohl ernsthaft damit gerechnet, dass das, was unter ihren meist duldenden, verklärten Blicken so hitzig debattiert wurde, tatsächlich den Mantel der Utopie verlieren und sich – auch im Zuge des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins – zu einer tatsächlichen Frauenbewegung entwickeln würde.

³³⁵ Vgl. Garve 1979: 232 f.

³³⁶ Marie von Ebner-Eschenbach zit. nach Thiessen, Barbara (2010): „Feminismus. Differenzen und Kontroversen“, in: Becker, R./Kortendiek, B. (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag, S. 37-45, hier: S. 37

Nachwort.

Vom Erscheinen und Verschwinden.

Eine medienphilosophische Überlegung zum Verhältnis Bild/Schrift



Abb. 13: Iduna Laube



Abb. 14: Iduna Laube

Zwei Bilder einer Person, die jeweils, nur für sich genommen, Behauptungen – oder besser: Lügen – sind; solange, bis sie aufeinandertreffen und sich gegenseitig entschleiern, das Stillstehen des jeweils anderen als faulen Trick entlarven, denn: Wo sich was bewegt, bleibt nichts gleich, kein Ding, keine Person, keine Bedeutung, kein Bild. Iduna Laube ist sowohl das eine als auch das andere und sie ist mit Sicherheit keines von beiden; ein Anderes. „Das Zeichen ist ein Riß, der sich stets nur auf dem Gesicht eines anderen Zeichens öffnet.“³³⁷ Die Suche nach dem Dahinter wird unweigerlich zur Suche nach dem Davor, sie hört somit nie auf, findet kein Ende, sondern unendliche Anfänge. Doch wo ein Riss ist, muss man/soll man weiter reißen, und das Erhaschen eines Unterschieds wird evident. Die Sensation, etwas, jemandem auf die Schliche gekommen zu sein, hält zumindest bis die Fassade wieder bröckelt, Risse bekommt. Und das Graben geht weiter.

³³⁷ Barthes, Roland (1981): *Das Reich der Zeichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 2



*Le Signe est une fracture
qui ne s'ouvre jamais que sur le visage
d'un autre signe.*

Abb. 15

Dabei schleicht sich in der Spurensuche doch immer wieder der Drang nach dem Lüften eines Geheimnisses ein: Das Bild, der Text, das Textbild sollen etwas preisgeben, das sich von dem Sichtbaren insofern unterscheiden soll, als dass es dieses als Schein entlarvt und das Unsichtbare als Sein und Sinn manifestiert. Doch hier wird der Spurenleser selbst überführt, er ist am Ende, sobald er am Ende angekommen ist:

„Es ist die Archi-Ähnlichkeit, die aus der zeitgenössischen Manie spricht, das wahre Bild von einem Scheinbild durch die Art seiner materiellen Herstellung zu unterscheiden. [...] die Leinwand oder der Bildschirm [wird] zu einer Veronika, in der sich das Bild des fleischgewordenen Gottes oder der Dinge in der Stunde ihrer Geburt abzeichnet.“³³⁸

Der Brief als heiliger Gral, hier wird entblößt, gelüftet, hier stellt sich dar, was sich sonst verstellt, hier trägt das Ich, wo es woanders getragen wird. Das pure, das wahre Gesicht Iduna Laubes, wo, wenn nicht in ihren Briefen ist es zu finden? Nirgends natürlich, denn ein Gesicht, *das* Gesicht kann es nicht geben, oder, um bei den Worten Roland Barthes zu bleiben: „Drehen Sie das Bild um: nichts mehr, nichts anderes, nichts.“³³⁹

Iduna Laubes Briefe sind Fragmente, nicht nur in ihrer tatsächlichen Materialität (sehr wahrscheinlich sind viele ihrer Briefe nicht erhalten und in dieser Arbeit kamen vom erhaltenen Teil nur ein kleiner zu Wort) sondern auch in ihrer sinnhaften Bedeutung. Sie ergeben kein vollständiges Bild, insofern es kein vollständiges Bild geben kann (was einen Rahmen hat schließt bekanntlich ein *und* aus). Es ist ein bewegtes Bild und somit ist auch dessen Bedeutung beweglich, niemals stabil, stattdessen flüchtig, unfassbar. „Es geht nicht um die Beziehung zwischen dem, was anderswo stattfindet und dem, was unter unseren Augen stattfindet, sondern es geht um Operationen, die die künstlerische Natur dessen ausmachen, was wir sehen.“³⁴⁰

*

Wenn Freud am Ende der *Traumdeutung* schreibt: „dass wir uns das Instrument, welches den Seelenleistungen dient, vorstellen wie ein Mikroskop, einen photographischen Apparat“³⁴¹, so erklärt sich auch die Sehnsucht, die ‚inneren‘ Bilder zum Stillstand zu bringen, nicht etwa um sie mundtot zu machen, sondern um sie – endlich – sprechen zu lassen. Am 16. August 1867 beschreibt Iduna Laube Betty Paoli einen Augenblick während ihres Parisaufenthaltes:

³³⁸ Rancière, Jacques (2005): *Politik der Bilder*. Berlin: Diaphanes, S. 16

³³⁹ Barthes 1981: 69

³⁴⁰ Rancière 2005: 13

³⁴¹ Sigmund Freud zit. nach Baudry, Jean-Louis (1993): „Ideologische Effekte erzeugt vom Basisapparat“, in: *Eikon* (Internationale Zeitschrift für Photographie und Modekunst) 5, S. 34-45, hier: S. 36

„Der Moment war dort so betäubend geräuschvoll u. überwältigend in den massenhaften Details, dass man es nicht zu einem gesammelten Eindruck brachte. Man ging sich in dem Trubel selbst verloren u. starrte so gewiss gedankenlos in die immer neu treibende Bewegung, wie man auf die sturmbrütende Brandung des Meeres blickt, ohne sich eigentlicher Gedanken bewusst zu werden.“³⁴²

Iduna Laube hält hier beim Schreiben inne; um Beschreiben zu können, muss man Betrachten können. Hanns Zischler entdeckt jenes künstliche Arretieren der Bewegung, das Zerstören des Bildes sowie sein erneutes Erzeugen in Kafkas Brief an seine Verlobte, Felice Bauer, vom 13. / 14. März 1913:

„...meine Schwester, ich sass allein im Wohnzimmer, läutete, sie war aus dem Kinematographen nach Hause gekommen und ich musste ihr öffnen gehen. Nun war ich gestört und liess den Brief. Die Schwester erzählte von der Vorstellung oder vielmehr ich fragte sie aus, denn, wenn ich auch selbst nur sehr selten ins Kinematographentheater gehe, so weiss ich doch meistens fast alle Wochenprogramme aller Kinematographen auswendig. Meine Zerstreuung, mein Vergnügungsbedürfnis sättigt sich an den Plakaten von einem gewöhnlichen innerlichsten Unbehagen, von diesem Gefühl des ewig Provisorischen ruhe ich mich vor den Plakaten aus, immer wenn ich von den Sommerfrischen, die ja schließlich doch unbefriedigend ausgegangen waren, in die Stadt zurückkam, hatte ich eine Gier nach den Plakaten und von der Elektrischen, mit der ich nach hause fuhr, las ich im Fluge, bruchstückweise, angestrengt die Plakate ab, an denen wir vorüberfuhren. – Manchmal, ich weiss nicht, welches der Grund ist, drängt sich mir besonders stark alles auf, was ich Dir zu sagen habe, wie eine Volksmenge, die gleichzeitig in eine enge Tür hereinkommen will. [...] Aber lassen wir es jetzt, es ist schon spät. Die Schwester hat mich aufgehalten. „La broyeuse des coeurs“ wurde gespielt, die Herzensbrecherin.“³⁴³

Zischler konstatiert, dass Kafka

„nicht wenig Schreibkraft auf[bietet, A.k.], um das unaufhörliche Vorbeifliessende, das »gleichförmige Vergehen« zu arretieren. Das von ihm beschriebene Procedere, die Methode, ist pure Kinematographie – mit dem Ziel, in einem anderen Medium (Handschrift) zur Ruhe der Anschauung zu gelangen. Das Prinzip der camera stylo will in letzter Instanz mithilfe forcierter kinematographischer Mittel das Kino zum Verschwinden bringen, damit es in der Schrift umso reiner auftauche.“³⁴⁴

Die Bewegung, das Bild, lässt sich nicht aufhalten, höchstens anhalten; es stirbt im Angesicht des Betrachters und wird gleichermaßen durch ihn wieder zum Leben erweckt. So ist für den Schweizer Filmemacher Richard Dindo Film Rekonstruktion³⁴⁵: „Damit man eine Szene abfilmen kann, muss man sie zuerst herstellen, d.h. man muss irgendetwas, woran man sich erinnert oder was man sich vorstellt, zuerst einmal rekonstruieren. Die Realität stellt sich nicht

³⁴² IdunL 11

³⁴³ Franz Kafka zit. nach Zischler, Hanns (1990): „Unsichtbare Sehenswürdigkeiten“, in: *Cinema – Unabhängige Schweizer Filmzeitschrift* 36 (Kinos Reden), S. 87-99, hier: S. 97f.

³⁴⁴ Zischler 1990: 96

³⁴⁵ Vgl. Dindo, R./Schaub, M. (1988): „’Das und das wird nicht vergessen’. Ein Gespräch über das Erinnern, die Rekonstruktion, den Geist von Orten, die Fiktionalisierung von Dokumenten und die Dokumentarisierung von Fiktion – über das Erzählen und die Sprache zuerst und über politische Bekenntnisse erst später und nebenbei“, in: *Cinema – Unabhängige Schweizer Filmzeitschrift* 34 (Rekonstruktion), S. 13-24, hier: S. 18

von selber dar. Es gibt keine Fiktion in der Natur.“³⁴⁶ Die Rekonstruktion ist gleichzeitig eine Dekonstruktion, denn so wie Kafka und Iduna Laube das ‚Vorbeifließende‘ im Schreiben anhalten, sprich dekonstruieren, um es dem Leser wiederum als Bewegung sichtbar zu machen, so zerhackt die Kamera Bewegungen, um diese als Bewegung sichtbar zu machen.³⁴⁷ Die Bewegung erscheint in ihrem Verschwinden und sie verschwindet in ihrem Erscheinen.

Die Bilder von Iduna Laube, nebeneinander gestellt, quasi konstruiert, einer Montage gleich, zeigen Bewegung, sie stellen den Stillstand, das verborgene Dahinter des einzelnen Bildes in Frage, enthüllen seine Bewegung, dekonstruieren in der Konstruktion. Die Bilder sind sich unähnlich, haben aber eine Ähnlichkeit, als das sie beide dasselbe meinen: ‚Das ist Iduna Laube‘. „Aber das allgemein bekannteste Regime der Bilder inszeniert die Beziehung zwischen dem Sagbaren und dem Sichtbaren, eine Beziehung, die gleichzeitig aus der Analogie und aus der Unähnlichkeit des Sagbaren und Sichtbaren besteht.“³⁴⁸

Dabei schleicht sich ein Unbehagen ein, wenn wir das, was wir sehen plötzlich nicht mehr benennen können, weil es eben doch nicht das ist, was wir sehen. Die stabile und homogene Verbindung von Signifikat und Signifikant, von Außen und Innen setzen wir voraus, brauchen wir, denn letztendlich ist das Sichtbare auch das erste Greifbare; es soll uns verlässlich und bereitwillig Auskunft geben über die andere Seite, die Kehrseite, die Rückseite, das Jenseits – aber nicht als Abweichung, sondern als Bestätigung. Den Zweifel daran, dass etwas nicht so ist wie es scheint, beschreibt jedoch schon Descartes in seiner Erkenntnistheorie: „Doch da sehe ich zufällig vom Fenster aus Menschen auf der Straße vorübergehen, von denen ich [...] gewohnt bin zu sagen: ich sehe sie, und doch sehe ich nichts als die Hüte und Kleider, unter denen sich ja Automaten verbergen könnten!“³⁴⁹

³⁴⁶ Dindo 1988: 18

³⁴⁷ „Die Operation der Projektion (der Projektor, die Leinwand) stellt die Kontinuität der Bewegung und die zeitliche Dimension in der Aufeinanderfolge der statischen Bilder wieder her. [...] Der so produzierte Sinneffekt hängt nicht nur vom Inhalt der Bilder, sondern auch von den materiellen Verfahren ab, durch die eine (wiederum von der retinalen Nachbildwirkung abhängige) illusorische Kontinuität wiederhergestellt wird; ausgehend von den diskontinuierlichen Elementen,- diese Elemente, die Bilder, lassen zwischen den vorhergehenden und den folgenden Differenzen zu. Unerlässliche Differenzen, damit eine Illusion der Kontinuität, des kontinuierlichen Vorüberziehens [passage] (Bewegung, Zeit) überhaupt kreiert werden kann. Aber nur unter einer Bedingung: sie [d. Differenzen, A. K.] müssen ausgelöscht sein.“ (Baudry 1993: 39)

³⁴⁸ Rancière 2005: 14

³⁴⁹ Descartes, René (1992): *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*. Lateinisch-deutsch. Hg. Lüder Gäbe. 3. Aufl. Hamburg: Meiner, S. 57. Der Zweifel über das Sichtbare führte letztendlich zu dessen Negation als Scheinhaftes und manifestierte sich in einer Hierarchisierung von Signifikat und Signifikant: „[Die] Doppelstruktur des Zeichens ist gewöhnlich als ein Verhältnis von Außen und Innen bestimmt worden. [...] [Diese] Außen-Innen-Metaphorik führt der Signifikant-Signifikat-Relation Entscheidendes hinzu. Sie verleiht der Doppelstruktur des Zeichens eine Kolorierung, deren Folgen für die abendländische Kulturentwicklung unabsehbar sind. Durch Assoziation mit der Begrifflichkeit von Außen und Innen wird nämlich aus der neutralen Zeichentheorie unter der Hand eine Zeichenmetaphysik. Elemente der Bewertung schleichen sich ein.“ In: Assmann, Alida (1993): „Zeichen - Allegorie – Symbol“, in: Assmann, J. (Hg.), *Die Erfindung des inneren Menschen*. Bd. 6. Gütersloh: Gerd Mohn, S. 28-51, hier: S. 29

Freud, auf der Spur des Unheimlichen in E.T.A Hoffmanns *Der Sandmann*, erklärt die in der Erzählung verwendeten Ichstörungen mit dem Muster des Doppelgängermotivs³⁵⁰: „Es handelt sich bei ihnen um ein Rückgreifen auf einzelne Phasen in der Entwicklungsgeschichte des Ichgefühls, um eine Regression in Zeiten, da das Ich sich noch nicht scharf von der Außenwelt und vom Anderen abgegrenzt hatte.“³⁵¹ Jene Phasen also, die nach Jacques Lacan mit der Konstituierung des Ichs durch das Spiegelstadium verdrängt wurden, als das durch den Spiegel entdeckte Selbstbild den Glauben an das Bild als ein Reales initiierte: das Ich erkennt und verkennt sich gleichsam als Ganzes, als Einheit, als gesicherte Verbindung von Innen- und Außenwelt.³⁵² Das Nebeneinander der Bilder von Iduna Laube, ihre Unähnlichkeit zueinander mit dem jedoch identischen Verweis auf das Selbe („Das ist Iduna Laube“) erschüttern nun diesen Realitätsglauben; die optische Täuschung wird offenbar, denn was wir sehen, ist eben doch nicht das, was wir sehen, das ‚moi‘ wird fassbar als imaginäres „ideal-ich“³⁵³, oder anders ausgedrückt: Die Entdeckung einer Innen- und Außenwelt als ein homogenes Verhältnis wird als Wunsch- bzw. Idealvorstellung überführt.

„Das Bild wird kommen im Moment seiner Auferstehung“³⁵⁴, so Godard; Tod und Wiederbelebung also als ein „Versprechen der Fleischwerdung“³⁵⁵, eine, laut Baudrillard, „künstliche Wiederbelebung“³⁵⁶ mit der der Mensch die Trauer über den Verlust des Realen oder den Verlust des Glaubens an das Reale zu umgehen versucht.³⁵⁷ Erscheinen und Verschwinden bedingen sich, gehören zusammen, sind untrennbar.

Ganz so wie in Edgar Allan Poes Erzählung *Das ovale Portrait*, in der ein Maler seine Geliebte über Wochen ohne Pause portraitiert und, als er fertig ist,

„einen Augenblick wie verückt vor dem Werk seiner Hände [stand]. Im nächsten Augenblick aber, während er noch starrte, begann er zu zittern und wurde totenbleich und schrie, von jähem Entsetzen gepackt, mit lauter Stimme: »Wahrlich, das ist das Leben selbst!« und wandte sich um, seine Geliebte anzuschauen. – Sie war tot...“³⁵⁸

³⁵⁰ Vgl. Freud, Sigmund (2012): *Das Unheimliche*. Bremen: Europäischer Literaturverlag, S. 37 f.

³⁵¹ Ebd., S. 37 f.

³⁵² Vgl. Lacan, Jacques (1991): *Schriften I*. Hg. Norbert Haas. 3. Aufl. Weinheim [u.a.]: Quadriga, S. 66. Diese Paradoxie der Konstituierung von Identität konstatiert Bechem, wenn er schreibt, „daß es [das Menschenjunge, A. K.] im Spiegelbild jubilierend begrüße, was es selbst nicht ist und in gewisser Weise nie sein wird.“ In: Bechem, Matthias 1988: *Vom »anderen« zum »Anderen«*. *Die Psychoanalyse Jacques Lacans zwischen Phänomenologie und Strukturalismus*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 25

³⁵³ Lacan 1991: 64

³⁵⁴ Jean-Luc Godard zit. nach Rancière 2005: 15

³⁵⁵ Rancière 2005: 15

³⁵⁶ Baudrillard, Jean (1978): „Die Präzession der Simulakra“, in: Baudrillard, Jean, *Agonie des Realen*. Berlin: Merve, S. 7-69, hier: S. 42

³⁵⁷ „Wir versuchen Ihr [der Trauer] mit Hilfe einer künstlichen Wiederbelebung [...] zu entgehen [...]. Durch eine unerwartete Drehung und Ironie, die nicht mehr der Geschichte entspringt, wird der Sozialismus aus dem Tod des Sozialen hervorgehen, wie die Religionen aus dem Tod Gottes hervorgegangen sind.“ (Baudrillard 1978: 42).

³⁵⁸ Poe, Edgar Allan (2002): „Das ovale Portrait“, in: Poe, E. A., *Phantastische Geschichten*. Bindlach: Gondrom, S. 127-132, hier: S. 131

Das Bild ist, was es ist. Die Unmöglichkeit seiner Überführung zeigt sich am besten im Versuch seiner Überführung.

Ich bin ein Bild.
Verlangt nicht, daß ich rede.
Ich bin ein Bild, und mir ist eine jede
Gebärde schwer.
Mein Leben ist die Stille der Gestalt.
Ich bin Anfang und Ende der Gebärde,
Ich bin so alt,
daß ich nicht älter werde.
Menschen stehn manchmal in der Nacht bei mir
und halten mir den Leuchter vors Gesicht.
Und sehen Eines nur: *Ich bin es nicht.*³⁵⁹

³⁵⁹ Rilke, Rainer Maria (2011): „Bildnis“, in: Lenz, M. (Hg.), *Rainer Maria Rilke. Das große Lesebuch*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 165

ANHANG

Briefe Iduna Laubes

Editorische Hinweise

Die Textwiedergabe der Originalhandschrift erfolgt Buchstabengetreu

Editorischer Einschub	[xy]
Editorischer Einschub bei fehlenden Buchstaben in der Handschrift	› xy ‹
Unsichere Lesung	(xy)
Hervorhebungen in der Handschrift	_____
Seitenwechsel im Original	//
Fehlende bzw. nicht erhaltene Seiten des Originals	→ Rest fehlt

Sign.: H.I.N. 49060, 2 Bl., 4 Seiten

d. 28. dez. [1844]

Meine theure Betty,

dies Blatt fliegt zu Ihnen
nur um Ihnen zu sagen, was
Sie längst wissen, dass ich Sie
sehr lieb habe, dass ich Ihnen
alles erdenkliche Glück wün-
sche u. dass ihre Freunde diesen
30sten für einen Glückstag
schätzen. Gesundheit u. Freu-
digkeit des Gemüthes geleite
Sie durch das neue Lebens-
//

jahr und uns bringe es
bald die Freude ihres Be-
suchs, wir warten sehnlich
auf die Bestimmung dessel-
ben. Sie haben mit ihrem
Briefe neulich, Laube eine gro-
ße Freude gemacht. Sie wis-
sen selbst wie nothwendig der

Schriftsteller das Echo braucht,
und hier meint Laube sei es wie
wenn alle seine Arbeiten in
einen Brunnen fielen, Nie-
mand weiß davon. Ihr freund-
liches Urtheil hat ihn beglückt
//

u. angefrischt. Wie sehr
wird das ihre Gegenwart
thun, wenn Sie nur schon da
wären!

Immer wieder muss ich mich
bei der guten Ida³⁶⁰ entschuldi-
gen lassen, dass ich noch nicht
schrieb – aber ich habe gar so
vielerlei zu besorgen u. ich bin
jetzt oft matt u. verödet.
Die Mama trägt mir die
besten Grüße u. Glückwünsche
für Sie auf. Auch sie hofft
sehr auf ihren Besuch. Gott
//

schütze sie u. erhalte sie
noch lange für ihre Freun-
de, zu deren innigsten sicher
gehört Ihre
treue
Iduna
Dem Fürsten Fritz³⁶¹, tau-
send herzliche Grüße!

³⁶⁰ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, bei der die Dichterin ab 1855 lebte. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

³⁶¹ Friedrich Fürst zu Schwarzenberg, Offizier und Schriftsteller, starb am 6. März 1870 in Wien. Vgl. Scheichel, S.P. (2001): „Schwarzenberg Friedrich Fürst zu“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 18 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Friedrich war der Sohn von Anna Maria Fürstin zu Schwarzenberg, geb. Gfn. Hohenfeld. Betty Paoli war Gesellschafterin der Fürstin als sie diese auch auf deren Reisen begleitete. Vgl. Fiorioli, E. (2001): „Maria Anna Fürstin zu Schwarzenberg“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 25. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

Sign.: H.I.N. 49053, 2 Bl., 4 Seiten

Wien, d. 28. Aug. 63.

Meine theure Freundin Betty,

seit lange schon habe ich das herzlichste
Bedürfnis zu Ihnen zu sprechen und doch
bin ich seit Wochen einer inneren Öde
verfallen, dass ich eigentlich nichts zu sa-
gen habe. Aber die Erinnerung an ihre
theure Freundschaft, die theilnehmend
u. tröstend ausharrte in den dunkelsten
Tagen unserer schweren Leidenszeit³⁶² er-
quickt mein Herz mit inniger Dankbar-
keit und drängt mich, Ihnen ein Mal aus-
zusprechen wie treu ich dafür Sie liebe.
Aus den bangsten Stunden des vorigen
Winters taucht immer wieder Ihr Bild
u. das der guten Ida³⁶³ auf, wie sie beide mir
//

stets wohlgetan, sei es durch Ihr mitlei-
diges Schweigen oder durch ein mildes Wort,
das mir den starren Schmerz löste. Auch
jetzt sehne ich mich nach Ihnen, ich brauche
so sehr den Trost der Liebe. Die Verzweif-
lung sollte ich in Franzensbad ausgerung-
en haben, aber wer schreibt dem Schmerz
seine Grenzen vor? Und es giebt eine
Verzweiflung in der Sehnsucht nach dem
Geliebten, die aller Fassung spottet. Das
Weiterleben ist gar so schwer u. doch stirbt
man nicht leicht vor Kummer, so gern
man wollte. – Seit dem 9 August sind wir
zurück in das Haus u. seit der Zeit
krame und richte und fege ich Tag für Tag
um in der äußeren Einrichtung die Lücken
zuzudecken, wo im Tagesverkehr unser Hans
fehlt und dabei ist mir, wie wenn ich ihn darin erst

³⁶² 1863 starb Hans Laube, der Sohn von Iduna und Heinrich Laube an einem Lungenleiden. Vgl. Kapitel „Biografische Fragmente“.

³⁶³ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, lebte bei der die Dichterin ab 1855. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

//

eigentlich hoffnungslos verlöre, auch das
Fehlen ist ein weiteres Zusammenleben.
Nächste Woche erwarten wir Albert³⁶⁴
und seine Frau und für sie habe ich
Hansens frühere Wohnung eingerichtet, die
sie aber auch bezogen hätten, wenn Hans
noch da wäre und auf dem Lande wohnte
wie ich mir immer wieder ausdenke!
Der Besuch unserer Kinder wird wenig-
stens meine Dumpfheit beleben, freuen
kann ich mich noch nicht, so gern ich möchte
ich fühle es eben nicht. Ich fühle überhaupt
gar nichts als den unbändigen Egoismus
eines ungeheuren Schmerzes. Ihre gute
Meinung stellte meine äußere Fassung
viel zu hoch, ich bin tief zerstört u. bin
meinem Schicksal gar nicht überlegen,
Gedankenlosigkeit ist noch meine einzige

//

Haltung. - Wann kommen Sie hier her?
Wo sind Sie? Ich denke bei Ida in
Gmunden. Hier ist die Hitze unaussteh-
lich und alle flüchten auf das Land oder
verstecken sich, wie wir, hinter Placken
und Rouleaux vor der Sonne u. dem Staub.
Valdeck³⁶⁵ ist seit ein paar Tagen hier,
nachdem er eine Kur in Aussee vollendet,
er will noch eine Sommerfrische suchen
in irgendeinem Waldort. Rettichs³⁶⁶
sind sehr munter und gesund, die tapfere Julie
hat in Berlin unglaubliches geleistet
um Ruhm und Geld zu ernten, und sie
freut sich dessen mit wohlverdientem
Genüß.³⁶⁷ Ich lese noch wenig, jedoch mit

³⁶⁴ Albert Hänel, Sohn von Iduna Laube aus erster Ehe mit Albert Hänel. Vgl. hierzu das Kapitel „Biografische Fragmente“.

³⁶⁵ Vermutlich Rudolf Wagner, Publizist und (Theater-)Kritiker unter dem Pseudonym Rudolph Valde(c)k. Heinrich Laube kannte und schätzte den Kritiker. Vgl. Hoyer, Egbert Ritter von (1896): „Wagner, Rudolf“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd130169412.html?anchor=adb>

³⁶⁶ Karl Rettich, Schauspieler und Regisseur, und Julie Rettich, Schauspielerin. Vgl. Deutschmann, W. (1984): „Rettich, Julie“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 9*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 93f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb!frames=yes>

³⁶⁷ Die Schauspielerin Julie Rettich eröffnete am 6. Juli 1863 mit dem Drama *Heimkehr* von Marie von Ebner-Eschenbach ihr Gastspiel im Berliner Victoria-Theater. Vgl. Henn, Marianne (Hg.) (2010): *Marie von Ebner-Eschenbach. Gesellschaftsdramen, Künstlerdramen, Lustspiele und Einakter*. Berlin, New York: De Gruyter, S. 155

großen Interesse das Leben Jesu von Renan³⁶⁸,
das ist ein wunderbar schönes Buch!-
Sein Sie nachsichtig mit meiner Unfähig-
keit, grüßen Sie Ida u. bleiben Sie gut für
Ihre Freundin Iduna

Sign.: H.I.N. 49055, 3 Bl., 6 Seiten

Wien, d. 4 Novbr. 63

Sehr liebe Fräulein Betty,

warum sind Sie doch so lange fortgegangen?
Ich sehne recht herzlich nach Ihnen, mir fehlt
Ihr treues, liches Auge in den traulichen A-
bendstunden, die über die Öde draußen täuschen
sollen. Ich lass doppelt schwer meine Freunde
in die Ferne, da meine widerspänstige Ader
mich stets in Fehl gegen Sie bringt, auch wenn
meine Gedanken ihnen wieder u. wieder die
längsten Briefe adressiren. Wie ich Ihren
lieben Brief empfang, da wollte ich Ihnen ei-
lig alle Freude darüber, allen Dank dafür ant-
worten, nun haben sich Wochen dazwischen ge-
schoben, in denen sicher die Eile abhanden ge-
kommen und die mir die unmittelbare Freude
über Ihr Liebeszeichen mit dem Gefühl eines
//

– zwar mir conventionellen – Unrechts gegen
Sie getrübt. Aber nur meine Hand dürfen Sie
schelten, meine Freundschaft für Sie lass ich nicht
antasten, die wird nie im Fehl sein. Statt dieses
unzulänglichen Schreibens könnten wir jetzt
so ein schönes Plauderstündchen haben wenn Sie
hier wären! So eben ist die Woge von Besu-
chern abgelaufen, die heute u. seit einigen Ta-
gen meinen Salon überfüllen. Es ist der Mo-
ment wo die Landbewohner wieder der Stadt zu-
strömen und wo sie die herkömmlichen Willkommens-
besuche abmachen, um sich einzuwintern. Pach-
lers³⁶⁹, Zur-Helles³⁷⁰, Brühls³⁷¹, je drei Mann hoch und eini-

³⁶⁸ Renan, Ernest (1863): *Vie de Jésus*. Paris: Michel Lévy Frères

ge Herren schwirrten heute plaudernd durcheinander
 bis man den Wagen meldete, der meine Mama,
 Ottilie Brockhaus³⁷² u. Heinrich in's Theater führte
 und mir dies Musestündchen wurde. Meine Mutter
 ist heute früh erst angekommen u. trotz der
 letzten Nacht Eisenbahnwaggon hat sie noch
 Frische genug um sich die Wolter³⁷³ als Orsina³⁷⁴ an-
 zusehn. Gott schütze mir noch lange die seltene
 //

Kraft in ihrem hohen Alter! Früher dankte ich
 freudig dem Himmel für die's Glück, das er mir
 gewährte in denen, die ich liebe, jetzt bin ich wohl
 auch noch dankbar, aber die Freudigkeit fehlt
 und mit Zaghaftheit, mit Sorge hüte ich mei-
 nen Besitz. Ottilie Brockhaus ist die Tochter
 meiner lieben Jugendfreundin, wir haben uns
 dies junge Mädchen erbeten um die Öde unseres
 Hauses vor uns selbst zu verdecken. Ottilie ist
 ein begabtes Kind, hübsch, heiter und geistig
 bewegt, ich habe sie sehr lieb gewonnen. Aber
 daneben erfahre ich auch zum ersten Male wie
 viel Zeit und Freiheit solch ein Töchterchen in
 Anspruch nimmt, ich habe à la lettre keine un-
 besetzte Stunde mehr seit sie hier ist und lese
 gar nichts, was mir doch fehlt. Ich beneide Ihre

³⁶⁹ Vermutlich Faust Pachler, Ps. C. Faust, Schriftsteller. Pachler gehörte zum Freundeskreis Friedrich Halms, Marie von Ebner- Eschenbachs und des Schauspielerpaars Rettich. Es scheint deshalb sehr wahrscheinlich, dass auch Iduna Laube Pachler kannte. Vgl. Lohberger, H. (1977): „Pachler Faust“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 7*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 282 f. Zugriff am 21.April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

³⁷⁰ Vermutlich die Familie von Jenny zur Helle, die Frau von Faust Pachler. Vgl. Schlosser, Anton (1907): „Pachler“, in: *Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 53*. Leipzig: Schets, S. 163

³⁷¹ Vermutlich Karl Bernhard Brühl, Zoologe und Anatom. Vgl. o. N. (1954): „Brühl Karl Bernhard“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 120. Zugriff am 21.April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

Brühl war ebenso Frauenrechtler; so wurde sein Vortrag „Einiges über die Gaben der Natur an die Frau und die Konsequenzen hieraus für Bedeutung, Stellung, Aufgaben und Rechte der Frau in der menschlichen Gesellschaft“ im Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien 1891/1892 veröffentlicht.

³⁷² Ottilie Brockhaus, Tochter von Luise Brockhaus, geb. Wagner (Schwester von Richard Wagner) und Friedrich Brockhaus. Vgl. Glasenapp, Carl Friedrich (Hg.) (2012): *Familienbriefe von Richard Wagner 1832-1874*. Bremen: Unikum, S. 293

³⁷³ Elisabeth Charlotte Gräfin O'Sullivan de Grass, geb. Wolter, Ps. Charlotte Wolter, Schauspielerin u.a. am Burgtheater. Vgl. Marktl, E. (1977): „Maria Anna Fürstin zu Schwarzenberg“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 7*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 264 f. Zugriff am 18.April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

³⁷⁴ Gräfin Orsina, Frauenrolle in Gotthold Ephraim Lessings bürgerlichem Trauerspiel Emilia Galotti. Vgl. Lessing, Gotthold Ephraim (2005): *Emilia Galotti*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Fürstin³⁷⁵ um die Stunden des Vorlesens, das ist
 mein liebster Genuss – auch muss es ja nicht
 immer Gisebrecht u. seine deutschen Kaiser³⁷⁶ sein.
 Die Geschichte interessiert auch mich am meisten,
 //
 aber ich bin zu schlecht unterrichtet, um wie
 Sie mit der Bereicherung an Material eine Anregung
 zu eigner entwickelnder Produktion zu gewinnen,
 mir muss man die Standpunkte zeigen, von wo aus sich der Stoff gruppiert.
 Kurz ich will die Ideen schon präpariert haben,
 darum hat mich (Tocqueville³⁷⁷) entzückt und darum
 fürchte ich Gisebrecht.

D. 9. Novbr.

Fast acht Tage ist das Blatt wieder liegen geblieben.
 Mittler Weile hat ein allerliebstes französisches Stückchen „Nur Mutter“
 /Une poule et ses poussins par Najac/³⁷⁸ im Burgtheater
 Furore gemacht, nachdem eine Schlesingersche³⁷⁹ blutete³⁸⁰
 „Ein Opfer der Patienten“³⁸¹ wenig angesprochen.
 Immer wieder wird die französische Grazie u. Gewandheit uns blöde Deutsche unterkriegen,
 sei es in der Kunst, sei es in der Politik und im Leben erst recht!
 Und wenn wir wirklich so plump u. hohl einherschreiten wie uns Herr
 Schlesinger zeichnet so geschieht uns ganz recht.
 Aber nicht nur die Freiheit u. Sicherheit in der Hand-

³⁷⁵ Karoline Fürstin Bretzenheim, geb. Schwarzenberg, Schwester des Fürsten Felix Schwarzenberg, vermählt mit Ferdinand Fürst Bretzenheim. Betty Paoli verbrachte jeden Sommer einige Zeit bei Fürstin Bretzenheim in Saros-Patak (Ungarn). Vgl. Betteleim, Helene (1908): *Betty Paolis gesammelte Aufsätze*. Wien: Verlag des literarischen Vereins Wien, S. XCII

³⁷⁶ Friedrich Wilhelm Benjamin von Gisebrecht, Historiker. 1855 erschien der erste Band zur *Geschichte der Deutschen Kaiserzeit*. Vgl. Heimpel, Hermann (1964): „Gisebrecht, Friedrich Wilhelm Benjamin von“, in: *Neue Deutsche Biographie* 6, S. 379-382 [Onlinefassung]. Zugriff am 22. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118717367.html>

³⁷⁷ Alexis de Tocqueville war ein französischer Politiker, Historiker und Schriftsteller. Er veröffentlichte u.a. das zweibändige Werk *De la Démocratie en Amérique* (1835/1840), das ein großer Publikumserfolg wurde. 1856 erschien sein letztes Werk *L'Ancien Régime et la Révolution*. Vgl. Nissen, Martin (2004): „Alexis de Tocqueville“, in: Pelzer E. (Hg.), *Revolution und Klio. Die Hauptwerke zur Französischen Revolution*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 80 f.

³⁷⁸ *Nur Mutter*, französisches Lustspiel von Emile de Najac. Vgl. Alth, Minna von (1977): *Burgtheater 1776-1976. Aufführungen und Besetzungen von zweihundert Jahren. 1. Bd.* Hg. Österreichischer Bundestheaterverband. Wien.: Salzer- Ueberreuter, S. 282

³⁷⁹ Sigmund Schlesinger, Ps. Memor, Journalist und Schriftsteller. Schlesinger war vor allem bekannt für seine „heiteren Salonstücke“ (Leskowa, S. [1992]: „Schlesinger, Sigmund“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 10*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 198 f. Zugriff a, 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb/?frames=yes>).

³⁸⁰ Kleines, witzig-geistreiches Bühnenstück. Vgl. „Blutete“, in: o. N. (o. J.): *Duden* [Onlinefassung]. Zugriff am 11. Mai 2014 unter <http://www.duden.de/rechtschreibung/Blutete>

³⁸¹ *Ein Opfer der Patienten*, Lustspiel von Sigmund Schlesinger. Vgl. Alth 1977: 282

//

habung der gegebenen Zustände sollten wir den
Franzosen ablernen, auch ihren Patriotismus
wenn es gilt den Ruhm der eigenen Nation zu
verherrlichen und dabei einige geschichtliche
Flecke auszuputzen oder wenigstens mit Schwei-
gen zu bedecken. Der arme Hofer³⁸² hat es von
unserer hämischen Kritik erfahren was es
heißt als deutscher Patriot aufzutreten.
Es ist ihr denn auch gelungen den in den beiden
ersten Aufführungen des Andreas Hofer³⁸³ auf-
flackernden Enthusiasmus für den vaterländi-
schen Stoff wieder zu stampfen. Mit dieser
Anklage unserer gewissenlosen Journalistik
will ich gar nicht Immermanns Stück in Schutz
nehmen, das seine großen Schwächen hat, das
aber eine spezifisch österreichische – populäre
Heldenfigur ziert, die noch in aller Erinnerung
lebt. Das Stück wurde gut gespielt und ist in
den drei ersten Acten auch gut geführt.
Recht leid that es mir, dass Sie Pechts³⁸⁴ Besuch in

//

Wien, versäumt haben, er hat Sie sehr ver-
misst u. auch Sie würden sich erfreut haben den
alten Schalk noch ganz so frisch u. dreist wie frü-
her zu finden, wenn auch Überlegenheit einer
strebsamen Bildung sein Wesen vertieft hat
und die wohl nicht immer leichten Bande einer doch
glücklichen Ehe mit den Jahren das rasche
Aufflackern seines Herzens (gezähmt) hat.
Ich habe sehr angenehme Stunden mit ihm ver-
plaudert. Überhaupt habe ich in letzter Zeit
unerhört viel gesprochen, mein Ottelchen³⁸⁵ ver-
mag darin auch viel und ich brauche Schweigen.
Ich bin eben alt u. weniger ergiebig, mich täuscht

³⁸² Andreas Hofer, geb. am 22. November 1767 in St. Leonhard im Passeier (Südtirol), war Anführer des Tiroler Freiheitskampfes 1809 gegen die bayerische Besatzung vor dem Hintergrund der Niederlage Österreichs im 3. Koalitionskrieg. Vgl. Fallmann, Rudolf: „Hofer, Andreas“. Zugriff am 24. April 2014 unter <http://www.geschichte-tirol.com/biographien/militaer/256-hofer-andreas.html>

³⁸³ *Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier*, Trauerspiel von Karl Leberecht Immermann nach seinem dramatischen Gedicht „Das Trauerspiel in Tirol“ unter der von Immermann selbst vorgenommenen Umarbeitung. Vgl. Alth 1977: 282

³⁸⁴ Vermutlich Friedrich Pecht, Lithograph, Maler, Kunstkritiker. Angeregt durch Bekanntschaften mit Künstlern, Schriftstellern und Journalisten, wie u.a. Heinrich Laube, begann er Beiträge zur zeitgenössischen Kunst zu veröffentlichen. Vgl. Bringmann, Michael (2001): „Pecht, Friedrich“, in: *Neue Deutsche Biographie* 20 (2001), S. 156 f. [Onlinefassung]. Zugriff am 14. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118592343.html>

³⁸⁵ Vermutlich Kosenamen für Ottilie Brockhaus

die Zerstreuung nur über den Augenblick aber
sie erfüllt mich nicht mehr und die Erinnerung
bringt all mein Glück u. sucht die Einsamkeit u.
das Schweigen und die stummen Thräume.
Doch nun Adieu, man meldet den Thee!
Hoffentlich sehen wir Sie bald wieder und
es kann Ihnen mündlich sagen wie herzlich
lieb Sie hat
Ihre treue
Iduna Laube

Sign.: H.I.N. 49054, 4 Bl., 8 Seiten

Wien d. 23. Aug. [1866]

Theure Fräulein Betty,

Ihren Brief vom 7 Juli fand ich auf
meinem Schreibtisch liegen, als wir am
12 August von der sogenannten Ferien-
reise heimkehrten. Er war nur wenige
Tage früher hier eingetroffen u. hatte
demnach wochenlang in preußischer
Gefangenschaft gelegen, wie noch zwei
andere an mich adressierte Briefe.

Freilich waren wir nach dem Ver-
nichtungstag von Königsgrätz³⁸⁶ auf
unsere ziellosen Irrfahrten schwer
einzuholen. Nach diesem Schreckenstag

//

verließen wir Böhmen, um dort durch
die vorrückenden Preußen nicht von un-
serer Heimat abgeschnitten zu werden
u. erreichen, wirklich mit dem letzten Bahn-
zug, der von Eger noch nach Weiden ging
weiterhin München. Dort fanden wir für
unsere furchtbare Verzweiflung über un-
sere österreichische Zerschmetterung gar
keinen Trost, sondern nur die grausige
Überzeugung, dass die Bundesgenossen

³⁸⁶ Vor dem Hintergrund des deutschen Krieges trafen am 3. Juli 1866 die Truppen Preußens beim Dorf Sadowa auf die Armeen Österreichs und Sachsens. Preußen gewann die verlustreiche Schlacht und wurde zur Führungsmacht Deutschlands. Vgl. Charwath, Philipp (2011): *Der Untergang einer mittelmäßigen Macht, die Großmacht sein wollte. Ein Lesebuch*. Berlin: epubli, S. 114

uns mit ihrem Herzen u. mit ihrer Macht
im Stiche ließen; Ja sich von unserem sinken-
den Staatsschiffe ab u. dem Feinde zu-
wendeten, wie z.B. Pecht³⁸⁷, der fanatisch
preußisch gesinnt, sich in politischen Zorn
von uns trennte. Somit war uns München
//

ganz verleitet u. außerdem waren wir
einer Kur u. der Einsamkeit bedürftig
u. so fuhren wir nach Wildbad. Das liegt
in einem so wunderbar schönem Waldtha-
le, hat einen so zauberhaft goldenen Sonnen-
schein u. so tiefgrünen lieblichen Schatten,
dass auch das wundeste Herz dort Erquickung
u. Freude empfindet. Dort lebten wir
ganz einsam, 14 Tage in der würzigen Wald-
luft, in still heiter Stimmung hin, wie diese
grade die Reaktion nach einer großen Er-
schütterung erzeugt. Da kamen mit der
Augsburger die Wiener Telegramme,
die eine –von uns sehr gewünschte– Schlacht
in der Nähe von Wien in Aussicht stellten
u. so verließen wir Wildbad u. gingen
wir nach Salzburg, um von dort bei der
wirklich eintretenden Kriegsgefahr in
//

zehn Stunden zu Hause in Wien sein
zu können u. doch nicht früher als nöthig
die gute Gebirgsluft aufzugeben.
Trotz des schön gelegenen Hotel Nelböck
vor der Stadt u. seiner comfortablen Ein-
richtung waren die 9 Tage in Salzburg
sehr peinlich u. aufregend. Wir hatten da
lauter Prager Flüchtlinge zu Leidens-
genossen, die von der Schmach der letzten
Zeit im Detail Zeuge gewesen u. die für
unser armes Vaterland nicht eine Hoff-
nung mehr aufbrachten u. die in dem Zorn
über Misshandlung weder Resignation
noch Mitleid für den jähen Sturz unserer
historisch getragenen Macht zu ließen. Das;
die faulen Friedensbestrebungen in Wien;

³⁸⁷ Vermutlich Friedrich Pecht, Lithograph, Maler, Kunstkritiker. Angeregt durch Bekanntschaften mit Künstlern, Schriftstellern und Journalisten, wie u.a Heinrich Laube, begann er Beiträge zur zeitgenössischen Kunst zu veröffentlichen. Vgl. Bringmann, Michael (2001): „Pecht, Friedrich“, in: *Neue Deutsche Biographie* 20 (2001), S. 156 f. [Onlinefassung]. Zugriff am 14. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118592343.html>

es waren böse Waffenstillstandstage!
Doch wurden die Verkehrswege wieder gang-
//

bar u. wir benutzten sie, die unterbrochene
Kur in Franzens - u. Karlsbad wieder
aufzunehmen. Und das glaube ich, war
falsch, wir waren beide zu aufgeregt
u. nervös erschöpft. Grade diesen un-
zeitigen Kurversuchen, schreibe ich unsere
jetzigen Zustände zu, die in der Nähe der
Cholera noch unbehaglicher als sonst sind.
Laube hat, Gott sei Dank, seit gestern
das Bett verlassen u. darf hoffentlich
morgen ausfahren. Erzähle ich Ihnen
noch, dass trotz der Sorgen u. Aufregungen
um die äußern Verhältnisse, mir auch
diese Ferien viel Stille, einsame Stunden
brachten u. dass ich diese mit dem Lesen der
ganzen Bibel, mich höflich interessierend,
ausfüllte, so kennen Sie vollständig
//

wie die Zeit unserer Trennung mich (aussen)
hin u. her warf u. mich dabei innerlich
so tief greifend bewegte. Hier kommt
mir das Leben herzlich öde vor, dies
frivole Getreibe, das sich mit dem Witze
über das eigne Elend erheitert, mag damit
den Unterleib gesund erhalten, aber den
Staat baut es nicht wieder auf. Sie, liebe
Freundin, fehlen mir unendlich. Ich hatte
so sicher gehofft Sie vor ihrer Abreise
noch zu einem rechtschaffenen Plauder
zu erwischen. Ich bin begierig ob Sie auf-
richtig intim mit den Littrowschen³⁸⁸ wer-
den? Ihre Naturen gehen sehr ausein-
ander. Wenn die Mutter Littrow³⁸⁹ mit einer
wahren Empfindung ihre Bildungsbarri-
caden durchbricht, dann kommt ein vortreff-
//

liches Herz u. ein ganz einsichtiger Ver-
stand zu tage. Aber viel Gerumpel hat sie

³⁸⁸ Auguste von Littrow-Bischoff, geb. Bischoff von Altenstern, Ps. Otto August, Schriftstellerin. Verheiratet mit dem Astronomen Karl von Littrow. Vgl. o. N. (1971): „Littrow, Auguste von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 250 f.. Zugriff a, 14. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>

³⁸⁹ Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um die Mutter von Karl von Littrow.

darüber gehäuft.

D. 25.

Die Nostitz³⁹⁰ unterbrach mich vorgestern beim Schreiben – sie logirt nicht bei uns – u. seitdem ist auch mein Albert³⁹¹ angekommen u. ich eile Ihnen Adieu zu sagen, damit Sie nicht noch länger an meiner herzlichen Dankbarkeit für Ihren lieben Brief zweifeln. Der Sommer war so schlimm in jeder Hinsicht, dass nach dem Gesetz der (ewigen) Bewegung, schon in der Veränderung eine Besserung entstehen muss! Die nächste Besserung erhoffe ich von der Rückkehr der Freunde, auf die ich mich sehr freue. Wie hingebend treu Sie

//

Freundschaft halten, bezeugt in poetischer Verklärung Ihr Nachrufen für die geschiedene Rettich³⁹². Sie ist zu beneiden, dass sie den Qualen u. Enttäuschungen unserer letzten Erfahrungen entrückt wurde u. doch sollen wir Alle grade jetzt auf die muthige Tathkraft ihres Wesens blicken und sollen uns zusammenraffen u. nicht in der Klage über Verlorenes ersticken, sondern sollen nach dem noch Möglichen streben u. sollen jeder in seinem kleinen Kreis wieder aufbauen mit allen Kräften. Oh, ich hätte so viel mit Ihnen zu Reden, was mein langsamer Bleistift nicht zu Wege bringt. Gott schütze Sie! Grüßen Sie die andern lieben Freunde u. bewahren Sie Ihre Freundschaft Ihrer treuen
Iduna

³⁹⁰ Unbekannt

³⁹¹ Albert Hänel, Sohn von Iduna Laube aus erster Ehe mit Albert Hänel. Vgl. hierzu das Kapitel „Biografische Fragmente“.

³⁹² Julie Rettich, geb. Gley. Schauspielerin u.a. am Burgtheater. Vgl. Deutschmann, W. (1984): „Rettich, Julie“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 9*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 93f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

Wien, d. 28. Dezb. 66

Meine sehr theure Freundin,

Glück und Freude wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen für Ihr kommendes Lebensjahr u. für unser neues Kalenderjahr! Bleiben Sie mir gut, oder vielmehr ich hoffe Sie können nicht anders, wie ich gewiß weiß, dass ich Ihnen für's Leben angehöre in treuer Freundschaft, die aus aufrichtiger Sympathie keimte u. in wahrer Erkenntnis gereift ist. Bei einem gefesteten Verhältnis bedarf es allerdings keiner erneuten Versicherungen u. Laube sagt, die Sentimentalität muss das Alter vermeiden, aber es giebt doch Merktage³⁹³ im Alltagsleben, wo man gern die Hand des Freundes wärmer drückt u. ihm gern sagt wie treu man ihm ist. Gott schütze Sie, für uns Alle! – Recht ernst liegt die Zukunft vor uns Allen und es sind nicht nur die Schatten von dem (aus) man bereits abgethan im Leben, die einem jede Hoffnung verdüstern, sondern es ist diese //

verhängnisvolle Unsicherheit in die alle äußeren Verhältnisse gerathen sind. Für eine thätendürstige Jugend ist solche historische Crisis³⁹⁴ höchst interessant, hoffnungsreich, aber mein Alter weist mich auf das Bewahren an, die Lust u. die Kraft zum Erringen sind ziemlich abgenützt. Ich fühle mich oft recht alt, zumal wenn die Geschäfte mich so drängen, wie es um die Weihnachtszeit der Fall ist, dann merke ich die Abnahme meiner Fähigkeit und ich fühle nicht mehr, wie früher, das freudige Genüge des Könnens.

D.29.

Da blieb gestern diese trübselige Epistel liegen u. heute habe ich mir vorgenommen Ihnen zunächst zu erzählen, dass es mir doch im Ganzen u. im Einzelnen recht gut geht u. dass ich die besten Stunden meinen lieben Freunden danke. Diese lieben Freunde ha-

³⁹³ Tag als Merkzeichen. Vgl. „Merktage“, in: Grimm, J./Grimm, W. (1854): *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 12, Leipzig: Hirzel, Sp. 2106 bis 2109

³⁹⁴ Vor dem Hintergrund des deutschen Krieges trafen am 3. Juli 1866 die Truppen Preußens beim Dorf Sadowa auf die Armeen Österreichs und Sachsens. Preußen gewann die verlustreiche Schlacht und wurde zur Führungsmacht Deutschlands. Vgl. Charwath, Philipp (2011): *Der Untergang einer mittelmäßigen Macht, die Großmacht sein wollte*. Ein Lesebuch. Berlin: epubli, S. 114

ben es ermöglicht mir sogar meinen Geburtstag
– vor dem ich mich immer fürchte – in Stunden danker-
füllter Heiterkeit zu verwandeln. Mich freut an
diesem Tage die Liebe der Geber u. mich freut auch
die Gabe an sich – ich habe noch immer ein kindisches Ge-
//

fallen an dem überraschenden Geschenk wenn es
aus lieber Hand kommt. Danach braucht's keiner
Betheuerung, wie sehr mir die schöne, geschmackvolle
Tischdecke gefallen hat u. wie dankbar ich Ihnen die
lieben fleißigen Hände dafür küsse. Sie hängt über
dem Sophasisch in meinem Salon u. sie stimmt ganz
in der Farbe zu den rothen Möbeln. Hoffentlich
werden Sie bald selbst die Bereicherung meines Zim-
mers in Augenschein nehmen, das heißt Sie kommen bald
zu uns zurück? Ich sehne mich nach einem vertief-
ten Interessenaustausch – jetzt in den Sorgen für
das Fest wurde mir bei aller dringlicher Thätigkeit
so gewiß öde u. erst unter den Lichterbäumen u.
bei den leuchtenden Augen meiner 118 Kinder³⁹⁵ find
wieder ein Strahl des heiligen Abends in mein
armes Herz. Es ist doch ein herrliches Fest! das
aller Gedanken nur dahin richtet, Andern Freude
zu machen. Rettich³⁹⁶ ist ein gar guter Mensch, den-
ken Sie, er hat den Kindern aus seiner Frauenschule³⁹⁷
einen Weihnachtsabend gegeben, da er erfuhr,
dass sich noch keine neue leitende Frau für die Schule
//

angenommen hat. Er konnte es aber nicht über
sich gewinnen das Weihnachtsfest mit seinen En-
keln zu verleben, sondern verbrachte den Abend
bei Wertheimsteins³⁹⁸, wo ja das entsetzlichste Un-
glück – Wahnsinn u. Tod des Theuersten – jede Äu-
ßerung des Festes verstummen machte.
In unserm Verein giebt's immer noch viel Ge-
schrei u. ein sehr zähes Fortschreiten in der rea-

³⁹⁵ Gemeint sind wohl die ersten Schutzbefohlenen des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins

³⁹⁶ Karl Rettich, Schauspieler und Regisseur, verheiratet mit der Schauspielerin Julie Rettich. Vgl. Deutschmann, W. (1984): „Rettich, Julie“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 9*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 93f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

³⁹⁷ Gemeint ist wohl der Wiener Frauen-Erwerb-Verein

³⁹⁸ Josephine Wertheimstein sowie deren Tochter Franziska unterhielten einen angesehenen Wiener Salon. Josephines Sohn Carl verstarb im Jahr 1866 überraschend und stürzte die Mutter in eine tiefe Depression. Vgl. Rossbacher, Karlheinz (2000): „Von der liberalen Ära zur Jahrhundertwende. Literatur und Bourgeoisie in Wien“, in: Amann, K. (Hg.), *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Wien u.a.: Böhlau, S. 138. Beide Frauen waren außerdem Mitglieder des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 128

len Entwicklung. Heute haben wir, die Bureau-
commission, das Lokal am Körnthnerring n.6
fast ganz hergerichtet gefunden u. wir haben auch
die letzten Anordnungen getroffen, um es am
2. Jän. mit der Nähstube u. dem Vereinsbüro
zu eröffnen. Gott gebe seinen Segen dazu, dass
heißt vor Allem die Gunst des Publikums.
Unter all dem Trubel habe ich doch mit dem
größten Interesse die Affaire Clemenceau ge-
lesen, ein höchst geistvoller Doctrinär ist dieser Du-
mas Fils,³⁹⁹ der nach Darwinscher Analogie, die Tugend
u. das Laster aus den psychologischen Racebedingungen
schält. Anton⁴⁰⁰ ruft zum Thee u. den herzlichsten Glück-
wunsch wiederholt
Ihre treue
Id. Laube

Sign.: H.I.N. 49058, 3 Bl., 6 Seiten

Wien d. 16. Aug. [1867]

Meine theure, liebe Frl. Betty,

wie ein gutes Omen – u. dessen bedarf es jetzt –
begrüßte mich Ihr lieber Brief auf meinem
Schreibtisch, zuerst bei meiner Rückkehr von Fran-
zensbad. Sein Sie bedankt für Ihre freundliche
Erinnerung und sein Sie versichert, dass ich in
wärmster Freundschaft Ihre Gesinnungen er-
widere. Seit unser Haus so traurig verödet
wurde, fürchte ich mich stets nach längerer Ab-
wesenheit vor dem ersten Eintritt in desselben
und dieses Mal erwarteten mich (obendrein) zer-
fahrene äußere Umstände, die auch bis jetzt
nicht ausgeglichen sind. Sie haben sicher von
dem Zwiespalt der zwischen Halm⁴⁰¹ u. Laube gleich

³⁹⁹ *L'affaire Clémenceau*, Roman von Alexandre Dumas fils und Vorlage für das gleichnamige Schauspiel in fünf Aufzügen von Armand d'Artois. Vgl. Marwedel, Rainer (Hg.) (2006): *Theodor Lessing. Nachkritiken. Kleine Schriften 1906-190*. Hg. Marwedel, Rainer. Göttingen: Wallstein, S.87

⁴⁰⁰ Unbekannt

⁴⁰¹ Friedrich Halm, österr. Dramatiker, beschränkte nach seiner Benennung als Intendant der Wiener Hoftheater 1867 den Wirkungskreis von Heinrich Laube als artistischer Direktor, „nämlich die Wahl der Stücke, die Bildung des Repertoires, die Besetzung der Rollen und die Befugnis zu einjährigen

zur Erörterung kam gelesen u. wissen also, dass

//

wir vor einer wichtigen Wendung unseres hiesigen Lebens stehn, wenn Halm auf seinen zuerst gestellten Beschränkungen des Wirkungs und Machtkreises des Direktors des Burgtheaters besteht. Besser ist es jetzt mit Würde abgehn, als in unsicheren Verkehrslinien an kleinlich, ärgerlichem Hader eine gute berechnete Kraft zu zerbröckeln. Noch ist ein, für beide Theile ehrenvoller Ausgleich möglich u. doch weiß ich schon jetzt nicht, was für uns die glücklichere Entscheidung ist, denn solche Verhandlungen lassen gar leicht eine verbitterte Gereiztheit zurück, die ein aufrichtiges Zusammengehn schwer machen. Warum hat sich Halm jetzt da einmengen lassen, (wo) er vor 18 Jahren nicht eintrat, um seine poetische Ruhe u. Freiheit nicht zu gefährden? – Dass mich diese Zustände drücken, begreifen Sie u. dann ist immer wehmüthig zu sehn, wie auch die besten Naturen im Groll sich verirren zur

//

gegenseitigen Ungerechtigkeit. Morgen geht Laube nach Salzburg u. ich würde hier sehr einsam zurückbleiben, denn es ist kein lieber Mensch für mich in ganz Wien im Augenblick, wenn nicht Albert⁴⁰² mit seiner Frau Montag hier einträte, um einen Theil seiner Ferien bei uns zu verleben. Von der Mama habe ich gute Nachrichten, jetzt wird sie wohl schon die Vetterstraße nach Frankfurt eingeschlagen haben, auf der sie Verwandte u. Bekannte in Leipzig, Dresden u. Gotha findet. Sie scheint wohl u. munter zu sein, findet aber doch das Reisen so beschwerlich, dass sie es dies mal für ihre Abschiedsbesuche hält. Über die Pariser Eindrücke erzähle ich Ihnen besser mündlich, wenn es die zufällige Anregung giebt. Der Moment war dort so betäubend geräuschvoll u. überwältigend in den massenhaften Details, dass man es nicht zu einem gesammelten Eindruck brachte. Man ging sich in dem Trubel selbst verloren u. starrte so gewiss ge-

//

Engagements,“(Laube, Heinrich [1868]: *Das Burgtheater*. Leipzig: J.J. Weber. S.479) so Laube. Er trat daraufhin als Direktor zurück. Vgl. ebd., S. 481

⁴⁰² Albert Hänel, Sohn von Iduna Laube aus erster Ehe mit Albert Hänel. Vgl. hierzu das Kapitel „Biografische Fragmente“.

dankenlos in die immer neu treibende Bewegung, wie man auf die sturmbrütende Brandung des Meeres blickt, ohne sich eigentlicher Gedanken bewusst zu werden. Mir hat das alte Paris besser gefallen, obgleich sicherlich die Neuerungen schöner sind. Interessant ist das moderne Leben u. in Paris schießt dies moderne Leben in die höchsten Spitzen auf, aber die erfüllende Vertiefung einer beschaulichen Individualität kommt nicht auf. Mr. De Camors⁴⁰³ schildert in geistvollster Ruchlosigkeit diese schaudervolle Öde der eingesättigten Frivolität. Das ist ein empörend interessantes Buch, man empört sich über das gestachelte eigen Interesse daran u. empört sich, dass die bösesten Züge mit raffinierter Geschicklichkeit den Eindruck der Wahrheit (hegen). In Franzensbad hab ich von Brauns historischen Landschaften⁴⁰⁴ gelebt. Ein bedeutendes Buch als Streitschrift für Brauns kulturhistorische Theorie, staunenswerth als Sichtung eines ungeheuren

//

Materials. Aber eigentlich productives Talent - meine ich – hat der Verfasser nicht, weder im Styl, noch in der Schilderung, noch in der Speculation, er bleibt immer nur Kritiker, er befreit sich nie von seinem Material so weit, um sich darüber schöpferisch zu erheben. Die Landschaft bleibt bei ihm eine Beschreibung der Lokalität und die historische Figur wird durch kritisch erörterte Thatsachen festgestellt, aber nicht zu einer Charakteristik vertieft. Karl d. Große hat mir am besten gefallen, wenn auch der Titel nur eine äußere Zufälligkeit ist.

Dass es Ihnen leidlich wohl geht freut mich sehr, um so mehr bedaure ich die arme Ida⁴⁰⁵, die in nutzlosem Getreibe sich aufopfert, dem armen lebensmüden Vater nicht aufhelfen kann u. die geliebte Mutter sich aufreiben sieht ohne es ändern

⁴⁰³ Feuillet, Octave (1867): *Monsieur de Camors*. Paris: Michel Lévy Frères

⁴⁰⁴ Julius Braun, Kunst- und Literaturhistoriker. 1867 wurde seine Abhandlung „Die historischen Landschaften“ veröffentlicht. Vgl. Urlichs (1876): „Braun, Julius“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 22. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116417919.html?anchor=adb>

⁴⁰⁵ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, bei der die Dichterin ab 1855 lebte. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

zu können. Wir armen Menschen sind eben gar
so machtlos nach Innen u. nach Außen, wenn die
//
elementaren Gesetze des Lebens uns bedrohen.
Drum mag es ganz gut sein, dass uns die kleine
Sorge um das Dasein immer wieder in unsere
Schranken zurückwirft, wo man neben der Haus-
haltung die Vereinsrechnungen führt, eine neue
Köchin einrichtet u. sich um das reinliche Abstau-
ben sorgt. Mit meiner Gesundheit geht es nur
leidlich u. wie die Stimmung Ihres Briefes, lastet
auch auf mir eine Art Niedergeschlagenheit zu
der ich nicht berechtigt bin u. die mir alles so schwer
erscheinen lässt.
Von Ihren Freunden weiß ich nichts zu berichten,
sie sind meist nicht hier. Rettich⁴⁰⁶ war bei uns u. sprach
befriedigt von seiner Reise an die italienischen
Seen, wo er in Stresa Emilie⁴⁰⁷ traf u. ihr ergeben
zustimmte nur ihre Engagementsphantasien weiter
zu leben. Der volle Egoismus bekömmet am Ende
in seiner tapfern Unverschämtheit am meisten recht.
Gott schütze Sie, grüßen sie die Baronin Stein⁴⁰⁸ u.
denken Sie mit so herzinniger Sehnsucht meiner, mit der
Sie erwartet
Ihre treue Freundin
Iduna

Sign.: H.I.N. 49057, 2 Bl., 4 Seiten

Wien, d. 27. Aug. [1868]

Liebe, theure Freundin,

haben Sie den wärmsten Dank für den
herzlichen Ausdruck Ihrer treuen Freund-
schaft, den mir Ihr letzter Brief brachte. Aus

⁴⁰⁶ Karl Rettich, Schauspieler und Regisseur, verheiratet mit der Schauspielerin Julie Rettich. Vgl. Deutschmann, W. (1984): „Rettich, Julie“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 9*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 93f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁰⁷ Emilie Rettich, Tochter von Julie und Karl Rettich. Vgl. Paoli, Betty (1866): *Julie Rettich. Ein Leben und Charakterbild*. Wien: Leopold Sommer, S. 16

⁴⁰⁸ Wilhelmine Freiin von Stein, Porträtmalerin und Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. Althaus, Andrea (2010): *Mit Kochlöffel und Staubwedel. Erzählungen aus dem Dienstmädchenalltag*. Wien u.a.: Böhlau, S. 273 sowie RB 1868, S. 37

vollem Herzen erwidere ich Ihre Zuneigung
 und darum weiß ich, aus der eignen tief
 aufrichtigen Empfindung wie viel wir beide
 durch eine wirkliche Trennung verlieren wür-
 den! – Aber grade auf Sie hoffe ich, wenn
 ich auf Ersatz sinne, den die neu
 zugestaltenden Verhältnisse mir bringen
 können, für das Aufgeben einer tief einge-
 wurzelten Existenz.⁴⁰⁹ Sie werden bald u.
 auf lange zu mir kommen, so bald mein
 Hausstübchen eingerichtet ist. Sie werden
 mir nicht entziehen, was Sie der Fürstin⁴¹⁰ u.
 //

der Sahr⁴¹¹ gewähren und in ihre treue Freundes-
 brust werde ich mein Sehnen u. mein Bangen
 ausschütten und wiederum werden Sie unsere
 neu zu gewinnenden Interessen folgen. Noch
 ist aber die ganze Angelegenheit nicht entschie-
 den, obgleich die Wahrscheinlichkeit jetzt für
 Leipzig spricht. In den nächsten 14 Tagen
 werden die Unterhandlungen vermuthlich so
 weit gedeihen, dass Laube zum entscheidenden
 Abschluss hingeht u. vorher ist nichts sicher, da
 auch dort Laube von gewissen Vorbedingun-
 gen – freilich nur materieller Art – nicht ab-
 geht. Ich bin martervoll getheilten Herzens
 bei der neuen Wendung unseres Geschicks, ich
 muss ein Gelingen der Unterhandlungen wün-
 schen u. wünsche es aufrichtig, denn für Laube
 liegt alles Heil in erneuter Anspannung
 seiner realen Thatkraft, in Auffrischung
 seiner idealen Ziele. In der hier für ihn ver-
 //

⁴⁰⁹ Iduna Laube spricht hier von den Verhandlungen Heinrich Laubes bezüglich einer Anstellung am Stadttheater Leipzig; 1869 übernimmt Heinrich Laube dann tatsächlich die Direktion des Leipziger Stadttheaters und die Laubes ziehen von Wien nach Leipzig. Vgl. Vgl. Hanus (1970): „Laube, Heinrich“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 45 f. Zugriff am 25. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴¹⁰ Karoline Fürstin Bretzenheim, geb. Schwarzenberg, Schwester des Fürsten Felix Schwarzenberg, vermählt mit Ferdinand Fürst Bretzenheim. Betty Paoli verbrachte jeden Sommer einige Zeit bei Fürstin Bretzenheim in Saros-Patak (Ungarn). Vgl. Betteleim, Helene (1908): *Betty Paolis gesammelte Aufsätze*. Wien: Verlag des literarischen Vereins Wien, S. XCII

⁴¹¹ Auguste Sahrer von Sahr, (verehelicht gewesene von Büнау, geb. Gräfin von Einsiedel). Vgl. Matzerath, Josef (2006): *Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763-1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation*. Stuttgart: Steiner, S. 591.

Betty Paoli verbrachte jeden Sommer bei Auguste von Sahr in Dahlen. Vgl. Betteleim, Helene (1908): *Betty Paolis gesammelte Aufsätze*. Wien: Verlag des literarischen Vereins Wien, S. XCII

gifteten Atmosphäre⁴¹² verkäme er in
 Groll u. verwickelte er sich in falsche Pläne. Er ist schon jetzt wieder ganz anders
 heiter u. muthig. Aber ich klebe mehr an
 der Scholle u. hänge sehr fest an denen u. an
 dem, was sie für mich trägt – u. dazu gehört
 ein unendlich theures Grab, wo auch ich aus-
 zuruh'en hoffte.⁴¹³ – Nun zunächst gibt es
 eben arbeiten, äußerlich u. innerlich.
 Mit dem Arbeiten, habe ich bei dem Verein
 einen rüstigen Anfang machen müssen, da ich
 die einzig stätig anwesende Dame hier bin u.
 ich habe sogar die Leitung der Nähstube für 6
 Wochen übernommen. Daneben ist aber nun
 die Handelsschule zu Stand zu bringen, um mit
 1 Otb. beginnen zu können. Schon zwei Sitzun-
 gen habe ich mit den Herren gehabt, morgen in
 einer dritten soll das Programm festgestellt
 werden, um es während des ganzen Septem-
 bers fortwährend auszustreuen. Dr. Schrank⁴¹⁴
 ist als Schulvorstand meine beste Stütze u. be-
 //

währt sich als sachverständig u. werk-
 thätig. Der Zeichenlehrer Hr. Frenstgerger
 war gestern bei der Möbelberathung sehr von
 Nutzen. Diese Vereinsnotizen sind auch für
 Ida⁴¹⁵ bestimmt, damit sie ihrer kommenden Pflichten
 gedenke! Wir müssen zunächst alle zufassen
 um unsere neuen Schulunternehmungen in guten
 Gang zu bringen. Grüßen Sie Ida u. Ernst⁴¹⁶ viele

⁴¹² Friedrich Halm, österr. Dramatiker, beschränkte nach seiner Benennung als Intendant der Wiener Hoftheater 1867 den Wirkungskreis von Heinrich Laube als artistischer Direktor, „nämlich die Wahl der Stücke, die Bildung des Repertoires, die Besetzung der Rollen und die Befugnis zu einjährigen Engagements,“ (Laube, Heinrich [1868]: *Das Burgtheater*. Leipzig: J.J. Weber. S. 479) so Laube. Er trat daraufhin als Direktor zurück. Vgl. Ebd., S. 481

⁴¹³ Sehr wahrscheinlich spricht Laube hier von dem Grab ihres Sohnes Hans, der 1863 verstarb. Vgl. Kapitel „Biografische Fragmente“.

⁴¹⁴ Johann Ferdinand von Schrank, Politiker und Pädagoge. Schrank war einer der Initiatoren des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. Kahl, G. (1997): „Schrank Johann Ferdinand von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 11*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 175 f. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴¹⁵ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, lebte bei der Dichterin ab 1855. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

⁴¹⁶ Ernst von Fleischl-Marxow, Physiologe. Vgl. o. N. (1956): „Fleischl-Marxow Ernst von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d.

tausend Mal u. sagen Sie beiden wie angstvol-
 len, herzlichen Antheil ich an dem bösen Krank-
 heitsanfall genommen. Gott gebe, dass nun
 Alles vorüber u. dass die schönen Sonnenbäder das
 ihrige thun für die vollständige Genesung.
 Also Sie u. Baronin Stein⁴¹⁷ darf ich erwar-
 ten, bald hier zu sehn u. darauf freue ich mich
 sehr! Von unsern Freunden ist fast niemand
 hier u. selbst die Schauspieler wohnen auf dem
 Lande. Dass Sie sich mehr u. mehr mit Littrow⁴¹⁸
 befreunden freut mich, sie gehören sicher zu
 den besten, unter den Guteswollenden. Auch
 diese grüßen Sie u. sagen Sie ihnen wie sehr
 ich beneide mit Ihnen täglich u. innig zu verkeh-
 ren. Gott befohlen, auf Wiedersehn
 Ihre treue Iduna

Sign.: H.I.N. 49049, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig, d. 22 Fbr.1869

Meine liebe theure Betty,

bereits seit drei Wochen sind wir in die neue
 Lebensaufgabe eingetreten, wozu Sie uns Ihre
 herzlichen Glückwünsche bei dem Beginn zu sende-
 ten, außerdem habe ich Ihnen noch den Neujahrs-
 gruß zu erwiedern u. doch finde ich erst heute
 die richtige Stunde Ihnen für Ihre treue Erinne-
 rung zu danken. Grade weil ich in Schreibschuld
 gegen Sie war, habe ich Ihnen vielleicht noch öfter als sonst
 meine Gedanken voll Liebesgrüße u. voll Mitthei-
 lungen adressiert u. meine lahme Hand ist nicht im Stande

Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 328. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb!frames=yes>.

Sohn von Ida von Fleischl-Marxow. Vgl. Brief von Iduna Laube an Betty Paoli vom 2. November, o. A. [1870], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49048, Wienbibliothek

⁴¹⁷ Wilhelmine Freiin von Stein, Porträtmalerin und Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. Althaus, Andrea (2010): *Mit Kochlöffel und Staubwedel. Erzählungen aus dem Dienstmädchenalltag*. Wien u.a.: Böhlau, S. 273 sowie RB 1868, S. 37

⁴¹⁸ Auguste von Littrow-Bischoff, geb. Bischoff von Altenstern, Ps. Otto August, Schriftstellerin. Verheiratet mit dem Astronomen Karl von Littrow. Vgl. o. N. (1971): „Laube, Iduna“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 250 f.. Zugriff a, 14. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb!frames=yes>

selbst mit dem Bleistift alles zu schreiben, was
mich drängt Ihnen zu erzählen oder vielmehr mit Ihnen
zu besprechen. Ich bin hier im manichfachsten Gedränge
von Menschen, von Geschäften u. von Ereignissen doch
sehr einsam geworden. Die Menschen sind mir noch fremd

//

u. ich fürchte die meisten werden mir auch fremd
bleiben, wir sind aus einem andern Kirchspiel⁴¹⁹! Doch
gute u. gescheidte Menschen giebt es überall, drum
soll man es nicht verzagt aufgeben, sich mit ihnen
zurecht zu finden, wenn auch mancher eigensinnige An-
spruch des eigenen Wesens unbefriedigt bleibt. Für die
innerste Erfüllung des Herzens hat man ja die sichern
treuen Freunde in der Ferne – oder in der eigentlichen
Heimath. Schlimmer ist es, dass meine theure Mama
doch dem hohen Alter, in neuer Zeit, ich glaube durch den
Sturz tief erschüttert, geistig arg verfällt. Das alte
treue Herz verliert wohl nichts an Liebeskraft, aber
wenn alle Hilfsmittel des Gedächtnisses entweichen,
so verlieren wir armen Menschenkinder eben das Maß
u. die Form der Dinge u. damit habe ich eine starke
Stütze meines innern Lebens, in ihr verloren. Und
doch steigert sich mit diesen Mahnungen der Vergäng-
lichkeit fast meine Liebe zu ihr, gehoben durch ein unsag-
liches Mitleid mit dieser kindlichen Unbeholfenheit.
Das alles klingt aber im Resümé schlimmer, als es die
einzelnen Momente zur Wahrnehmung bringen
u. in kleinen Zeiträumen der Anregung – z.b. am

//

Kaffeetisch bewundert man noch immer „die
Frische der alten Dame“. – Und nun mein ar-
mer Mann, der ist wohl kräftig u. rüstig – Gott sei
Dank – aber das Geschäft ist bei solch eigner Rührung
doch so riesig groß, dass die künstlerischen Ideale,
wenigstens im Anfang, daran beschattet werden.
Demetrius war wirklich ein gelungener, vielleicht
glänzend zu nennender Anfang u. hat 4 Mal das
Haus gefüllt.⁴²⁰ Aber damit ist er nun – außer der
Masse- für das hiesige Publikum abgethan, denn
auch das Vortrefflichste, wie man z.b., die Auffüh-
rung der Crisen⁴²¹, selbst in Wien, nennen würde

⁴¹⁹ Mit dem Begriff „Kirchspiel“ verwendet Laube ein Sprichwort, das auf eine religiöse Gemeinschaft verweist, aber auch in einem weiteren Sinne den sozialen Aspekt einer Gemeinschaft betont. Vgl. Grimm, J./Grimm, W. (1854): *Deutsches Wörterbuch. Band 11*. Leipzig: Hirzel, Sp. 823-826

⁴²⁰ Am 1. Februar 1869 eröffnete Heinrich Laube seine Direktion des Leipziger Stadttheaters mit dem Dramenfragment *Demetrius* von Friedrich Schiller. Vgl. *Zellner's Blätter für Musik, Theater und Kunst*, 2. Februar 1869, Nr.10

wollen sie nach ein Mal Gesehn mit neuem ersetzt haben. Das kann kein künstlerisch gutes schönes Spiel geben! Vielleicht, dass das Publikum zu besserer Einsicht kommt – aber das Gute wächst langsam u. das Geschäft verlangt raschen Umsatz. Laube entwickelt eine Arbeitskraft, die auch ich bewundere u. er wird hoffentlich sein Ziel erreichen, aber leicht wird es ihm nicht, da natürlich die überall neidische Kritik ungemessene Maßstäbe anlegt, um die Un-
//

kenntnis mit sogenannten Idealismus auszu putzen. – Gesellig kommt man uns von allen Seiten mit dringender Freundlichkeit entgegen, aber wir können von dieser großen Güte nur sehr selten Gebrauch machen, die Zeit giebt es nicht her. Die gewisse Kaffeestunde bleibt für uns die beste Einrichtung u. scheint auch den Leipzigern zu gefallen. Ganz unendlich freue ich mich, wenn der Sommer uns liebe Gäste bringt, zu denen ich Sie sicher zähle. Zunächst aber kommt Ostern u. mit dem Feste Ihr – unser Ernst⁴²², da giebt's wieder einen traulichen Plausch u. Naturwissenschaften als Haut-Goût. Grüßen Sie ihn u. seine Mutter Ida⁴²³, der ich nächstens schreibe, recht herzlich von mir u. von uns Allen. Natürlich will die Mama u. Heinrich Ihnen bestens empfohlen sein. Begierig bin ich auf intime Berichte über die Generalversammlung des Vereins, wer dabei geblieben, wer ihm Vorsteherin geworden? – Vergessen Sie ja nicht, dass meinem liebe Album Ihr Blatt u. ein Wort von Fritz Schwarzenberg⁴²⁴ abgeht. Letzteren em-

⁴²¹ Vermutlich ist hier *Krisen* gemeint, ein Charaktergemälde in vier Aufzügen von Eduard von Bauernfeld. Es erlebte von 1852 bis 1896 insgesamt 97 Aufführungen am Burgtheater. Vgl. Alth, Minna von (1977): *Burgtheater 1776-1976. Aufführungen und Besetzungen von zweihundert Jahren. 2. Bd. Register*. Hg. Österreichischer Bundestheaterverband. Wien: Salzer-Ueberreuter, S. 123

⁴²² Ernst von Fleischl-Marxow, Physiologe. Vgl. o. N. (1956): „Fleischl-Marxow Ernst von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 328. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>.

Sohn von Ida von Fleischl-Marxow. Vgl. Brief von Iduna Laube an Betty Paoli vom 2. November, o. A. [1870], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49048, Wienbibliothek

⁴²³ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, lebte bei der die Dichterin ab 1855. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

⁴²⁴ Friedrich Fürst zu Schwarzenberg, Offizier und Schriftsteller. Vgl. Scheichel, S.P. (2001): „Schwarzenberg Friedrich Fürst zu“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 18 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>.

pfehlen Sie uns. Gott befohlen! Ihre
treue Iduna

Sign.: H.I.N. 49052, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig, d. 15/3, [1869]

Meine threue Betty,

mit der größten Freude las ich
heute in der „Neuen Presse“ über
den glänzenden Erfolg von Lewinskys⁴²⁵
Vorlesung, deren poetisch, tief greifen-
de Eindruck von Ihren schönen Gedich-
ten getragen wurde.⁴²⁶ Und der jetzt
nun unsereins, das solch einen Genuss
werth wäre u. danach lechzt, hierher
nach dem prosaischen Leipzig verschneit!
//

Und zwar mit wirklichem Schnee ver-
schneit seit der März im Kalender
steht, indes mir heute ein Brief der Bur-
ger⁴²⁷ den Stadtpark mit Frühlingsfreu-
den belebt, schildert. Die glücklichen Wie-
ner! Hausse an der Börse, die Ziegler⁴²⁸ am
Burgtheater u. dafür der glückliche Sinn
die Freude zu erndten, wie sie der Mo-
ment reift u. nicht wie die Leipziger vor-
her u. nachher langsam auszurechnen, was

Friedrich war der Sohn von Anna Maria Fürstin zu Schwarzenberg, geb. Gfn. Hohenfeld. Betty Paoli war Gesellschafterin der Fürstin als sie diese auch auf deren Reisen begleitete. Vgl. Fiorioli, E. (2001): „Maria Anna Fürstin zu Schwarzenberg“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 25. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴²⁵ Josef Lewinsky, Regisseur, Schriftsteller und Schauspieler u.a. am Burgtheater. Vgl. Futter (1970): „Lewinsky Josef“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 172. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

⁴²⁶ Josef Lewinsky hielt am 12. März 1869 im Wiener Musikverein eine Vorlesung mit zum größten Teil noch unveröffentlichten Gedichten von Betty Paoli. Vgl. *Neue Freie Presse*, 13. März 1869, Wien, Nr. 1630

⁴²⁷ Hier könnte es sich um Karoline Burger handeln, Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. RB 1881/82, S. 37

⁴²⁸ Hier handelt es sich sehr wahrscheinlich um die Schauspielerin Klara Ziegler, die 1869 am Wiener Burgtheater gastierte. Vgl. Bühler-Dietrich, Annette (2012): *Drama, Theater und Psychiatrie im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Narr Francke Attempto, S. 367

der Spaß kostet. Die Leipziger müssen
recht brav sein, wenn ich sie noch lieben ler-
nen soll, jetzt füllen noch die Wiener mein
ganzes Herz aus, besonders die gewissen
Wiener im Palais Pallavicini⁴²⁹ – die ei-
gentlich keine Wiener sind. Ich hoffe Ernst⁴³⁰

//

packt bald für Leipzig, jeden Tag er-
warte ich die feste Bestimmung seiner An-
kunft. Dafür hätte ich noch einige Anlie-
gen, die Sie ihm vielleicht gütigst aus-
richten. Ich möchte gern 6 pr. Zweiknöp-
fige Handschuh à 1p. vom Handschuhmacher
Becker im Zwettelhof mitgebracht haben
u. zwar 3 Pr. weiße u. 3 Pr. mitteldunkel
[Nicht so hell mittelfarbig wie die letzten
durch Serak(o)sch] meine Nummer kennt man
dort. Ferner wünschte ich mir ein Wiener
Kochbuch fr. Hausmannskost, ausführlich
in der Angabe der Zubereitung u. nicht
bloß ein Massenverhältnis angehend.
Dann gibt alljährlich „Der Merkur“ ein

//

Verzeichnis der Ziehungstage für Vor-
lesung dr. Werthpapiere. Dies Verzeich-
nis möchte ich gern haben, da ich dann
leichter die betreffenden Blätter der
Presse nachsehe, die ich so zuweilen nicht
beachte. Wir freuen uns sehr auf Ernst
u. er soll Ihnen Allen dann sagen, dass
mein Fremdenstübchen zwar klein aber
wohnlich ist u. dass wir sicher auf Ihren
lieben Besuch rechnen. Die Gedichte⁴³¹ sind
sicher bis dahin auch gedruckt u. sollen
uns –vielleicht sogar von Ihren lieben
Stimme gesprochen – wahrhaft erquicken.
Grüßen Sie Ida⁴³², sie soll Ernst vom Ver-

⁴²⁹ Das am Josefplatz in Wien gelegene Palais Pallavicini war im 19. Jahrhundert ein beliebter Veranstaltungsort. Vgl. Fritsche, Victor von (1914): *Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben*. Wien: Gerlach & Wiedling, S. 194 f.

⁴³⁰ Ernst von Fleischl-Marxow, Physiologe. Vgl. o. N. (1956): „Fleischl-Marxow Ernst von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 328. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

Sohn von Ida von Fleischl-Marxow. Vgl. Brief von Iduna Laube an Betty Paoli vom 2. November, o. A. [1870], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49048, Wienbibliothek

⁴³¹ Vermutlich handelt es sich um jene Gedichte, die Betty Paoli 1870 unter dem Titel *Neueste Gedichte* veröffentlichte. Vgl. Paoli, Betty (1870): *Neueste Gedichte*. Wien: Gerold

ein ausführlich erzählen, damit er auch
darüber berichten kann. Auch Lewin-
»sky u. alle fleischelschen Herren⁴³³ grüßt in
Treue ihre Iduna

Sign.: H.I.N. 49051, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig, d. 28/4 69

Liebe Fräulein Betty,

so eben komme ich vom Frühstückstisch, wo ich
den Partezettel⁴³⁴ von Lewinskys⁴³⁵ Tod vorfand u.
der Schreck u. die Trauer treibt mich zu eiligen
Austausch mit gleichfühlenden Freunden.
So rasch, so unerwartet verarmt man u. in
unseren Jahren giebt es keinen Ersatz; das eig-
ene Wesen wird widerspenstig oder wenigstens
interesselos für neue Anknüpfung. Vielleicht
hätte ich ihn, wenn er in (Brünn) lebte u. ich hier gar
verschlagen blieb, auch nie wieder gesehn, aber
so mächtig ist das wirkliche Leben, dass schon
die Gewissheit desselben die Trennung ausfüllt
u das Herz bis zu einem gewissen Grad befrie-
digt. Wir armen Menschen leben von der Mög-
lichkeit, sei diese nun real oder ideal, und der
//

Tod allein stellt uns der Unmöglichkeit
Gegenüber. Recht gönne ich es ihm, dass er
nicht lange gelitten, seine Natur war nicht
für den Schmerz u. für die Entsagung geartet.
Auch er war ein Verwiesener – die ehrenvol-
le Form ändert nicht die Sache. Jedes Falles

⁴³² Ida von Fleischl-Marxow.

⁴³³ Vermutlich sind hier der Sohn von Ida von Fleischl-Marxow, Ernst, sowie ihr Ehemann Karl von Fleischl-Marxow gemeint. Vgl. Jantsch, Marlene (1961): „Fleischl Edler von Marxow, Ernst“, in: *Neue Deutsche Biographie* 5, S. 234 [Onlinefassung]; Zugriff am 02. Mai 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd119493489.html>

⁴³⁴ Todesanzeige, Vgl. „Partezettel“, in: o. N. (o. J.): *Duden* [Onlinefassung]. Zugriff am 11. Mai 2014 unter <http://www.duden.de/rechtschreibung/Partezettel>

⁴³⁵ Hierbei muss es sich um den Beamten und Richter Carl von Lewinsky handeln, der 1869 verstarb. Er verkehrte wie Iduna Laube bei der Salonnière Josephine von Wertheimstein (Vgl. Rossbacher, Karlheinz (2003): *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle*. Wien u.a.: Böhlau, S.108) und muss ein enger Freund Betty Paolis gewesen sein. Eine Briefkorrespondenz zwischen Lewinsky und Paoli ist in der Handschriftensammlung der Wienbibliothek erhalten.

ist ein feiner Geist dahin geschieden, wie weit
sein Charakter gefestigt, habe ich nie recht er-
gründet, ich weiß nur, dass er sich treu inte-
ressierte für die Menschen, die ihm zusagten,
ob er sie auch liebte, weiß ich nicht. Für Sie,
liebe Freundin, ist dieser Verlust eine schmerz-
hafte Lücke in Ihrem Leben, Sie verkehrten
ja zusammenhängend u. intim mit ihm. Im-
mer stiller, immer einsamer wird die Stra-
ße! - Drum soll man sich mit denen, die man
liebt möglichst oft gesellen u. so mahne ich Sie
an Ihr Versprechen, uns bald hier zu besuchen.
//

Ernst⁴³⁶ hat Ihnen sicher ausgerichtet, dass
wir vermuthlich von Mitte Juni bis Mitte
Juli die Bäder besuchen wollen, so im Sep-
tember erwarte ich die Kieler⁴³⁷ zum Ferien-
besuch. Also von Mitte Juli bis in den Septem-
ber stellte sich ein Zeitraum von 8 Wochen
heraus, wo sich Ihr Besuch herrlich einschieben
würde, auch träte ich damit den Rechten der
Saar⁴³⁸ auf den Vorsommer u. denen der Bretzenheim⁴³⁹
auf den Herbst nicht zu nahe. Mein Frem-
denstübchen liegt nach Norden u. wird hoffent-
lich nicht unverschämt heiß sein.

D. 29.

Da wurde ich gestern durch den Besuch von (Ham-
rowitz⁴⁴⁰) – Schwiegervater Dr. Arneth's⁴⁴¹ – unterbro-
chen, dann empfing ich Ihren Brief, auch einen Schmer-
zensschrei. Nur das eine erfreuliche habe ich heraus
gelesen, dass Sie sicher – so sicher als eben menschliche

⁴³⁶ Ernst von Fleischl-Marxow, Physiologe. Sohn von Ida von Fleischl-Marxow und Karl von Fleischl-Marxow. Vgl. o. N. (1956): „Fleischl-Marxow, Ernst von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1.* Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 328. Zugriff am 02. Mai 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴³⁷ Iduna Laube spricht hier vermutlich von ihrem Sohn Albert Hänel und seiner Frau. Hänel arbeitete als Jurist und Politiker vor allem in Kiel. Vgl. Scheyhing, Robert (1966): „Hänel, Albert“, in: *Neue Deutsche Biographie* 7, S. 441 [Onlinefassung]. Zugriff am 25. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118700200.html>

⁴³⁸ Auguste Sahrer von Sahr, (verehelicht gewesene von Büнау, geb. Gräfin von Einsiedel). Vgl. Matzerath, Josef (2006): *Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763-1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation.* Stuttgart: Steiner, S. 591.

Betty Paoli verbrachte jeden Sommer bei Auguste von Sahr in Dahlen. Vgl. Betteleim, Helene (1908): *Betty Paolis gesammelte Aufsätze.* Wien: Verlag des literarischen Vereins Wien, S. XCII

⁴³⁹ Karoline Fürstin Bretzenheim, geb. Schwarzenberg, Schwester des Fürsten Felix Schwarzenberg, vermählt mit Ferdinand Fürst Bretzenheim. Helen Bettelheim schreibt, dass Betty Paoli jeden Sommer einige Zeit bei Fürstin Bretzenheim in Saros-Patak (Ungarn) verbrachte. Vgl. Betteleim: XCII.

⁴⁴⁰ Unbekannt

⁴⁴¹ Vermutlich Dr. Franz Ritter von Arneth, außerordentliches Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. RB 90/91, S. 129

Vorhaben sind, den Sommer zu uns kommen. Über
den Zeitpunkt, der Ihnen zu passen scheint, habe ich oben
//

geschrieben u. so wiederhole ich nur die Bitte uns
die Zeit des Aufenthalts nicht zu kurz zu bemessen.
Vielleicht könnten wir dann ein gutes Buch zu-
sammen lesen, hoffentlich vor Allem Ihre neuen
Gedichte⁴⁴². Es ist ein so anregendes u. zugleich bin-
dendes Interesse in irgend einer geistigen Ver-
tiefung zusammen zu treffen. Meine Lectüre
(irrlichert) hier arg, mir fehlt der Berater
bei der Wahl. Wenn Sie Valdeck⁴⁴³ sehen, grüßen
Sie ihn u. fragen Sie ihn, was ich lesen soll, er wuß-
te mir früher so sicher das Richtige zu bezeichnen.
Überhaupt mir fehlen hier noch die Vertrauens-
menschen, Weib wie Mann u. so fliegt meine Sehn-
sucht immer zu den Wiener Freunden, aber dabei
ist ganz eigen, ich wünsche mir nicht nach Wien
zu reisen. Es liegt mir wie ein verlorenes Glück
in der Seele, dass ich nicht mehr in Wien heimisch
u. vielleicht darum scheue ich es fast, als Fremder nach
Wien zu gehen. Empfehlen Sie mich Schwarzenberg⁴⁴⁴
u. grüßen Sie herzlichst Ihre Hausgenossen.
Mit treuer Freundschaft
Ihre Iduna
Die Meinigen grüßen herzlichst.

⁴⁴² Vermutlich handelt es sich um jene Gedichte, die Betty Paoli 1870 unter dem Titel *Neueste Gedichte* veröffentlichte. Vgl. Paoli, Betty (1870): *Neueste Gedichte*. Wien: Gerold

⁴⁴³ Vermutlich Rudolf Wagner, Publicist und (Theater-)Kritiker unter dem Pseudonym Rudolph Valde(c)k. Heinrich Laube kannte und schätzte den Kritiker. Vgl. Hoyer, Egbert Ritter von (1896): „Wagner, Rudolf“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd130169412.html?anchor=adb>

⁴⁴⁴ Vermutlich Friedrich Fürst zu Schwarzenberg, Offizier und Schriftsteller. Vgl. Scheichel, S.P. (2001): „Schwarzenberg Friedrich Fürst zu“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 18 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

Friedrich war der Sohn von Anna Maria Fürstin zu Schwarzenberg, geb. Gfn. Hohenfeld. Betty Paoli war Gesellschafterin der Fürstin als sie diese auch auf deren Reisen begleitete. Vgl. Fiorioli, E. (2001): „Maria Anna Fürstin zu Schwarzenberg“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 25. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

Sign.: fehlt, 2 Bl., 4 Seiten

Franzensbad, d. 16 Juni [1869]

Goldnes Kreuz

Theure Betty,

seit zwei Tagen bin ich hier u. selbst in der ruhigeren
Muse hier, müssen Sie mir den Bleistift gestatten,
soll ich mit hingebendem Behagen schreiben. Ihr lieber
Brief vom 25 Mai, der neben mir liegt, verspricht mir
zwar sicher Ihren ersehnten Besuch, ist aber unbestimmter,
als früher, über den Zeitpunkt desselben u. das möchte
ich bald in's Klare bringen. Dass der arme Fürst Fritz⁴⁴⁵
einen so langsamen Todesweg durchmachen muss, ist recht be-
dauerlich, aber vielleicht weniger für ihn, als für seine
Freunde, die den alten Baum poetischer vom Winde bre-
chen sähen, als von innen heraus verfaulen. Vermut-
lich ist jetzt die erwartete Grf. Schaaffgotsche⁴⁴⁶ in seine
Krankenpflege mit eingetreten, wenn sie ihn nicht
zum Übersiedeln nach Preßburg vermögen konnte u.
Sie haben die Freiheit, mit guten Gewissen für Ihre
Sommerfrische zu sorgen. Nun halte ich zwar weder
Sachsen, noch Leipzig für besonders frisch im Sommer,
aber desto mehr Erquickliches traue ich meiner Liebe für
Sie zu u. der Freude von uns Allen Sie bei uns zu sehn.
Eine hübsche Wohnung, einen allerliebsten Gärtchen mit
//

Bitte um Verzeihung!

Sommerhäuschen u. Springbrunnen, freien Blick
u. frische Luft, die über die Bäume des Johannistals
streifen haben wir u. Sie könnten ganz bequem
irgend eine (Brunnenkur) bei uns trinken. Den
15-16 Juli sind wir beide sicher wieder in Leipzig
u. von da ab, ist mir der nächste Termin Ihrer An-
kunft der liebste, damit Ihr Besuch nach Wochen be-
rechnet werden kann, bevor auf der Scheide zwischen
August und September meine kieler Kinder⁴⁴⁷ bei uns

⁴⁴⁵ Friedrich Fürst zu Schwarzenberg, Offizier und Schriftsteller, starb am 6. März 1870 in Wien. Vgl. Scheichel, S.P. (2001): „Schwarzenberg Friedrich Fürst zu“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12.* Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 18 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

Friedrich war der Sohn von Anna Maria Fürstin zu Schwarzenberg, geb. Gfn. Hohenfeld. Betty Paoli war Gesellschafterin der Fürstin als sie diese auch auf deren Reisen begleitete. Vgl. Fiorioli, E. (2001): „Maria Anna Fürstin zu Schwarzenberg“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12.* Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 25. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁴⁶ Unbekannt

eintreffen könnten. Doch ist darüber noch gar nichts bestimmt. Also überlegen Sie, entscheiden Sie! Laube ist mit mir zugleich am Sonntag nach Karlsbad gereist, wohin er auch Heller⁴⁴⁸ unter Vormundschaft mitgenommen, da dessen Arzt mit Einhaltung der Diät dieses eingreifendere Bad, als Marienbad, für Heller als sehr heilsam erachtet. Sie wissen, dass Heller wegen einer bösartigen Eiterung, an der Lippe operiert wurde. Sein Bart deckt so vollständig diesen Schaden, dass er äußerlich so unverändert erscheint, als er innerlich luftig u. frisch geblieben. Das ist eine glückliche, leichtlebige Natur, die grade Vertiefung genug hat, um ein guter u. treuer Freund zu sein, ohne sich deshalb für fremde Schmerzen tief greifend einzusetzen. Er war 10 Tage bei uns u. wir lebten manche frohe Stun-
//

de zusammen, wenn auch grade auf diese Zeit die trüben Schatten von vor 6 Jahren fielen.⁴⁴⁹ Nun sind ----- Da trat Frau Luise Tauber⁴⁵⁰ bei mir ein u. es ist über dem Baden, Speisen, Schlummern u. einem langen Besuch der Unterhaltung bedürftigen Excellenz Seckendorf⁴⁵¹ Abend geworden, ohne dass der fleißige Regen nachgelassen hätte. Die Fr. Tauber hat mit allem guten Willen doch wenig eigentliche Berührungspunkte mit mir, weder in der Wahrhaftigkeit der geistigen Interessen, noch in den gesellschaftlichen Beziehungen u. der Lebensrichtung. Sie ist eine ganz gescheidte u. wohl auch tüchtige Frau u. doch komme ich im Gespräch mit ihr nie zu der Befriedigung eines gegenseitig berechtigten Gegensatzes oder eines individuell begründeten Ausgleichs der Ansichten. Da lobe ich mir die Wiener von vo-

⁴⁴⁷ Iduna Laube spricht hier vermutlich von ihrem Sohn Albert Hänel und seiner Frau. Hänel arbeitete als Jurist und Politiker vor allem in Kiel. Vgl. Scheyhing, Robert (1966): „Hänel, Albert“, in: *Neue Deutsche Biographie* 7, S. 441 [Onlinefassung]. Zugriff am 25. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118700200.html>

⁴⁴⁸ Vermutlich Wilhelm Robert Heller, deutscher Erzähler, Publizist und Kritiker. Vgl. Kneschke (1880): „Heller, Wilhelm Robert“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116686928.html?anchor=adb>

Heller traf 1840 auf Heinrich Laube, dem er zeitlebens freundschaftlich verbunden blieb. Vgl. Fiedler, Frank/Fiedler, Uwe (Hg.) (2014): *Lebensbilder aus der Oberlausitz*. 6. Aufl. Norderstedt: Books on Demand, S. 101

⁴⁴⁹ Iduna Laube spricht hier wohl von ihrem 1863 verstorbenen Sohn Hans aus erster Ehe. Vgl. Kapitel „Biografische Fragmente“.

⁴⁵⁰ Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. RB 1868, S.38

⁴⁵¹ Vermutlich Eduard Christoph Ludwig Karl Freiherr von Seckendorf-Gudent, Schriftsteller, Übersetzer, Dichter und arbeitete im Staatsdienst. Er verunglückte 1875 in Ludwigsburg beim Aussteigen aus einem Wagon. Vgl. Brümmer, Franz (1891): „Seckendorf, Eduard“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*. [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd104070005.html?anchor=adb>

riger Woche, das war wirklicher Jubel des Wiedersehens mit der Bognár⁴⁵², Förster⁴⁵³ u. Krastel⁴⁵⁴, nicht fertig wurde ich mit Fragen, sie mit Erzählen. Dazu kam noch die Eitelberger⁴⁵⁵, die zwei Tage hier bei Roscher⁴⁵⁶ zum Besuch war u. alle meine intimsten Vereinsinteressen mit dem größten Eifer befriedigte. Ich bin der braven Frau recht gut. Merk-
→ Rest fehlt

Sign.: H.I.N. 49046, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig, d. 5/5 [1870]

Theure Betty,

nicht allein auf Ihre Mahnung um eine baldige Antwort, sondern vielmehr in der Freude meines Herzens endlich einen Zeitpunkt für Ihren lieben Besuch zu haben antworte ich sogleich: Seien Sie uns Tausendmal Willkommen! – Aber auch füge ich gleich die Bitte bei, den Tag Ihrer Ankunft bei uns nicht weiter hinausschieben als auf d. 15 od. 18. dieses ›Monats‹. Laube, der sich ungewöhnlich auf Ihre Anwesenheit in unserem Hause freut, muß in der
//
ersten Juniwoche nach Karlsbad, da

⁴⁵² Vermutlich Friederike Bognár, Schauspielerin. Von 1855 bis 1872 war sie am Burgtheater engagiert. Vgl. o. N. (1954): „Bognár Friederike“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 99. Zugriff am 14. Mai 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁵³ Vermutlich August Förster, Bühnenleiter, Regisseur und Schauspieler. Heinrich Laube verpflichtete Förster 1858 dem Burgtheater, wo er 1860 Hilfsregisseur und 1870 wirklicher Regisseur wurde. Vgl. o.N. (1956): „Förster August“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 332. Zugriff am 25. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁵⁴ Vermutlich Friedrich (Fritz) Krastel, Schauspieler und Schriftsteller. 1864 holte Heinrich Laube Krastel zu einem Gastspiel ans Burgtheater, wo er ein Jahr später ein festes Engagement erhielt. Vgl. Futter (1968): „Krastel Friedrich“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 4*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 214. Zugriff am 21. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁵⁵ Jeanette von Eitelberger-Edelberg. Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins Vgl. o. N. (1956): „Eitelberger-Edelberg, Jeanette von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 239. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁵⁶ Unbekannt

in den ersten Tagen des Juli das Gastspiel
 der Baudius⁴⁵⁷ hier beginnt u. so bitte ich,
 ihm die Erquickung Ihrer Gegenwart
 nicht zu schmälern. Ja, er meinte Schließ-
 brunnen sei so viel wirksamer an der
 Quellle, dass es sehr zu überlegen wäre,
 ob Sie nicht mit nach Karlsbad gehen sollten
 um dann die Nachcur noch einige Wochen
 bei uns im Hause abzuwarten. Wir
 wohnen hier ganz im Freien, haben
 einen Garten um' s Haus u. eine ganz
 abgesonderte Gartenabtheilung mit festem
 Pavillon für uns allein, wo man Luft
 u. einsame Morgenstunden genießen kann,
 //

ganz zur Nachcur geeignet. Doch miß-
 verstehen Sie diesen Vorschlag ja nicht als
 wollte ich damit die Zeit ihres Besuchs
 verrücken, sondern nur mein Recht auf
 Ihre längere Anwesenheit in unserem
 Hause hoffentlich damit fest zu stellen.
 Was wollen Sie im Juli in Wien mach-
 chen u. Ida⁴⁵⁸ schrieb für diesen Sommer
 getheilte Pläne zu haben, da die Söhne
 u. die alte Mutter nach verschiedenen
 Seiten sie in Anspruch nehmen. Also
 kommen Sie Mitte dieses Monats zu
 uns, sehen Sie sich unsere Zustände an
 u. hoffentlich lassen sich damit weitere
 Pläne entwickeln. Der liebe Gott ist
 //

treu in seinen Gesetzen u so muss
 Sommer werden wenn auch noch der
 Mai gar frostig sich gebehrt. Die
 Messe⁴⁵⁹ ist mit dem 16 zu Ende, auch ist

⁴⁵⁷ Auguste Wilbrandt-Baudius, Schauspieler u.a. am Burgtheater. Vgl. o.N. (2010): „Wilbrandt-Baudius, Auguste“, in: *Ein Lexikon. Autobiographien von Frauen*. Wien u.a.: Böhlau, S. 929.

Baudius kommt im Juni 1870 zu einem Gastspiel nach Leipzig, wo sie als „Käthchen von Heilbronn“, Elsa in „Moderne Jugend“ und als Louise in „Die Eifersüchtigen“ auf der Bühne steht. Sie verlässt Leipzig aufgrund der politischen Wirren. Vgl. Perels, Martin (Hg.) (1870): *Die deutsche Schaubühne. Organ für Theater, Musik, Kunst, Literatur und sociales Leben*. Heft 1 und 2. Leipzig: Oskar Leiner, S. 90

⁴⁵⁸ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, lebte bei der die Dichterin ab 1855. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: *Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebl?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

⁴⁵⁹ Vermutlich spricht Iduna Laube von der Leipziger Messe. Im Jahr 1497 und 1507 erhielt die Messe der Stadt Leipzig das kaiserliche Privileg, was sie somit vor der Konkurrenz der Nachbarn schützte und

sie so schlecht, dass sie selbst die innere
Stadt nur wenig belebt, hier in der Störings-
straße ist es still wie immer u. auch
die Theatercasse bleibt verödet.
Wie viel habe ich zu hören von Ihnen
von Wien, wie viel mit zu theilen aus
dem lang verschlossenen Herzen, wie
viel zu klären, was mir ungesichtet
im Gemüthe liegt. Auch die Mama
freut sich unendlich auf Ihren Besuch.
Eine Zeile sagt uns noch wenn wir Sie
von der Bahn holen sollen. In inniger
Treue Ihre Iduna

Sign.: H.I.N. 49047, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig d. 7. Juni, [1870]

Liebe, theure Betty,

jetzt vermuthe ich Sie ganz sicher in Wien
u. da drängt es mich der treuen Theilnehmerin
in den Tagen der Crisis auch die weitere Ent-
wicklung der Dinge mit zu theilen. Sie verlie-
ßen uns am Vorabend der Seidelschen Wahl-
schlacht in der Abgeordneten-Versammlung,
die Seidel⁴⁶⁰ einstimmig verwarf u. auf die Aus-
schreibung eines Concurses für die Direktor-
stelle drang. Also Wochen der Verschiebung wur-
den damit angenommen. Allein damit stellte
sich auch die Nothwendigkeit heraus, die Theater-
leitung interimistisch weiter zu führen, wenn
der neue Direktor nicht vis à vis de rien ge-
stellt sein sollte. Denn die Schauspieler müssen
//

Leipzig zur führenden deutschen Handelsstadt machte. Vgl. Michael North (Hg.) (2000): *Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Ein Jahrtausend im Überblick*. München: Beck, S.159 f.

⁴⁶⁰ Im Juni 1870 musste Heinrich Laube das Stadttheater Leipzig verlassen, da der Stadtrat den Opernregisseur Louis Seidel als Nachfolger gewählt hatte. In der Wiener Zeitung *Blätter für Theater, Musik und Kunst* vom 24. Juni 1870, Nr. 50, heißt es: „[N]ach Ablehnung der Propositionen des Consortiums unter Anerkennung der gemeinnützigen Gesinnungen der betreffenden Herren bestimmte sich der Rath in seiner vorgestrigen Plenarsitzung für Verpachtung der beiden Stadttheater bis Ende 1876 an Hr. Opern-Regisseur Seidel [...]. Fast sämmtliche Mitglieder des Schauspielerpersonals in Leipzig haben Hr. Director Laube zum Andenken an seine Direction in Leipzig als Geschenk eine silberne Gedenktafel übergeben, auf welcher die Namen von dreiundzwanzig Mitgliedern verzeichnet sind [...].“

gezahlt werden u. trotzdem war die Gefahr,
dass die besseren Mitglieder in den 4 Wochen
andere Engagements suchten u. fanden.
So versprach denn Laube die Direktion des
Theaters in dieser Interimszeit – bis läng-
stens 9 Juli – fort zu führen, wenn man
ihm dagegen zusicherte, dass dem neuen Di-
rektor als Bedingung gestellt würde das
Inventar mit 40 000 rs zu übernehmen.
Der Rath genehmigte diesen Ausweg u. nun
dirigirt Laube das Theater im Auftrag
des Rathes u. da er glücklicher Weise die
Mitglieder noch nicht formell entlassen hat-
te u. diese mit Laube ihre Contracte abge-
schlossen haben, so können sie vor seinem Ab-
gang nicht anders über sich verfügen. Natür-
lich verschob das unsere Badereise u. Heller⁴⁶¹ ist
heute, nachdem er 3 Tage bei uns verweilte
//

allein nach Karlsbad abgereist. Das Ver-
hältnis ist somit in feste Linien eingetreten,
aber die Endentscheidung eigentlich nicht weiter
vorgerückt, als sie es bei Ihrer Abreise
war.

D.8.

So weit hatte ich gestern geschrieben u.
heute am Kaffeetisch erhielt ich Ihren lieben Brief
für den ich herzlich danke. Seit dem 1. Feier-
tag spielt man wieder, im nun so schnell repa-
rirten neuem Hause u. dies u. eine Menge
Klatschnachrichten – wenn selbst nur als Symp-
tom wahr u. beachtenswerth – erleichtern mir
sehr meine schweren Sorgen des Umzugs, indem
sie meine Scrupel über die Nothwendigkeit zer-
streuen. Das Wiener Logis ist zwar eine
Hauptfrage, doch werde ich auch damit ergebe-
ner in augenblicklich ungünstige Eventualitä-
ten. Vermutlich können wir selbst, erst im (Juli)
uns in Wien umschauchen u. die Badereise rückt
//
in noch spätere Zeit. Leider haben (Czer-

⁴⁶¹ Vermutlich Wilhelm Robert Heller, deutscher Erzähler, Publizist und Kritiker. Vgl. Kneschke (1880): „Heller, Wilhelm Robert“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116686928.html?anchor=adb>
Heller traf 1840 auf Heinrich Laube, dem er zeitlebens freundschaftlich verbunden blieb. Vgl. Fiedler, Frank/Fiedler, Uwe (Hg.) (2014): *Lebensbilder aus der Oberlausitz*. 6. Aufl. Norderstedt: Books on Demand, S. 101

maks⁴⁶²) unser hiesiges Logis nicht bekommen,
da es ein reicher Banquier von Michaelis
an auf 5 Jahre gemiethet hat. Damit sind wir
auch unerbittlich an diesem Termin hinaus ge-
wiesen. Na, wie Gott will!
Wie Sie, leidet die Mama seit ihrer Abreise
an einem heftigen Husten, ja sie fühlte sich
heute so angegriffen, dass sie im Bett blieb.
Doch hat sie gar keine Schmerzen dabei u. noch
scheint mir nichts beängstigend. Auch Laube war
in den letzten Tagen nicht recht wohl, doch geht's
ihm heute besser. Ich bin wohl u. halte mit bei-
den Händen meine Tapferkeit zusammen u. zwingen
mich über den Strudel hinweg auf ruhigere Zei-
ten zu hoffen. Die liebe Ida⁴⁶³ grüßen Sie herz-
lichst, sie soll sich schonen u. machen dass sie gen
Süden kommt. Dem neuen Vater meinen Glück-
wunsch! Gott befohlen! Stets Ihre treue
Iduna

Sign.: H.I.N. 49048, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig; d. 2. Novbr. [1870]

Meine theure, liebe Betty,

grade zwei Monate sind es, seit ich Ihren letz-
ten Brief erhielt, damals sprachen Sie nur von Sommer-
freuden u. seitdem ist hier, vorzeitig ein gar-
stiger Winter eingebrochen. Die grauen No-
vembertage sind in einem Krankenzimmer
ganz besonders düster! Meine Mama liegt
seit 14 Tagen zu Bett u. in der ersten Zeit war
ich sehr besorgt um sie, obgleich – oder vielmehr
weil keine Symptome einer nennbaren Krank-
heit sich zeigten. Eine Fiebercrisis, die bei alten
Leuten so selten ist, scheint aufgeräumt zu ha-

⁴⁶² Unbekannt

⁴⁶³ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, bei der die Dichterin ab 1855 lebte. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

ben u. sie laborirt nur noch an Entkräftung,
die zwar sehr langsam, aber doch täglich sich
mindert. Also eine drohende Wetterwolke, die
hoffentlich an uns vorüberzieht. Dabei bin ich
//

aber deutlich eine geworden, wie auch an
mir –geistig u. körperlich – die letzten sieben
Jahre gezehrt haben. Was konnte ich an
Hansens Krankenbett aushalten u. wie mür-
be fühle ich mich jetzt. Es ist eben bald Schla-
fenszeit, wenn man auch im Drange anre-
gender Arbeit selten daran denkt.
Also in ungefähr zwei Monaten, so lau-
tet die Verheißung ihres Briefs, dürfen wir
Ihren lieben Besuch erwarten. Zögern Sie ja
nicht mit der Erfüllung unserer Bitte, nichts
verschieben, den gegebenen Augenblick aus-
nutzen heißt die Weisheit meines Alters.
Da Sie keine passionierte Theatergeherin sind
haben wir Ihnen nicht viel zu bieten außer
uns selbst u. Ihrem Genüge uns eine erquicken-
de Freude zu gewähren. Diese geistige
gemüthliche Anregung für Andere ist Ihre
//

Mission. Ich freue mich unendlich darauf von
Ihnen wieder literarisch an niveau eines anstän-
digen Menschen gehoben zu werden, ich ver-
dumme ganz in realen Geschäften, ohne Zeit
für Lektüre.

d. 3.

Wieder einen Tag älter ist das Blatt geword-
den! Wenn – hoffentlich bald, die eigne Anschau-
ung Ihnen zeigt, welche manichfachen Ansprüche
an meine Zeit gemacht werden, so werden Sie
begreifen wie viel mir am Verkehr mit meinen
Wiener Freunden liegt, da ich auch den ferner-
stehenden zweitweise einen Gruß schreibe.
Damit komme ich aber aus den Schulden (nicht)
heraus, selbst mit den Liebsten. Ernst⁴⁶⁴ aber
habe ich eilig gratuliert, es hat mich unendlich ge-
freut, dass er sich so glänzend bewährt hat u.
dass die theure Ida⁴⁶⁵ erntet, was ihre pflichttreue

⁴⁶⁴ Ernst von Fleischl-Marxow, Physiologe. Sohn von Ida von Fleischl-Marxow und Karl von Fleischl-Marxow. Vgl. o. N. (1956): „Fleischl-Marxow, Ernst von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 328. Zugriff am 02. Mai 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

Mutterliebe so unermüdet säet.⁴⁶⁶ Wir standen nicht
auf dem Domplatz in Salzburg, als uns dieselbe
//

glänzende Siegesbotschaft von Hans beglückte
u. die Mutterliebe in hochfliegenden Plänen
aufflackerte u. nun deckt all die vorgegriffene
Herrlichkeit ein fernes Grab.⁴⁶⁷ Und doch sollte
man dem Schicksal am meisten für die unerfüllten
Hoffnungen danken, sie wurzelten in dem ungetrübten
Glauben an Glück u. sie gaben reinere Freude,
als die stets märkelnde⁴⁶⁸ Realität der Erfüllung.
Aber etwas äußere Glückserfüllung braucht man
doch auch im Leben u. so sage ich Ihnen, dass es
uns hier ziemlich gut geht, selbst die wenn u. abers
mit eingerechnet. Laube ist sehr beschäftigt u. hat
faktisch keine Zeit zu grübelnden Vergleichen. Auch
hat er das glückliche Naturell in seinem eigenen
Kraftaufwand die Erfüllung seiner Ziele zu empfinden.
Kommen Sie u. sehen Sie selbst das ist der lebhafteste
Wunsch Ihrer Sie herzlich liebenden

Iduna

Nur ein Stimmungsbrief würde mein realer Gatte
mir vorwerfen!

Sign.: H.I.N. 49061, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig, d. 20 Dzb. [1870]

Liebe theure Freundin,

empfangen Sie den innigsten Dank für Ihre
herrliche Geburtstagsgabe! Das Buch kam
wirklich am 13. an und gleich durch die zuerst

⁴⁶⁵ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, lebte bei der die Dichterin ab 1855. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

⁴⁶⁶ Vermutlich spricht Iduna Laube hier von der Promotion von Ernst von Fleischl-Marxow, die 1870 stattfand. Vgl. o. N. (1996): „Fleischl von Marxow, Ernst“, in: A. Kreuter (Hg.), *Deutschsprachige Neurologen und Psychiater*. Bd. 1. München: Saur, S. 351

⁴⁶⁷ Der Sohn der Laubes, Hans, starb 1863. Vgl. dazu Kapitel „Biografische Fragmente“.

⁴⁶⁸ Feilschen. Vgl. „Märkeln“, in: Grimm, J./Grimm, W. (1854): *Deutsches Wörterbuch. Bd. 12*, Leipzig: Hirzel, Sp. 1637-1638

aufgeschlagene Widmung standen die zwei
liebsten Gestalten wie in Wien neben mir.
„Inmitten all der Larven Euch gefunden,
Ich nenn' es meines Lebens höchsten Segen!“,
sage auch ich und blicke dankend auf ein langes
Leben zurück, das mir der Verkehr mit edlen
u. begabten Menschen verschönte u. bereicher-
te. Habt dafür Dank, Ihr Lieben!
Gestern u. Vorgestern verlebten Mama
u. ich ein paar stille Abende im heimlichen Zimmer
der Mutter mit dem Vorlesen Ihrer Gedichte, die
uns wie in besten Stunden aus der Seele

//

geschrieben anmutheten u. wir prei-
sen die glückliche Feder dem schönen,
wahrhaftigen Herz. Sie wollen wissen
welche einzelne Gedichte mir die liebsten
sind, das weiß ich selbst noch nicht, weil sie
in einem seelischen Zusammenhang ein viel-
bewegtes Menschensein enthüllen, das noch
ringend oder wehmüthig singend, an reichen
Erinnerungen dahingleitet. Aber eines hat
mich persönlich besonders getroffen, weil es
meiner Empfindung – natürlich in poetischer Er-
höhung – so ganz entspricht, das ist, wie im Alter ein
überlegenes Mitleiden mit dem einzelnen
Menschenkind u. dessen selbstverschuldetem
Weh, an die Stelle tritt, wo in feuriger
Jugend die idealen Ansprüche an die Mensch-
heit hausten u. das Mögliche zerzausten.
Die Weisheit im Gewand der Poesie ist die
schönste Gabe der Erfahrung – ich danke Ihnen.

//

Auch die Meinen hatten reichlich für
Freude gesorgt, an dem Geburtstagsmor-
gen, der freundlich in Blumen prangte.
Meine Mama kam wieder zum ersten Mal
zum Frühstückstisch u. gilt seitdem als
ganz genesen, obgleich ein kleiner Rückschritt
ihres Wesens nicht wegzuleugnen ist.
Auch Albert⁴⁶⁹ war von Berlin zugereist, um
vorherigen Sonntag mit uns zu sein
da eine wichtige Sitzung im Reichstag sei-
ne Rückkehr in der Montags-Nacht erheischt-

⁴⁶⁹ Albert Hänel, Sohn von Iduna Laube aus erster Ehe mit Albert Hänel. Vgl. hierzu das Kapitel
„Biografische Fragmente“.

te. Abends – des Montags – gab es die all-
jährige Gedächtnisfeier Gellerts, wo-
bei man Gottsched⁴⁷⁰ u. Gellert⁴⁷¹ spielte u. mit
einem sinnigen Epilog die keuschen Vorzüge
des vaterländischen Dichtens pries. Nur
mein Geburtstag wäre ein schön verleb-
ter Tag gewesen, hätte er mich nicht die Wie-
ner Heimath sehnüchtig vermissen lassen.

//

Wo die liebsten Menschen weilen, ist die
Heimath u. hier sind wir noch Fremde.
Der theuren Ida⁴⁷² hab ich drei Briefe zu be-
antworten u. die nächste freie Stunde ge-
hört ihr, aber zunächst bringen Sie ihr mei-
ne dankbaren Grüße.
Die Hauptsache ist für uns jetzt die Fra-
ge nach Ihrem Kommen, wir freuen uns
Alle unendlich darauf. Ich vergäbe es Fr.
v. Sahr⁴⁷³ nie, wenn sie uns durch verzögerte
Rückkehr dabei in Verlust brächte! Manch-
mal will mich wohl der Scrupel beschleichen.
Was Leipzig Ihnen bieten soll? U. wie es
Ihnen eben genügen muss uns eine wahre Er-
quickung bringen zu können. Wie viel
haben wir zusammen durchzusprechen!
Jetzt Gute Nacht, eben schlägt es Mitter-
nacht. In freudiger Hoffnung auf baldiges
Wiedersehn Ihre treue
Iduna.

⁴⁷⁰ Johann Christoph Gottsched, Literaturreformer, Dichter und Poetiker. Vgl. Wölfel, Kurt (1964): „Gottsched, Johann Christoph“, in: *Neue Deutsche Biographie* 6, S. 686-687 [Onlinefassung]; Zugriff am 09. Mai 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118541013.html>

⁴⁷¹ Christian Fürchtegott Gellert, deutscher Dichter und Moralphilosoph. Vgl. Wölfel, Kurt (1864): „Gellert, Christian Fürchtegott“, in: *Neue Deutsche Biographie* 6, S. 174-175 [Onlinefassung]; Zugriff am 09. Mai 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118538322.html>

⁴⁷² Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, lebte bei der die Dichterin ab 1855. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

⁴⁷³ Auguste Sahrer von Sahr, (verehelicht gewesene von Büнау, geb. Gräfin von Einsiedel). Vgl. Matzerath, Josef (2006): *Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763-1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation*. Stuttgart: Steiner, S. 591.

Betty Paoli verbrachte jeden Sommer bei Auguste von Sahr in Dahlen. Vgl. Betteleim, Helene (1908): *Betty Paolis gesammelte Aufsätze*. Wien: Verlag des literarischen Vereins Wien, S. XCII

Sign.: H.I.N. 49043, 2 Bl., 4 Seiten

Wien, d. 8. Aug. 72

Liebe, theure Freundin,

Ich weiß zwar nicht, wo die Adresse dieser Zeilen Sie zu suchen hat, aber meine Gedanken suchen Sie so oft, wo Sie auch sein mögen, dass es mich herzlich drängt Ihnen meine Sehnsucht ein Mal auszudrücken. Papa Fleischl⁴⁷⁴ vernachlässigt uns seit einiger Zeit u. meine liebsten Freunde sind mir wie in der Ferne versunken, so gar nichts höre ich von deren – Wohlergehn – hoffe ich. Auch uns geht es trotz der tropischen Gluth soweit gut, als es die bedrängenden Zustände, die täglich neue Sorgen u. neue Anstrengungen bringen, gestatten. Grade in dieser Stunde wird eine Comité sitzung die Sachverständigen anhören u. dann berathen, ob die Eröffnung des Theaters⁴⁷⁵ – worauf Laube noch besteht, den 1. Sept. eröffnet werden kann oder auf //

wie lange der Termin hinausgeschoben werden soll. Nach beiden Seiten hin ist der Kostenpunkt maßgebend, da eine forcierte Eröffnung vielleicht baldige Reparaturen nöthig macht u. da anderer Seits vom 1 Aug an, der Gebahrungs-état, insbesondere die großen Gagen der Schauspieler eine so sehr große Summe in Anspruch nehmen, dass man die zu hoffenden Einnahmen nicht leicht hin für weitere Septemberwochen hinaus schieben kann. Auch weiß Laube kaum wie er die zitternde Ungeduld der Schauspieler bewältigen soll, die ihm in Übertreibung u. Entmuthigung das Leben schwer machen. Laube probt seit Anfang der Woche Demetrius im Orpheum-Theater⁴⁷⁶,

⁴⁷⁴ Vermutlich ist hier der Ehemann von Ida von Fleischl-Marxow, Karl von Fleischl-Marxow gemeint. Vgl. Jantsch, Marlene (1961): „Fleischl Edler von Marxow, Ernst“, in: *Neue Deutsche Biographie* 5, S. 234 [Onlinefassung]; Zugriff am 02. Mai 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd119493489.html>

⁴⁷⁵ Das Wiener Stadttheater. Vgl. Kapitel „Biografische Fragmente“.

⁴⁷⁶ In dem Wiener Abendblatt *Die Presse* vom 9. September 1872, Nr.248, findet sich folgender Verweis bezüglich der ersten Generalversammlung der Gesellschafter des Wiener Stadttheaters: „Director Laubegibt nun folgende Darstellung des artistischen Standes: » [...] Ich muß noch der außerordentlichen Schwierigkeiten gedenken, welche es bietet, mit einem Theater anzufangen, das gar kein Repertoire hat. Ich habe in den letzten fünf Wochen nichts thun können, als daß ich mir einen kleinen Saal im Orpheum gemiethet habe, wo ich oberflächlich Proben zu drei bis vier Stücken geleitet habe. [...] Als erstes Stück wird »Demetrius« gegeben werden.“

doch hat er über die Gesamtphysionomie seiner Gesellschaft noch kein festes Urtheil u. das erschwert ihm ungemein die Besetzung anderer Stücke. Er ist wohl u. tapfer, aber seine stets hochgehende Phantasie erleidet auch unangeneh-

//

me Enttäuschungen bis sich die Dinge auf den wahren Werth abgeklärt haben.

Der Prolog findet den größten Beifall, freilich bis jetzt nur bei den Betheiligten, da Laube mit der Mittheilung sehr vorsichtig ist, um ihn vorher den Alles ausschnüffelnden Journalisten zu entziehen, Rosa Frauenthal⁴⁷⁷, die ihn sprechen soll u. Strakosch⁴⁷⁸, der ihn einstudirt, sind entzückt davon. Ob Sie ihn wohl hören werden?

Der Mama geht es gut, da sie mit Heiterkeit die steigenden Gebrechen hinnimmt, der geistigen Entbehrungen kaum inne wird u. selbst unerfüllbare Wünsche ihr wenigstens den Augenblick mit Hoffnung bescheinen. Die unendliche Güte Gottes offenbart sich mir bei diesen Beobachtungen so tröstend, wenn ich sehe, wie jede Verschiebung der Verhältnisse seinen naturgemäßen Ausgleich mit sich bringt u. die erfüllende Harmonie des Seins immer neu gestaltet. Gott schütze meine alte, gute Mama, sie ist zufrieden, weil sie nicht mehr empfindet, was ihr entgeht,

//

nur den liebend zuschauenden Nächsten trifft der Verlust u. mein Abendgebeth heißt: Gott laß mich nicht so alt werden!

Albert⁴⁷⁹ u. seine Frau erwarte ich in etwa acht Tagen, auf diese Zeit freue ich mich sehr. Vorher habe ich leider noch den Wechsel der Köchin.

Gewiß kennen sie „Ekkehard“ von Scheffel⁴⁸⁰,

⁴⁷⁷ Rosa Keller, geb. Frauenthal, Schauspielerin. Vgl. o. N. (1964): „Keller Rosa“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 3*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 289. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>

⁴⁷⁸ Alexander Strakosch, Rezitator, Schauspieler und Sprecherzieher. 1868 engagierte ihn Heinrich Laube an das Leipziger Stadttheater für das Rollenstudium mit den Ensemblemitgliedern, in der für ihn geschaffenen Stellung eines Vortragsmeisters. 1872 folgte er Laube in derselben Funktion an das Wiener Stadttheater, wo er auch Regie führte. Vgl. Großegger, E. (2009): „Strakosch, Alexander“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 13*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 345 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>

⁴⁷⁹ Albert Hänel, Sohn von Iduna Laube aus erster Ehe mit Albert Hänel. Vgl. hierzu das Kapitel „Biografische Fragmente“.

das ich so eben mit Entzücken lese: Ein reizendes
Buch! So naiv, so intim geschrieben u. die leise
Spötterei so humoristisch erquickend. So wenig
die Legenden v. Keller⁴⁸¹ mir gefallen haben,
weil die moderne Anschauung keinen Glauben
an die phantastische Gestaltung aufkommen lässt,
so hingebend folge ich den romantischen Wechsel-
fällen der schönen Hadwig mit ihrem Ekkehard.
Doch nun Adieu. Die Meinen grüßen, wir
Alle freuen uns darauf Sie vor der ungarischen
Compagne wieder zu sehen. In treuer Freund-
schaft
Ihre Iduna

Sign.: H.I.N. 49062, 2 Bl., 4 Seiten

[Wien], d. 9. Juli. [1876]

Liebe, theure Freundin,

am meisten drängt es mich, Ihnen, ohne jede Fest-
mahnung, zuerst zu wiederholen, wie sehr werth
und lieb Sie mir sind, obgleich mein Ausbleiben (von)
Ihrem Krankenzimmer meine Anfänglichkeit schlecht
bestätigte. Jeder Tag, in der letzten Woche Ihrer
Anwesenheit in Wien, hatte ich mir vorgenommen
zu Ihnen zu gehen, um Ihnen baldige Besserung zu
wünschen u. Ihnen Adieu zu sagen und doch kam ich
nie zur Ausführung, ohne unüberwindliche Hinder-
nisse angeben zu können. Es hat mich eben seit dem Tod
meiner geliebten Mama eine Unzulänglichkeit
des Willens u. des Thuns überfallen, die in halb
physischer, halb geistiger Mattigkeit mein ganzes
Wesen lähmt und mir alles Bewusstsein der Erfül-
lung raubt. Hoffentlich haben Sie mich noch so lieb,
dass Sie mein Ausbleiben bemerkt haben, und Sie
//
behalten mich noch so lieb, dass Sie mir
ohne Rückhalt verzeihn

⁴⁸⁰ Joseph Victor von Scheffel, Schriftsteller. 1855 wurde sein von der Kritik gefeierte historische Roman *Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert* veröffentlicht. Vgl. Schmidt-Bergmann, Hansgeorg (2005): „Scheffel, Joseph Victor von“, in: *Neue Deutsche Biographie* 22, S. 610-612 [Onlinefassung]. Zugriff am 22. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118606832.html>

⁴⁸¹ Keller, Gottfried (1872): *Sieben Legenden*. Stuttgart: G.J. Göschen

d.12

Drei Tage ist das Blatt wieder liegen ge-
blieben! Meine Pflegetochter Nelli überraschte
mich mit ihrem Besuch u. hier, wo man nichts zu bieten
hat, als die Gesellschaft der eigenen Person und wieder-
holte Morgen-Spaziergänge in die frische Luft u. das
wunderschöne Baumgrün der hiesigen Vegetation.
Da kann man neben den Badepflichten nicht einmal einen
Brief schreiben! Wir, Nelli u. ich hatten auch in der That
gar vielerlei zu berathen. Mit Förster's⁴⁸² Übernahme
des Leipziger Theaters hat Nelli dasselbe verlassen, da
diese neue Direktion die innern Verhältnisse dieses Thea-
ters ganz verändert hat, ob zum Vortheil des Instituts
muss die Zukunft beweisen. Nelli hat ein Engagement
nach Mannheim angenommen, wird aber vorher, u.
zwar jetzt, in den nächsten Tagen, zum Besuch nach
London zu ihrem Bruder reisen. Sie tritt in Man-
heim zugleich mit dem jungen Devrient⁴⁸³ ein, der
dort Direktor wird u. auch sie schon engagiert hat.
Jetzt sind zwischen Franzensbad u. Karlsbad die Bahn-
//

züge so gut eingerichtet, dass man ohne Anstren-
gung in einem Tage hin u. zurück fahren kann u. an
dem betreffenden Ort sechs Stunden verweilt. Nelli
u. ich ergriffen dann die Gelegenheit Laube in
Karlsbad zu besuchen u. fanden ihn recht heiter u.
erfrischt. Ein herrlicher Sonnentag zeigte uns die
wundervollen Waldansichten in vollem Glanze u.
Heinrich machte voll guter Laune die honneurs⁴⁸⁴ seiner
geliebten Sommerfrische. Auch uns hier im ver-
achteten Franzensbad geht es gut, obgleich das Wet-
ter sehr veränderlich ist. Mir persönlich, wie immer
während der Kurzeit, macht die schmerzhaft lahme
Hand bei jeder Handlung Schmerz u. Ärger!
Von Wien weiß ich eigentlich gar nichts, da ich

⁴⁸² August Förster, Bühnenleiter, Regisseur und Schauspieler. Von Heinrich Laube wurde Förster 1858 an das Burgtheater geholt, 1860 wurde Förster dort Hilfsregisseur, 1870 dann Regisseur. Von 1875 bis 1882 leitete Förster das Leipziger Stadttheater. Vgl. o. N. (1956): „Förster, August“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 332. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>

⁴⁸³ Otto Devrient, deutscher Schauspieler, Regisseur und Dramatiker. Von 1876 bis 1877 hatte er die Position des Oberregisseurs am Mannheimer Hoftheater inne. Vgl. Lier, Hermann Arthur (1903): „Devrient, Otto“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116089083.html?anchor=adb>

⁴⁸⁴ Redensart: „Die honneurs machen“, bei einem Empfang die Gäste, einen Gast begrüßen oder vorstellen. Vgl. „Honneur“, in: o. N. (o. J.): *Duden* [Onlinefassung]. Zugriff am 15. Mai 2014 unter <http://www.duden.de/rechtschreibung/Honneur>

nur die Dienstleute u. die Hunde dort zurückgelassen
habe. Über die weitere Welt haben leider die Zei-
tungen nur zu viel zu berichten u. die modernen
Culturbestrebungen haben den Völkerverkehr so
nah aneinander gerückt, dass wir längst den Gleich-
muth des Göthischen Bürgers für die Türkenkriege ver-
loren haben.

//

Heute, endlich, habe ich eine Karte des
Kampfplatzes erobert, aber auch auf dieser
ist die Orientierung schwer u. noch schwerer ist
das Behalten der so fremdartigen Namen.
Da kann Ihr bewährtes Gedächtnis sich wieder
zeigen zur Schmach der Vergesser wie mein alter
Kopf. Außer den Zeitungen lese ich Daudet's
„Jack“⁴⁸⁵ mit mäßigem Interesse, aber immer
wieder entzückt über die meisterhafte Handha-
bung des Styls.

Frau v. Lippit⁴⁸⁶ u. Frau Julie Miller⁴⁸⁷ sind seit
Vorgestern hier eingetroffen und ich freue
mich auf den näheren Verkehr mit Ihnen, da ich
außer ein paar jungen Frauen aus Wien keine
älteren Bekannten vorgefunden. Auch der alte
Seckendorf⁴⁸⁸ liegt im Grabe u. ich war es so gewohnt,
daß er mich hier langweilte! Gott schütze Sie
u. blicken Sie freundlich u. vergebend auf meine
Krackelfüße, die Ihnen wenigstens die herzliche
Freundschaft ausdrücken
Ihrer treuen Iduna

⁴⁸⁵ Daudet, Alphonse (1876): *Jack*. Paris: E. Dentu

⁴⁸⁶ Mathilde Maria Floriana Lippitt, geb. Miller von Aichholz, Sozialarbeiterin. Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. Meißner (1971): „Lippitt, Mathilde Maria Floriana“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 237. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁸⁷ Vermutlich Julie von Miller zu Aichholz, verwandt mit Mathilde Lippitt. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. RB 90/91, S. 125

⁴⁸⁸ Vermutlich Eduard Christoph Ludwig Karl Freiherr von Seckendorf-Gudent, Schriftsteller, Übersetzer, Dichter und arbeitete im Staatsdienst. Er verunglückte 1875 in Ludwigsburg beim Aussteigen aus einem Wagon. Vgl. Brümmer, Franz (1891): „Seckendorf, Eduard“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*. [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd104070005.html?anchor=adb>

Sign.: H.I.N.49044, 2 Bl., 4 Seiten

Leipzig, d. 11/4

Theure Betty,

Von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde erwarte ich die Nachricht von Ihnen, dass Sie in Dahlen sind u. dass Sie endlich Ihr Versprechen erfüllen u. den oder den Tag bei uns eintreffen. Ich sehne mich unendlich nach einer Freundschaft. Sehr böse Tage, voll
//

niederschlagender Erfahrung liegen hinter uns, wenn man's auch nie mehr vergessen kann, weil die einzige Entschuldigung in der Erbärmlichkeit der Kleinstädterei liegt, mit der man zuerst weiter leben muss. Das Alles –so Gott will bald mündlich! - Ich möchte nur umgehend wissen, ob Sie vor den 8-10 Mai bei uns sein würden, weil die Nostitz
//

in den ersten Tagen des Mais hier in Sachsen bei ihrer Schwester ist u. einen Abstecher zu uns machen wollte. Natürlich geht mir Ihr Besuch Allem vor u. ich lasse mir entschieden keine neue Verschiebung desselben gefallen- nur wissen möchte ich es, um die Nostitz⁴⁸⁹ auch nicht umsonst auf das Gasthaus anzuweisen. Wohl sind wir, aber über
//
den äußern Stürmen sind

⁴⁸⁹ Unbekannt

die Vorbereitungen für die
Messe⁴⁹⁰ verschoben worden u.
so haben meine nervös arg
lahmen Hände in diesen Tagen
noch viel zu schaffen.
Hrn. v. Fleischel⁴⁹¹ danken
Sie, mit tausend Grüßen für
die gütige Zusendung des Gel-
des. Die arme Ida⁴⁹² ist wohl
bei den Eltern auf Kranken-
pflege. Gott befohlen!
In Sehnsucht Ihre
in die Fremdeverschlagnene
Iduna

Sign.: H.I.N. 49045, 1 Bl., 2 Seiten

Leipzig. D. 17/5

Liebe theure Betty

Sein Sie viel tausend
Mal willkommen!
Wenn irgend mög-
//
lich erwartet Sie
Donnerstag gegen
Abend – 6 Uhr –
am Bahnhof
Ihre
treue

⁴⁹⁰ Vermutlich spricht Iduna Laube von der Leipziger Messe. Im Jahr 1497 und 1507 erhielt die Messe der Stadt Leipzig das kaiserliche Privileg, was sie somit vor der Konkurrenz der Nachbarn schützte und Leipzig zur führenden deutschen Handelsstadt machte. Vgl. Michael North (Hg.) (2000): *Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Ein Jahrtausend im Überblick*. München: Beck, S.159 f.

⁴⁹¹ Vermutlich ist hier der Ehemann von Ida von Fleischl-Marxow, Karl von Fleischl-Marxow gemeint. Vgl. Jantsch, Marlene (1961): „Fleischl Edler von Marxow, Ernst“, in: *Neue Deutsche Biographie* 5, S. 234 [Onlinefassung]; Zugriff am 02. Mai 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd119493489.html>

⁴⁹² Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, lebte bei der Dichterin ab 1855. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: *Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebl?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

Iduna

Sign.: H.I.N. 49059, 2 Bl., 4 Seiten

Franzbd. 28 Juni

Liebe theure Betty,

haben Sie den innigsten Dank für
Ihren freundlichen Gruß, der mich
unendlich erfreute in meiner Ein-
samkeit hier. Ich dachte Sie noch in
Baden –Baden schwelgend in interes-
santen Bekanntschaften. Die arme
Ida⁴⁹³ bedaure ich sehr, sie muss die
Todesangst um den Vater so wider-
holt durchmachen, dass man wirklich
nicht weiß, ob man dessen lebensmüden Leib
//

eine Erholung wünschen soll.
Jedes falles sind Ihre u. Idas Som-
merpläne von den Ereignissen in
Rosenhaim abhängig. Wie glücklich
wäre ich, könnte ich Sie hier haben
denn es zählt nach Jahren, dass wir
zu keinem intimeren Verkehr ge-
kommen sind u. ich weiß, er ist uns Bei-
den herzlich u. geistig erfüllend. Lei-
der kann ich auf ihren Leipziger
Vorschlag nicht eingehn, da ich nie die
Idee hatte Heinrich dahin zu begleiten.
Im Gegentheile wollte er für Leipzig
die letzte Woche meiner hiesigen Kur
//

benutzen, indem er nur 3 Wochen
für Karlsbad braucht. Aber auch
Laube's Reise dahin, ist jetzt zweifel-
haft geworden, denn nur die dor-

⁴⁹³ Ida von Fleischl-Marxow, Freundin von Betty Paoli, bei der die Dichterin ab 1855 lebte. Vgl. o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>. Außerdem Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. u.a. RB 90/91, S. 122

tigen Theateranerbietungen hatten
Sie veranlasst u. jetzt scheint er sich
auch davon wieder mehr abzuwenden.
Heinrich hängt eben wirklich an
Wien u. an Österreich und diese An-
hänglichkeit wirkt zaudernd u. hem-
mend, wenn ein letzter Entschluß zum
Wegziehn soll gefaßt werden. Wenn
die Aussichten einer Theaterwirksam-
keit von fern sich zeigen, so erwacht
Ihm stets die Lust zu erneuter Thätig-
//

keit, sobald diese Aussichten als rea-
le Pläne zum Entschluss drängen,
scheint Hz. die Freiheit u. die Wiener
Heimat ein zu hoher Einsatz. Also
das Leipziger Zusammentreffen mit
Ihnen, muss ich aufgeben, ja wenn
ich Sie einladen könnte hier – nur
7 Stunden Dampffahrt von Leipzig
entfernt – mich ein paar Tage zu
besuchen, das wäre mir eine unge-
heure Freude. Wäre ich ganz sicher
in meinem Haus ein Zimmerchen für
Sie zu finden – aber das Nest ist so
voll – so würde ich bitten bis Sie gefolg-
ten. Bis 10 Juli bleibe ich hier, dann
gehen wir auf Tirol zu, um über (Ischgl)
heimzukehren. Das Bad ruft. In treuer
Freundschaft Ihre Iduna

Sign.: 155.733, 3 Bl., 6 Seiten

Leipzig, d. 24. Juli [1869]

Liebe, theure Freundin,

so eben habe ich mit dem größten Interesse Ihre
vortreffliche Einführung des neusten Werks
I. St. Mill u. die so geschickt gruppierten Auszüge
aus demselben – in der Neuen Presse – gelesen u.
es drängt mich Ihnen sogleich dafür zu danken.⁴⁹⁴

⁴⁹⁴ Littrow-Bischoff, Auguste von (1869): „J. Stuart Mill's neuestes Werk. Besprochen von einer Frau“, in: *Neue Freue Presse*, 23. Juli 1869, Nr. 1760. Littrow bespricht in diesem Artikel das 1869 erschienene

So schlagend die historischen Beweise für die vielleicht ungerechte Demüthigung der Frauen dargestellt werden, so logisch entwickelnd u. dialektisch gewandt Mill für die sociale Gleichberechtigung der Frau eintritt, so vermisse ich doch in seinen Zielen für die äußere Stellung u. innerliche Richtung des Weibes, das durch die Naturgesetze gebotene Auseinanderhalten der beiden Geschlechter, in ihren Aufgaben für die Menschheit.

//

Gewiss haben die sogenannten Herren der Welt uns lange u. oft misshandelt u. missachtet u. das wollen wir nicht ferner dulden! Aber besteht nicht auch die Ansicht über die erniedrigende Stellung der Frauen in der Gesellschaft, zum Theil in dem Irrthum die Aufgaben im Welthaushalt als höhere u. niedere zu classificiren, indes jede Erfüllung des Seins gleich wichtig für das Ganze ist? Ist nicht nach aller Richtung in der Natur u. in der Gesellschaft, die Theilung der Arbeit gemäß den Kräften die höchste Förderung? Ist wirklich die nach außen lärmende Politik wichtiger für die Menschheit, als die Herrschaft im Hause u. die weise Pflege der Kindergärten, wo das nachkommende Geschlecht heran wächst? Darum lassen wir den Männern den Staat, indem sie uns, die uns gebührenden Rechte wahren werden u. wahren müssen, wenn wir uns ihnen als ebenbürtig erweisen. Das Wahlrecht würde ich aber nicht zu diesen uns zustehenden Rechten zählen. Sklaven

//

hat man abgeschafft, dafür zahlen wir uns Dienstboten u. fragen wenig danach, wie weit ihr freier Wille dem Berufe sich zuwendete. Der Zusammenhang mit der äußern Welt, ist unser Schicksal, das Verhältnis der Mischung der menschlichen Eigenschaften ist unsere persönliche Eigenthümlichkeit, unser Charakter, jemehr wir in Erkenntnis der Naturgesetze diesen Charakter harmonisch entwickeln u. an dem Verkehr in unserm Schicksal prüfen, desto besser erfüllen wir unsere Menschenaufgabe. Diese Naturgesetze des Weibes in ihrer höchsten Bedeutung zum Bewusstsein zu bringen, ist das wichtige Ziel der jetzigen Bewegung, aber nicht das Eindringen in äußere Lebenskreise kann

das fördern, sondern nur die klare, einfache Entwicklung u. Erkenntnis der gegebenen Kräfte befreit innerlich u. auch nach außen schaffend von jeder Unterdrückung, nicht aber das einzelne Recht im Staate. Sie ganz allein sind schuld an dieser hochbeinigen Auseinandersetzung meiner
//

Ansicht über die politische Frauenemancipation. Könnten wir auf dem Sopha neben einander sitzen u. in Rede u. Gegenrede unsere Ideen austauschen, wie früher, da wäre die Auseinandersetzung so natürlich, statt, dass sie mit dem Bleistift theoretisch gespreicht wird. Dabei fällt mir grade ein, das mich eine Notiz Ihres – sonst so lieben, letzten Briefes fast gekränkt hat. Nämlich dass Sie nicht wüssten, ob ich die Einladung Ellas⁴⁹⁵ so ernst gemeint hätte, um Sie mit der Reisegesellschaft der Gerald⁴⁹⁶ mir zu zuschicken. Unendlich hätte ich mich darüber gefreut u. als Buße für Ihr Misstrauen, sind Sie es mir schuldig, irgend eine Gelegenheit zu finden mir den entzogenen Besuch später zu gewähren. Nur um ein Wort der Anzeige würde ich dann bitten, damit ich Sie mit mütterlicher Freude empfangen u. bei uns einrichten könnte. Jetzt eben ist Ottilie Brockhaus⁴⁹⁷ bei uns, doch nur
//

auf wenige Tage, die sie mit ihrer Mutter u. der Schuhmannschen Schwester u. deren Kinder ein schönes Landhaus in Meissen bewohnt. Ihr habe ich heute Ihren Artikel vorgelesen, denn leider hat sie noch entzündete Augen von seit 6 Wochen schwer überstandenen Masern, die 7 Personen der Familie durchmachten. Ottilie grüßt Sie u. Ella herzlich. Vielleicht haben Sie die Lippit⁴⁹⁸ schon ge-

⁴⁹⁵ Vermutlich Ella (Gabriele) von Lang, geb. von Littrow, Malerin. Tochter von Karl von Littrow und Auguste von Littrow-Bischoff. Vgl. Schöny (1969): „Lang Ella von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 4*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 440. Zugriff am 21. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁹⁶ Unbekannt

⁴⁹⁷ Ottilie Brockhaus, Tochter von Luise Brockhaus, geb. Wagner (Schwester von Richard Wagner) und Friedrich Brockhaus. Vgl. Glasenapp, Carl Friedrich (Hg.) (2012): *Familienbriefe von Richard Wagner 1832-1874*. Bremen: Unikum, S. 293

⁴⁹⁸ Mathilde Maria Floriana Lippitt, Sozialarbeiterin. Mitglied des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins. Vgl. Meißner (1971): „Lippitt, Mathilde Maria Floriana“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.),

sprochen, mit der ich einen sehr angenehmen u.
für uns beide herzlich ergiebigen Aufent-
halt in Franzensbad verlebte. Mir ist die
Cur sehr gut bekommen u. wahrhaft er-
quickt bin ich von dem freundschaftlichen,
rückhaltslosen Austausch mit Mathilde.
Natürlich fehlt mir hier solche intime Bezie-
hung, die nur aus gemeinsamen Erlebnissen auf
//

demselben Boden u. aus dem Nebeneinander-
gehen durch Jahre erwachsen kann.
Ich freue mich sehr, wenn Sie wirklich wie-
der zu dem Frauen-Verein treten u. trotz al-
ler Vorbehalte, wird sich damit Ihre Wirksam-
keit demselben wieder zuwenden. Zu dem
Frauentag in Berlin⁴⁹⁹ gehe ich keines Falles,
weder privat, noch delegirt. Um dort zu
vertreten, muss man noch im vollen Bezug
zu den Frauen-Vereinen sein, u meine Ge-
danken u. Verbindungen gehen seit 9 Mona-
ten weit ab von den mit früher so angele-
genen Bestrebungen.⁵⁰⁰ Vielleicht gehen Sie
doch selbst dahin u. dann passiren Sie Leip-
zig. Das gäbe großen Jubel in der Gar-
tenlaube!
Gott befohlen! Grüßen Sie die Ihri-
Gen von
Ihrer treuen Iduna.

Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 237. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

⁴⁹⁹ Am 5. und 6. November 1869 fand in Berlin eine landesweite Frauenvereins-Konferenz statt, die Auguste Littrow-Bischoff besuchte. Thema war u.a. die Erwerbstätigkeit von Frauen. Vgl. o. N. (1869): *Die Berliner Frauen-Vereins-Konferenz am 5. und 6. November. Stenographische Aufzeichnungen.* Berlin: Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung

⁵⁰⁰ Ende 1868 verlassen die Laubes Wien aufgrund der Anstellung Heinrichs als Direktor am Leipziger Stadttheater. Das direkte Wirken im Wiener Frauen-Erwerb-Verein muss Iduna Laube aufgrund dessen aufgeben. Siehe Kapitel „Biografische Fragmente“.

Literaturverzeichnis

- Alt, Peter-André (2010): *Die Ästhetik des Bösen*, München.: C. H. Beck
- Alth, Minna von (1977): *Burgtheater 1776-1976. Aufführungen und Besetzungen von zweihundert Jahren. 1. Bd.* Hg. Österreichischer Bundestheaterverband. Wien.: Salzer- Ueberreuter
- Alth, Minna von (1977): *Burgtheater 1776-1976. Aufführungen und Besetzungen von zweihundert Jahren. 2. Bd. Register.* Hg. Österreichischer Bundestheaterverband. Wien.: Salzer-Ueberreuter
- Althaus, Andrea (2010): *Mit Kochlöffel und Staubwedel. Erzählungen aus dem Dienstmädchenalltag.* Wien u.a.: Böhlau
- Arto-Haumacher, Rafael (1995): *Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur.* Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag
- Assmann, Alida (1993): „Zeichen - Allegorie – Symbol“, in: Assmann, Jan (Hg.), *Die Erfindung des inneren Menschen. Bd. 6.* Gütersloh: Gerd Mohn
- August, Otto (Pseud. für Auguste Littrow-Bischoff) (1868): *Die sociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen.* Hamburg: Hoffmann und Campe. Zugriff am 20. Juni 2013 unter Austrian Literature Online
<http://www.literature.at/viewer.alo?objid=25387&page=1&viewmode=fullscreen>
- Baasner, Rainer (1999): „Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis“, in: Baasner, R. (Hg.), *Briefkultur im 19. Jahrhundert.* Tübingen: Niemeyer, S. 1-37
- Bahr, Hermann (1920): *Burgtheater.* Wien-Berlin: Wiener Literarische Anstalt
- Barthes, Roland (1981): *Das Reich der Zeichen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bataille, Georges (2011): *Die Literatur und das Böse*, Berlin.: Mathes & Seitz
- Baudrillard, Jean (1978): „Die Präzession der Simulakra“, in: Baudrillard, Jean, *Agonie des Realen.* Berlin: Merve, S. 7-69
- Baudry, Jean-Louis (1993): „Ideologische Effekte erzeugt vom Basisapparat“, *Eikon* (Internationale Zeitschrift für Photographie und Modekunst) 5, S. 34-45.
- Bauer, Franz J. (2010): *Das ›lange‹ 19. Jahrhundert.* 3. Aufl. Stuttgart: Reclam
- Bechem, Matthias (1988): *Vom »anderen« zum »Anderen«.* Die Psychoanalyse Jacques Lacans zwischen Phänomenologie und Strukturalismus. Frankfurt a. M.: Peter Lang

- Becker-Cantarino, Barbara (1989): „Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts“, in: Gnüg, H./ Möhrmann, R. (Hg.), *Frauen –Literatur - Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 83-104.
- Benjamin, Walter (1982). *Das Passagen Werk. Erster Band*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Betteleim, Helene (1908): *Betty Paolis gesammelte Aufsätze*. Wien: Verlag des literarischen Vereins Wien
- Bohrer, Karl Heinz (1987): *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München/Wien: Hander
- Bovenschen, Silvia (1979): *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bringmann, Michael (2001): „Pecht, Friedrich“, in: *Neue Deutsche Biographie* 20 (2001), S. 156 f. [Onlinefassung]. Zugriff am 14. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118592343.html>
- Brümmer, Franz (1891): „Seckendorf, Eduard“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*. [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd104070005.html?anchor=adb>
- Bühler-Dietrich, Annette (2012): *Drama, Theater und Psychiatrie im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Narr Francke Attempto
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Charwath, Philipp (2011): *Der Untergang einer mittelmäßigen Macht, die Großmacht sein wollte. Ein Lesebuch*. Berlin: epubli
- Cixous, Hélène (1976): „The Laugh of the Medusa“, in: *Signs*, Vol. 1, No. 4, translated by Keith Cohen and Paula Cohen, S. 875-893. Zugriff am 10. Januar 2013 unter JSTOR <http://www.dwrl.utexas.edu/~davis/crs/e321/Cixous-Laugh.pdf>
- Daudet, Alphonse (1876): *Jack*. Paris: E. Dentu
- Der große Brockhaus (1933): *Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden*. Fünfzehnte, völlig neubearbeitete Auflage von Brockhaus‘ Konversations-Lexikon. 16. Bd. Leipzig: Brockhaus
- Descartes, René (1992): *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*. Lateinisch-deutsch. Hg. Lüder Gäbe. 3. Aufl. Hamburg.: Meiner

- Deutschmann, W. (1984): „Rettich, Julie“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 9*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 93f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>
- Dindo, Richard & Schaub, Martin (1988): „'Das und das wird nicht vergessen.' Ein Gespräch über das Erinnern, die Rekonstruktion, den Geist von Orten, die Fiktionalisierung von Dokumenten und die Dokumentarisierung von Fiktion – über das Erzählen und die Sprache zuerst und über politische Bekenntnisse erst später und nebenbei“, in: *Cinema – Unabhängige Schweizer Filmzeitschrift* 34 (Rekonstruktion), S. 13-24
- Elias, Norbert (1976): *Über den Prozess der Zivilisation I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Fallmann, Rudolf: „Hofer, Andreas“. Zugriff am 24. April 2014 unter <http://www.geschichte-tirol.com/biographien/militaer/256-hofer-andreas.html>
- Federici, Silvia (2012): *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. Hg. Martin Birkner. Wien: Mandelbaum kritik & utopie
- Feuillet, Octave (1867): *Monsieur de Camors*. Paris: Michel Lévy Frères
- Fiedler, Frank/Fiedler, Uwe (Hg.) (2014): *Lebensbilder aus der Oberlausitz*. 6. Aufl. Norderstedt: Books on Demand
- Fiorioli, E. (2001): „Maria Anna Fürstin zu Schwarzenberg“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 25. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>
- Foucault, Michel (2008): *Überwachen und Strafen*, in: Foucault, Michel, *Die Hauptwerke*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 701-1021
- Freud, Sigmund (2012): *Das Unheimliche*. Bremen: Europäischer Literaturverlag
- Freudenthal, Margarete (1978): „Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Familie vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“, in: Rosenbaum, H. (Hg.), *Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 375-399
- Friedrich, Margret (1991/1992): „Versorgungsfall Frau? Der Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Gründungszeit und erste Jahre des Aufbaus“, in: *Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien* 47/48. Wien: Selbstverlag, S. 263-308
- Fritsche, Victor von (1914): *Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben*. Wien: Gerlach & Wiedling

- Futter (1970): „Lewinsky Josef“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 172. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.
- Futter (1968): „Krastel Friedrich“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 4*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 214. Zugriff am 21. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>
- Galliny, Florentine (o. A.) [um 1880]: „Iduna Laube. [Nachruf]“. Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha. Signatur: Biogr 8° 00750/06 (01)
- Garve, Christian (1979): „Das ideale Gespräch“, in: Schmölders, C. (Hg.), *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 227-237
- Gellert, Christian F. (1763). Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig: Wendler
- Geyer, Paul (1997): *Die Entstehung des Modernen Subjekts. Anthropologie von Descartes bis Rousseau*. Tübingen.: Niemeyer
- Glasenapp, Carl Friedrich (Hg.) (2012): *Familienbriefe von Richard Wagner 1832-1874*. Bremen: Unikum
- Gleichen-Russwurm, Alexander v. (1909): *Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789-1900*. Stuttgart: Julius Hoffmann
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1833): *Regeln für Schauspieler*, in: Goethe, Johann Wolfgang v., *Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. 44. Band*. Stuttgart/Tübingen: Cotta'sche Buchhandlung, S. 286-315
- Goltz, Bogumil (1979): „Umgangs-Philosophie“, in: Schmölders, C. (Hg.) *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 260-254
- Grimm, J./Grimm, W. (1854): *Deutsches Wörterbuch. Band 11*. Leipzig: Hirzel
- Grimm, J./Grimm, W. (1854): *Deutsches Wörterbuch. Bd. 12*, Leipzig: Hirzel
- Großegger, E. (2009): „Strakosch, Alexander“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 13*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 345 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>
- Hausen, Karin (1978): „Die Polarisierung der »Geschlechtercharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ in: Rosenbaum, H. (Hg.), *Familie und*

Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 161-195

Hainisch, Marianne (1870). „Zur Frage des Frauen-Unterrichts“. Vortrag. Gehalten bei der dritten General-Versammlung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines. Wien: Selbstverlag. Wienbibliothek

Hainisch, Marianne (1930): „Zur Geschichte der österreichischen Frauenbewegung. Aus meinen Erinnerungen“, in: Braun, M. S./ et al. (Hg.), *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich*. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine, S. 13-25

Hanus (1970): „Laube, Heinrich“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 45 f. Zugriff am 25. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

Heimpel, Hermann (1964): „Giesebrecht, Friedrich Wilhelm Benjamin von“, in: *Neue Deutsche Biographie* 6, S. 379-382 [Onlinefassung]. Zugriff am 22. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118717367.html>

Henn, Marianne (Hg.) (2010): *Marie von Ebner-Eschenbach. Gesellschaftsdramen, Künstlerdramen, Lustspiele und Einakter*. Berlin, New York: De Gruyter

Herzog-Hauser, Gertrud (1930): „Die Schriftstellerin“, in: Braun, M. S. (Hg.), *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich*. Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine, S. 327-333

Heyden-Rynsch, Verena v .d. (1992): *Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur*. München: Artemis & Winkler,

Horch, Franz (1925): *Das Burgtheater unter Heinrich Laube und Adolf Wilbrandt. Mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Seite ihrer Direktionsführung und des Gesellschaftsstückes*. Wien: Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft u. Kunst

Horkheimer, M. & Adorno, T. W. (1981): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Hoyer, Egbert Ritter von (1896): „Wagner, Rudolf“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd130169412.html?anchor=adb>

Hulfeld, Stefan (2000): *Zähmung der Masken, Wahrung der Gesichter. Theater und Theatralität in Solothurn 1700-1798*, Zürich: Chronos

Jaspers, Karl (1954): *Psychologie der Weltanschauungen*. Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer

- Kahl, G. (1997): „Schrank Johann Ferdinand von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 11*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 175 f. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>
- Kant, Immanuel (1999): *Was ist Aufklärung? Ausgewählte kleine Schriften*. Hg. Horst D. Brandt. Hamburg: Meiner
- Karl, Michaela (2011): *Die Geschichte der Frauenbewegung*. Stuttgart: Reclam
- Keller, Gottfried (1872): *Sieben Legenden*. Stuttgart: G.J. Göschen
- Kerchner, Brigitte (2000): „Die Sexualverbrecherin. Die paradoxe Konstruktion weiblicher Tätertypen in der historischen Kriminalpsychologie“, in: Bettinger, E./Ebrecht, A. (Hg.): *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 2000. Transgressionen: Grenzgängerinnen des moralischen Geschlechts. Bd. 5*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 169-197
- Kneschke (1880): „Heller, Wilhelm Robert“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116686928.html?anchor=adb>
- Knigge, Adolph F. v. (1817). *Ueber den Umgang mit Menschen*. Hannover: [s.n.]
- Kreuder, Friedemann (2010): *Spielräume der Identität in Theaterformen des 18. Jahrhunderts*. Tübingen: Francke
- Kurz, Robert (2004): *Blutige Vernunft. Essays zur emanzipatorischen Kritik der kapitalistischen Moderne und ihrer westlichen Werte*. Bad Honnef: Horlemann
- Lacan, Jacques (1991): *Schriften I*. Hg. Norbert Haas. 3. Aufl. Weinheim [u.a.]: Quadriga
- Laube, Heinrich (1868): *Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte*. Leipzig: J.J. Weber
- Lazarus, Moritz (1979): „Über Gespräche“, in: Schmölders, C. (Hg.), *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 264-287
- Leskowa, S. [1992]: „Schlesinger, Sigmund“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 10*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 198 f. Zugriff a, 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>
- Lessing, Gotthold Ephraim (1991): „Hamburgische Dramaturgie“. In K. Lazarowicz u. C. Balme (Hg.), *Texte zur Theorie des Theaters*. Stuttgart: Reclam, S. 149-155.
- Lessing, Gotthold Ephraim (2005): Emilia Galotti. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Liebhart, Heidemarie (1995): „Das Mädchen-Lyzeum am Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Ein Schultypus zur höheren Mädchenbildung in Österreich um die Jahrhundertwende“. Dipl.-Arb. Universität Wien
- Lier, Hermann Arthur (1903): „Devrient, Otto“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* [Onlinefassung]. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116089083.html?anchor=adb>
- Lindau, Paul (1917): *Nur Erinnerungen. 2. Bd.* 2. u. 3. Aufl. Stuttgart/Berlin: J. G. Cotta'sche Buchhandlung
- Littrow-Bischoff, Auguste von (1869): „J. Stuart Mill's neuestes Werk. Besprochen von einer Frau“, in: *Neue Freue Presse*, 23. Juli 1869, Nr. 1760, S. 1-3. Zugriff am 02. Juni unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18690723&seite=1&zoom=33>
- Lohberger, H. (1977): „Pachler Faust“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 7.* Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 282 f. Zugriff am 21. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>
- Löwith, Karl (1949): *Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts.* 2. Aufl. Zürich/Wien: Europa-Verlag
- Maletschek, Erika (1964): „Die szenischen Bemerkungen im Konversationsstück unter Laube am Burgtheater“. Diss. Universität Wien
- Marcuse, Herbert (1965): *Kultur und Gesellschaft I.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Marktl, E. (1977): „Maria Anna Fürstin zu Schwarzenberg“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 7.* Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 264 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>
- Marwedel, Rainer (Hg.) (2006): *Theodor Lessing. Nachtkritiken. Kleine Schriften 1906-190.* Göttingen: Wallstein
- Matzerath, Josef (2006): *Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763-1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation.* Stuttgart: Steiner
- Meißner, H. (1970): „Laube, Iduna“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5.* Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft. Zugriff am 02. Oktober 2012 unter ÖBL-Österreichisches biographisches Lexikon <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

- Meißner (1971): „Lippitt, Mathilde Maria Floriana“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5.* Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 237. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>
- Meyers Enzyklopädisches Lexikon (1977): 20. Bd. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut
- Meyer, J. (Hg.) (1857): *Meyer's Neues Konversations-Lexikon. 1. Bd.* Hildburghausen/New York: Bibliographisches Institut
- Mill, John Stuart (1869): *Die Hörigkeit der Frau.* Berlin: Verlag von F. Berggold
- Mill, John Stuart (1869): *The subjection of women.* London: Longmans & Green
- Müller, Adam (1979): „Vom Gespräch“, in: Schmölders, C. (Hg.), *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie.* München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 237-249
- Münz, Rudolf (1998): *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen.* Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf
- Newmark, Catherine (2008, Mai): „Weibliches Leiden – männliche Leidenschaften. Zum Geschlecht in älteren Affektlehren“, in: *Feministische Studien.de*, 1. Zugriff am 10. Januar 2013 unter http://www.feministische-studien.de/index.php?id=25&no_cache=1&paper=37
- Nickisch, Reinhard M. G. (1969): *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Nissen, Martin (2004): „Alexis de Tocquville“, in: Pelzer E. (Hg.), *Revolution und Klio. Die Hauptwerke zur Französischen Revolution.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 80-98
- North, Michael (Hg.) (2000): *Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Ein Jahrtausend im Überblick.* München: Beck
- o. N. (1868-1917/18), *Rechenschaftsberichte des Wiener Frauen-Erwerb-Vereine.* Wien: Selbstverlag. Wienbibliothek
- o. N. (o. J.): „Bluette“, in: *Duden* [Onlinefassung]. Zugriff am 11. Mai 2014 unter <http://www.duden.de/rechtschreibung/Bluette>
- o. N. (o. J.): „Partezettel“, in: *Duden* [Onlinefassung]. Zugriff am 11. Mai 2014 unter <http://www.duden.de/rechtschreibung/Partezettel>
- o. N. (1957): „Glück Babette (Barbara) Elisabeth, Ps. Betty Paoli“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 2.* Wien: Verl. d.

Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 11f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

o. N. (1954): „Brühl Karl Bernhard“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 120. Zugriff am 21. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

o. N. (1954): „Bognár Friederike“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 99. Zugriff am 14. Mai 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

o. N. (1956): „Eitelberger-Edelberg Jeanette von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 239. Zugriff am 19. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

o. N. (1956): „Fleischl-Marxow Ernst von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 328. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>.

o. N. (1956): „Förster, August“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 1*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 332. Zugriff am 25. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

o. N. (1964): „Keller Rosa“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 3*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 289. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

o. N. (1971): „Littrow, Auguste von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 5*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 250 f.. Zugriff a, 14. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes>

o. N. (2010): „Wilbrandt-Baudius, Auguste“, in: Wedel, Gudrun (Hg.), *Ein Lexikon. Autobiographien von Frauen*. Wien u.a.: Böhlau, S. 929

o. N. (1996): „Fleischl von Marxow, Ernst“, in: A. Kreuter (Hg.), *Deutschsprachige Neurologen und Psychiater. Bd.1*. München: Saur, S. 351

o. N. (1869): *Die Berliner Frauen-Vereins-Konferenz am 5. und 6. November. Stenographische Aufzeichnungen*. Berlin: Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung

Paoli, Betty (1866): *Julie Rettich. Ein Leben und Charakterbild*. Wien: Leopold Sommer

Paoli, Betty (1870): *Neuste Gedichte*. Wien: Gerold

- Perels, Martin (Hg.) (1870): *Die deutsche Schaubühne. Organ für Theater, Musik, Kunst, Literatur und sociales Leben. Heft 1 und 2*. Leipzig: Oskar Leiner
- Pilz, Elke (Hg.) (2007): *Bedeutende Frauen des 18. Jahrhunderts: Elf biographische Essays*. Würzburg: Königshausen & Neumann
- Poe, Edgar Allan (2002): „Das ovale Portrait“, in: Poe, E. A., *Phantastische Geschichten*. Bindlach: Gondrom, S. 127-132
- Rancière, Jacques (2005): *Politik der Bilder*. Berlin: Diaphanes
- Reif, Katharina (1995): „Wiener Salonkultur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Dipl.-Arb. Universität Wien
- Renan, Ernest (1863): *Vie de Jésus*. Paris: Michel Lévy Frères
- Rilke, Rainer Maria (2011): „Bildnis“, in: Lenz, M. (Hg.), *Rainer Maria Rilke. Das große Lesebuch*. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 165.
- Rossbacher, Karlheinz (2000): „Von der liberalen Ära zur Jahrhundertwende. Literatur und Bourgeoisie in Wien“, in: Amann, K. (Hg.), *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Wien u.a.: Böhlau, S. 138-171
- Rossbacher, Karlheinz (2003): *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle*. Wien u.a.: Böhlau
- Rousseau, Jean-Jacques (1979): „Brief an d'Alembert über die Schauspiele“, in: Petermann, R./Springborn, P.-V. (Hg.), *Theater und Aufklärung. Dokumentation zur Ästhetik des französischen Theaters im 18. Jahrhundert*. Berlin.: Henschel, S. 325-338 und S. 416-437
- Ruprecht, Hans-George (1976): *Theaterpublikum und Textauffassung. Eine textsoziologische Studie zur Aufnahme und Wirkung von Eugène Scribes Theaterstücken im deutschen Sprachraum*. Bern (u.a.): Lang
- Rürup, Reinhard (1992): *Deutschland im 19. Jahrhundert. 1815-1871*. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Scheichel, S.P. (2001): „Schwarzenberg Friedrich Fürst zu“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 12*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 18 f. Zugriff am 18. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebl?frames=yes>
- Scheyhing, Robert (1966): „Hänel, Albert“, in: *Neue Deutsche Biographie* 7, S. 441 [Onlinefassung]. Zugriff am 25. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118700200.html>

- Schlosser, Anton (1907): „Pachler“, in: *Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 53*. Leipzig: Schets
- Schmaußer, Beatrix (1991): *Blaustrumpf und Kurtisane. Bilder der Frau im 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Kreuz
- Schmidt-Bergmann, Hansgeorg (2005): „Scheffel, Joseph Victor von“, in: *Neue Deutsche Biographie* 22, S. 610-612 [Onlinefassung]. Zugriff am 22. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118606832.html>
- Schmölders, Claudia (Hg.) (1979): *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Schöny (1969): „Lang Ella von“, in: Österr. Akademie d. Wissenschaft (Hg.), *Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950. Bd. 4*. Wien: Verl. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft, S. 440. Zugriff am 21. April 2014 unter <http://www.biographien.ac.at/oebl?frames=yes>
- Scribe, Eugène (1858): *Die Feenhände*. Bearbeitet nach Scribes „Les doigts de fee“ von Th. Gaßmann. Hamburg: B.S. Berendsohn
- Simanowski, Roberto (Hg.) (1999): *Europa- ein Salon? Beiträge zur Internationalität des literarischen Salons*. Göttingen: Wallstein
- Sträter, Karin (1991): *Frauenbriefe als Medium bürgerlicher Öffentlichkeit. Eine Untersuchung anhand von Quellen aus dem Hamburger Raum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M.: Peter Lang
- Teuber, Nadine (2011): *Das Geschlecht der Depression. »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« in der Konzeptualisierung depressiver Störungen*. Bielefeld: Transcript
- Thiessen, Barbara (2010): „Feminismus. Differenzen und Kontroversen“, in: Becker, R./ Kortendiek, B. (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag, S. 37-45
- Tornius, Valerian (1913): *Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten. 2. Bd.* Leipzig: Klinkhardt & Biermann
- Urlichs (1876): „Braun, Julius“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, [Onlinefassung]. Zugriff am 22. April 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116417919.html?anchor=adb>
- Wien 1848-1888. *Denkschrift zum 2. Dezember 1888*. 2. Bd. Hg. Gemeinderat der Stadt Wien. Wien: Commissions-Verlag von Carl Konegen
- Wilbrandt-Baudius, Auguste (1914): „Erinnerungen an das alte Burgtheater“, in: Rosner, K./ Hellen, E. v. d. (Hg.), *Der Greif. Cotta'sche Monatszeitschrift*. 1. Jahrgang, 2. Bd. Stuttgart/Berlin: Cotta'sche Buchhandlung, S. 204-217

Wölfel, Kurt (1864): „Gellert, Christian Fürchtegott“, in: *Neue Deutsche Biographie* 6, S. 174-175 [Onlinefassung]; Zugriff am 09. Mai 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118538322.html>

Wölfel, Kurt (1964): „Gottsched, Johann Christoph“, in: *Neue Deutsche Biographie* 6, S. 686-687 [Onlinefassung]; Zugriff am 09. Mai 2014 unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118541013.html>

Zischler, Hanns (1990): „Unsichtbare Sehenswürdigkeiten“, in: *Cinema – Unabhängige Schweizer Filmzeitschrift*. 36 (Kinos Reden), S. 87-99

Zizek, Slavoj (1998): *Die Nacht der Welt. Psychoanalyse und deutscher Idealismus*. Frankfurt a. M.: Fischer

Zeitungen

Blätter für Theater, Musik und Kunst, 24. Juni 1870, Nr. 50

Neue Freie Presse, 01. Mai 1866, Wien, Nr.599. Zugriff am 05. Juni 2013 unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften
<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18660501&seite=1&zoom=33>

Neue Freie Presse, 20. April 1866, Wien, Nr. 588. Zugriff am 05. Juni 2013 unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften
<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18660420&seite=1&zoom=33>

Neue Freie Presse, 14. November 1866, Wien, Nr. 794. Zugriff am 05. Juni 2013 unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften
<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18661114&seite=1&zoom=33#>

Neue Freie Presse, 13. März 1869, Wien, Nr.1630

Neue Freie Presse, 15. November 1868, Wien, Nr. 1513. Zugriff am 08. Oktober 2013 unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften
<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18681115&seite=1&zoom=33>

Neue Freie Presse, 23. Juli 1869, Nr. 1760

Die Presse, 9. September 1872, Nr. 248

Wiener Theaterzeitung. Conversationsblatt alles Neuen, Interessanten und Wissenswerthen. Hg. Adolf Bäuerle. Wien, Jg.53/ 1859

Zellner's Blätter für Musik, Theater und Kunst, 2. Februar 1869, Nr. 10

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: *Kikeriki! Humoristisches Volksblatt*, 05. Dezember 1861, Wien, Nr.1. Zugriff am 11. 02. 2013 unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften
http://anno.onb.ac.at/pdfs/ONB_iBW.pdf

Abb. 2: Brief, Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 16. August [1867],
Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49058, Wienbibliothek

Abb. 3: Brief, Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Leipzig 11. April, Jahr unbekannt,
Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49044, Wienbibliothek

Abb. 4: *Kikeriki! Humoristisches Volksblatt*, 07. Jänner 1864, Wien, Nr.1. Zugriff am 18. Juni 2013 unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften
<http://content.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=kik&datum=18640107&seite=1&zoom=33>

Abb. 5: *Kikeriki! Humoristisches Volksblatt*, 06. April 1865, Wien, Nr. 14. Zugriff am 18. Juni 2013 unter Anno - Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften
<http://content.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=kik&datum=18650406&seite=1&zoom=33>

Abb. 6: Haus der Laubes, Stoß im Himmel 3. Zugriff am 05.06.2013 unter Wien.gv.at.
<http://www.wien.gv.at/kultur/archiv/geschichte/zeugnisse/littrow.html>

Abb. 7: Rechenschaftsbericht des Ausschusses für das Jahr 1869. Wien: Selbstverlag,
Wienbibliothek

Abb. 8: Schul- und Vereinsgebäude des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins am Wiedner Gürtel 68,
In *Rechenschaftsbericht 1914-1915*, Wien: Selbstverlag, Wienbibliothek

Abb. 9: Stubenrauch, Phillip von, Die Königin von Navarra, *Margaretha*, Kostümfigurine,
Handzeichnung, Theatermuseum Wien, HM 1828

Abb. 10: Hampel, Lucie (1970, April): „Mode des Empire und Biedermeier in Wien (1800-1855), ausklingend mit der Zeit um die Wiener Weltausstellung 1873“, in: *Lenzinger Berichte*, Folge 29, S. 60-79, hier: S. 76

Abb. 11: The Salon of Madame de Recamier, Orchardson, Sir William Quiller (1832-1910).
Zugriff am 08.10.2013 unter Wikigallery
http://www.wikigallery.org/wiki/painting_245519/Sir-William-Quiller-Orchardson/The-Salon-of-Madame-de-Recamier

Abb.12: Abendgesellschaft bei der Gräfin Schleinitz, Gemälde von Adolph von Menzel, 1875.
In: Tornius, Valerian (1913): *Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten*. 2. Bd. Leipzig: Klinkhardt & Biermann, S. 248/249

Abb. 13: Bildarchiv der ÖNB, Bildnis: Pf 16.664:D(1), NB 529.702, Zugriff am 25. März 2013 aus Ariadne – frauenspezifische Information und Dokumentation unter http://www.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_laube.htm

Abb. 14: Bildarchiv der ÖNB, Bildnis: Pf 16.664:D(2), NB 532.237, Zugriff am 25. März 2013 aus Ariadne – frauenspezifische Information und Dokumentation unter http://www.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_laube.htm

Abb. 15: Roland Barthes (1981): *Das Reich der Zeichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S.76/77

Verzeichnis der verwendeten Siglen

AugB	Iduna Laube an Auguste Littrow-Bischoff (Korrespondenz), Leipzig, 24. Juli, o. A. [1869], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N.155.733, Wienbibliothek
IdunL 1	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 8. August 1872, Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N.49043, Wienbibliothek
IdunL 2	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Leipzig, 5. Mai, o. A. [1870], Handschriftensammlung, Sign.:H.I.N. 49046, Wienbibliothek
IdunL 3	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Leipzig, 7. Juni, o. A., Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49047, Wienbibliothek
IdunL 4	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Leipzig, 2. November, o. A. [1870], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49048, Wienbibliothek
IdunL 5	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Leipzig, 22. Februar 1869, Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49049, Wienbibliothek
IdunL 6	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 28. August 1863, Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49053, Wienbibliothek
IdunL 7	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 23. August, o. A. [1866], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49054, Wienbibliothek
IdunL 8	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 4. November 1863, Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N.49055, Wienbibliothek
IdunL 9	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 28. Dezember 1866, Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49056, Wienbibliothek
IdunL 10	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 27. August, o. A. [1868], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49057, Wienbibliothek
IdunL 11	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Wien, 16. August, o. A. [1867], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49058, Wienbibliothek
IdunL 12	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Franzensbad, 28. Juni, o. A., Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N.49059, Wienbibliothek
IdunL 13	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Ort unbekannt, 28. Dezember, o. A. [1844], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49060, Wienbibliothek
IdunL 14	Iduna Laube an Betty Paoli (Korrespondenz), Ort unbekannt, 9. Juli, o. A. [1876], Handschriftensammlung, Sign.: H.I.N. 49062, Wienbibliothek

Abstract

Iduna Laube war eine im 19. Jahrhundert lebende Frauenrechtlerin und Salondame. Anders als ihr Ehemann Heinrich Laube, der aufgrund seiner Tätigkeit als Burgtheaterdirektor und Dramatiker in zahlreichen theaterhistoriografischen Schriften Erwähnung findet, blieb Iduna Laube trotz ihrer Leistungen als Frauenrechtlerin im Diskurs um die österreichische Frauenbewegung bis heute unbeachtet. Diese Arbeit macht es sich daher zur Aufgabe, sich dieser offensichtlichen Lücke anzunähern und zumindest teilweise zu schließen. Anhand der Transkription von 20 Briefen, die Iduna Laube über mehrere Jahre an die Schriftstellerin Betty Paoli schrieb, sowie eines Briefs an die Schriftstellerin Auguste Littrow-Bischoff, versuche ich das außerordentliche Schaffen Laubes zu beleuchten und vor dem Hintergrund der im 19. Jahrhundert wirksamen gesellschaftlichen Diskurse zu reflektieren. Dabei gliedert sich die Arbeit in vier Hauptkapitel, die jeweils unterschiedliche Aspekte im Leben und Schreiben Laubes verhandeln. Da die Hauptdokumente meiner Arbeit die Briefe Iduna Laubes darstellen und es sich hierbei um eine spezifische mediale Repräsentationsform handelt, widmet sich das erste Kapitel der Briefkultur des 19. Jahrhunderts, welche mit der Entdeckung der Frau als Briefeschreiberin deren Wirkungsraum zwar erweiterte, jedoch durch ihre signifikante Regelgebundenheit diesen neu gewonnen ‚Schreibraum‘ wiederum besetzte und sanktionierte, wie es auch die Briefe Iduna Laubes bezeugen. Das in den Briefstellern gleichfalls durch den Einfluss der Aufklärung postulierte Ideal des ‚Leichten‘ und ‚Natürlichen‘ wird jedoch gerade durch die in Iduna Laubes Briefe zum Ausdruck kommende Melancholie und Schwermut als ‚bloße‘ Disziplinierungsstrategie entlarvt: Im zweiten Hauptkapitel dieser Arbeit verhandle ich daher jene Gefühlszustände, deren briefliche Manifestation nicht nur die Anforderungen der von Männern geprägten Briefkultur unterläuft, sondern implizit den modernen Subjektentwurf einer vom Rationalismus geprägten androzentrischen Gesellschaft in Frage stellt. Das darauffolgende Kapitel widmet sich den Leistungen Iduna Laubes als Frauenrechtlerin und Mitbegründerin des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins und beleuchtet zudem die Abhängigkeit des Vereins von der Gunst einer männlich dominierten Öffentlichkeit, deren Einfluss die emanzipatorischen Vereinsbestrebungen zunehmend beschränkte. Im letzten Hauptkapitel wird Iduna Laube schließlich durch Beschreibungen ihrer Zeitgenossen in ihrer Funktion als Salondame sichtbar. Dabei erweist sich die kunsttheatrale Form des frz. Konversationsstücks nicht nur als mediales Vorbild für die spezifische Ausprägung und Etablierung der Wiener Salonkultur; das in dem französischen Konversationsstück als auch in den Zitaten über Iduna Laube offenbar werdende Frauenbild verweist auf eine Wechselbeziehung zwischen der Wiener Salonkultur des 19. Jahrhunderts und dem frz. Konversationsstück als Verhandlungsort und spezifische Repräsentationsform diskursiver Weiblichkeit.

Curriculum Vitae

Alexia Kathmann

Ausbildung

10/2007 – dato	Studium: Theater-, Film- und Medienwissenschaft (Universität Wien)
07/2005 – 09/2007	Praktikum: Ludwigsburger Kreiszeitung Hospitanzen: SWR 4 Radio Stuttgart und Radiostation Die Neue 107.7
09/2001 – 06/2005	Helene-Lange Gymnasium (Deutschland) Abschluss Abitur
09/2002 – 08/2003	Schüleraustausch in Quebec (Kanada)
09/1996 – 07/2001	Gymnasium Korntal (Deutschland)

Künstlerische Tätigkeit (Auswahl)

07/2013 – 09/2013	Theaterproduktion <i>Everybody loves Karaoke</i> im BRICK-5 (Text und Schauspiel)
08/2012 – 10/2012	Performance $1+1+1=(1\pm\infty)/1$ im Kunst- und Kulturzentrum Werk (Konzeption, Text und Schauspiel)
06/2010 – dato	Musikprojekt <i>Legless Man & Headless Woman</i> (Komposition, Text und Gesang)